[B]iogr. 809 ld (More)

Ch. Kreuß.
<36601496470010
<36601496470010
Bayer. Staatsbibliothek

Hanna More.

Hanna More,

auch ein Schriftstellerleben.

Dargestellt nach Roberts und anderen Quellen

von der Verfasserin des:

„Leben und Denkwürdigkeiten der Frau Elisabeth Fry.“

Mit einem Anhange,

enthaltend:

Auszüge aus Hanna More's Schriften.

(Geschenk der Verfasserin.)

Hamburg, 1849.

Agentur des Rauhen Hauses zu Horn.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Motto: „Im großen Reiche der Wahrheit müssen nicht nur ordinirte Bekenner seyn, welche sie um bestimmten Lohn, zu vestgesetzten Zeiten und in vorgeschriebener Form, Maaß und Ziel verkündigen, die Bedürfnisse der Kranken, Blinden, Lahmen, auf Straßen und an Zäunen liegenden Gichtbrüchigen und die faule Gemächlichkeit der Weichlinge erfordern auch Missionare und Freyprediger, so Trost umsonst ausspenden und das Licht denen unter die Augen stellen, die nicht sehen wollen. Ihr Lohn heißt: Mit Thränen säen um mit Freuden zu erndten.“

J. C. Freyherr v. Moser.

(Dr. Leidemit. S. 33. N. A. Frkf. a. M. 1843.)

Dem geliebten, einzigen Bruder

die Schwester.

Vorwort.

Wir führen dem uns freundlich gesinnten Leserkreise hier in unserer Hanna More ein neues Lebensbild vor, und wünschen, daß es dieselbe freundliche und nachsichtsvolle Aufnahme finden möge, die unserer Elisabeth Fry zu Theil geworden.

Hanna ist gewissermaßen als eine Vorgängerin Jener zu betrachten, durch den Einfluß, den sie auf die höhern Stände geübt hat und zumal auf die Erziehung der weiblichen Jugend. Sie hat dadurch mindestens die Bahn gebrochen und den Boden geebnet für die auszustreuende Saat des Guten.

Andere begabte Frauen schlossen sich den Bestrebungen Hanna More's an auf diesem Gebiete — wir nennen unter ihnen nur eine Grace Kennedy, Mary Edgeworth (erst jüngst achtzig Jahr alt verstorben) und später Felicia Hemans — und Andere.

Die geistigen Beziehungen auf diesem Gebiete zwischen jenen beyden zuerst genannten Frauen sind unverkennbar, und ließen sich wohl von dem mit den dortigen Zuständen näher Vertrauten bis in's Einzelne verfolgen. Auch so liegen der zarten Verbindungsfäden schon manche klar zu Tage.

Noch auf einem anderen Felde dürfen wir Hanna More als den Herold der geliebten Elisabeth Fry begrüßen: wir meinen in der Sorge für die Armen und Verlassenen unter dem Volke, zumal aber für deren Kinder.

Auf beyden, wie auf ähnlichen und verwandten Gebieten einheimisch, tritt uns aber unstreitig, als der würdigste Vermittler zwischen den beyden lieben Frauen, bedeutsam die edle Persönlichkeit William Wilberforce's entgegen, strahlend in der Glorie der reinsten Menschenliebe — wo wäre ein Unterdrückter, dessen Sache er nicht geführt hätte!? Er war und blieb der Freund beyder Frauen, wenn auch Hanna More des Vorzugs genoß, ihn bereits in seiner Jugend gekannt und erkannt zu haben. Persönliche Berührungen scheinen unter den beyden edlen Frauen nur wenige stattgefunden zu haben — zu unserer Kunde sind nur folgende gelangt.

Im Jahre 1818 hatte Hanna More der lieben Elisabeth Fry, durch einen gemeinschaftlichen Freund (wahrscheinlich Huber, Uebersetzer der Mehrzahl ihrer Schriften

in das Französische) ein Exemplar ihrer Abhandlung: „Die Religion im Leben“ (Practical Piety) zustellen lassen, mit einer eigenhändigen Inschrift, worin sie die volle Anerkennung ihres Wirkens ihr ausspricht. Diese Anerkennung war eine gegenseitige; wir fanden in den Tagebüchern der Fry ihre Freude über dies empfangene Freundschafts-zeichen, mit lebhafter Werthschätzung der Geberin, ausgesprochen.

Aus dem Jahre 1826 findet sich weiter (in den „Denkwürdigkeiten der Elisabeth Fry“) ein Brief von Hanna More, als Antwort auf ein geringfügiges Ansuchen der Elisabeth Fry, woraus erhellt, daß diese nicht lange zuvor, auf einer ihrer Reisen, Barley-Wood berührt und dort also die beyden theuren Frauen sich von Angesicht zu Angesicht gesehen und inniges Wohlgefallen an einander gefunden hatten.

Es blieb jedoch wohl bey dieser einzigen persönlichen Berührung, denn Hanna hatte sich bereits vor Vollendung der ersten Lebenshälfte nach der Grafschaft Sommerset zurückgezogen, die fortan vorzugsweise der Schauplatz ihrer wohlthätigen Wirksamkeit seyn sollte. Elisabeth Fry aber lebte vornämlich in Norfolk, wenn sie nicht in London selbst weilte. In jener großen Weltstadt aber würden die Beyden wohl kaum je zusammengetroffen seyn, da sie in ganz verschiedenen Lebenskreisen sich bewegten. Auch ist Hanna More nach 1813 nicht wieder nach London gekommen.

Jetzt weilen Beyde nun schon längst in jenen höheren Regionen, wo das Geistverwandte nicht mehr durch die schwere Körperhülle gefesselt, noch durch Raum und Zeit getrennt wird — und von wannen sie gewiß noch mit liebendem Antheil und segnend auf

die herabblicken, die in ihrem Sinne zu wirken, sich aufgefordert fühlen möchten!

Hiemit sey zugleich der Zweck dieses Büchleins ausgesprochen, wie der Wunsch der es geleitet; mögen beyde reich in Erfüllung gehen!

Hamburg, im März 1849.

Inhalt.

Seite.

I. Buch. 1745—1785. **Von der Geburt bis zur Uebersiedelung nach Cowslip-Green.** 1

Erster Abschnitt. 1745—1773. Bis zum ersten Besuche in London. „Das Suchen nach Glück.“ 3

Zweyter Abschnitt. 1773—1778. Bis zu Garricks Tode. „Percy.“ „Geistliche Dramen.“ „Bas bleu.“ „Ritter Eldred.“

Dritter Abschnitt. 1778—1785. Bis zum Zurückziehen nach Cowslip-Green........ 25

II. Buch. 1785—1802. **Bis zur Uebersiedelung nach Barley-Wood.** 37

Erster Abschnitt. 1785—1789. Newton. „Sitten der Vornehmen.“.......... 39

Zweyter Abschnitt. 1789—1792. Cheddar. Armenschulen. „Religion der Gebildeten.“................. 50

Dritter Abschnitt. 1792—1794. Volksschriften u. s. w. 89

Vierter Abschnitt. 1794—1802. Neue Schulen — Wedmore — Blagdon. Verfolgung. 101

Seite.

III. Buch. 1802—1828. Bis zur Uebersiedelung nach Clifton. 121

Erster Abschnitt. 1802—1811. „Winke über die Erziehung einer jungen Fürstin." „Coelebs." 123

Zweyter Abschnitt. 1811—1820. „Religion im Leben." „Christliche Sittenlehre." „Versuch über St. Paulus." „Moralische Skizzen." — Tod der Schwestern. 236

Dritter Abschnitt. 1820—1828. „Der Geist des Gebets." 155

IV. Buch. 1828—1833. Bis zum Tode. 191

Erster Abschnitt. Letzte Lebensjahre — Tod. 193

Zweyter Abschnitt. Rückblick — Schluß. 206

Anhang.

Anlage A. Schreiben der Hanna More an den Bischof von Bath und Wells. 225

Anlage B. Die politischen Kannengießer (Gespräch)... 251

Anlage C. Karakterschilderungen. 279

I. König Georg III. 279

II. William Wilberforce. 270

Anlage D. Auszüge und kleinere Bruchstücke aus den ethischen Schriften der Hanna More 317

I. Nothwendigkeit religiöser Erziehung. (Aus den: Moral Sketches.) 317

II. Aus der Vorrede zur: Religion im Leben (Practical Piety). 320

III. Die Religion ist ins Leben überzuführen (Ebendaselbst). 323

IV. Die stoßweise Religiosität. (Ebendas.) . 325

V. Ueber die verkehrte und die rechte Art, Welt und Christenthum zu verbinden. (Aus den: Gedanken über die Sitten der Großen.) 326

Seite.

VI. Uebereinstimmung des Wandels mit dem Bekenntnisse. (Ebendas.) 329

VII. Das Beyspiel der Vornehmen wirkt auf den geringen Mann. (Ebendas.) 334

VIII. Die würdige Sonntagsfeyer der höhern Stände. (Aus der Vorrede zur 2. Ausgabe.) 337

IX. Das Christenthum wird in unsern Tagen von sich selbst ausgeleert. (Aus der: Würdigung der Religion der vornehmen Welt.) 340

X. Unser Jahrhundert wird das der thätigen Menschenliebe genannt. (2. Kapitel Ebendas.) 344

XI. Die religiöse Erziehung der vornehmen Jugend. (Aus dem 3. Kap. Ebendas.) 357

XII. Religion muß früh eingeflößt werden, um dem Alter zu gute zu kommen. (Ebendas.) 361

XIII. Man lehre die Jugend Entsagung und Selbstverläugnung. (Ebendas.) 363

XIV. Religiöse Erziehung macht nicht ungeschickt für's Geschäftsleben, noch zu feinerer Weltbildung. (Ebendas.) 367

XV. Die stillen und unscheinbaren Tugenden des Christen werden von der Welt gering geschätzt. (Aus dem 4. Kap.) 375

XVI. Das Evangelium das Tiefste und zugleich Einfachste. (Ebendas.) 378

Anlage E. Schreiben des Geistlichen, Herrn Stephens, an Hanna More über deren letztes Werk: Der Geist des Gebets. 383

Berichtigungen.

Seite 21, Zeile 5 v. o. lies: Review, statt: Revien.
= 92, = 5 v. u. = Politics, statt: Potiticks.
= 128, = 8 v. o. = Johnstone, statt: Johnston.
= 158, = 18 v. u. ist einzuschalten nach: So, wie mit den unschmackhaftwerdenden Vergnügungen, —.
= 252, = 7 v. u. lies: Warum, statt: Worum.
= 252, = 8 v. u. = ein jeder Mann, statt: ein jedermann.
= 286. Anmerkung zur 3. Zeile von unten: Georgium Sidus, Georgsstern, Name den Herschel der neuentdeckten Vesta gegeben.
= 288, Zeile 3 v. u. lies: Erstlingspfand, statt Unterpfand.
= 308, = 3 v. u. = Bildes, statt: Bilds.
= 311, = 10 v. o. = ordinances, statt: ordinaries.
= 343, = 7 v. o. = auf Seiten, statt: von Seiten.
= = = 9 v. o. = auf Seiten, statt: von Seiten.
= 353, = 3 v. u. = der nicht einen, statt: der einen.

Kleinere Versehen uud Ungleichheiten in der Schreibart bittet man zu übersehen.

Erstes Buch.

1745–1785.

Von der Geburt bis zur Uebersiedelung nach Cowslip-Green.

Erster Abschnitt.

1745—1773.

Bis zum ersten Besuche in London.

Hanna More wurde am 2. Februar des Jahres 1745, in der Gemeine Stapleton unweit Bristol, in der Grafschaft Gloucester, als die vierte von fünf Töchtern des Rektors der dortigen lateinischen Schule, geboren; eines wackeren und gelehrten Mannes. Er, der früher Wohlhabende, war durch die Streitsucht eines Vetters um die Aussicht auf einen schönen Grundbesitz gekommen und konnte nun seinen zahlreichen Töchtern wenig mehr geben, als eine gute Erziehung, und zwar eine gründlichere, als man sie damals und wohl mitunter auch jetzt, für Frauen ersprießlich hält. Diese Bildung fand keinen unfruchtbaren Boden und setzte seine Kinder in den Stand, sich später einen Wirkungskreis der ehrenvollsten und wohlthätigsten Art, sowie eine unabhängige Stellung in der Welt zu schaffen.

1*

Außer unserer Hanna, die schon in frühester Kindheit durch ungewöhnliche Regsamkeit des Geistes und Anlagen hervorragte, zeichnete sich unter den Schwestern noch Sara aus, die Zweytgeborene, durch eine ursprüngliche Ader von Witz und ächten Humors, wie durch scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit; sodann Martha, die jüngste, durch praktisches Geschick und beharrliche ausdauernde Treue in jeglichem Werk.

Hanna, die begabteste unter den Schwestern, scheint die ersten, oft so tiefe Wurzeln treibenden und die Lebensrichtung bestimmenden Eindrücke — wie einst in Linné durch die ihm zum Spiel auf die Wiege gestreueten Blumen der Sinn für die Botanik geweckt ward — schon auf dem Schooße ihrer Wärterin, und etwas später zu den Füßen ihres Vaters empfangen zu haben. Jene, eine vieljährige Dienerin im Hause Drydens, wußte der kleinen, im Fragen unermüdlichen Hanna viel von dem großen Dichter zu erzählen, weckte dadurch in ihr den Sinn für Poesie und gab ihr die Richtung auf die ideale Seite des Lebens. Des Vaters Erzählungen aber von den Helden des Alterthums, die Lebensbeschreibungen und Sinnsprüche des Plutarch, die sie aus seinem Munde vernahm, wirkten stählend ein auf die entschiedene Richtung ihres Karakters. Zugleich wurde sie fast unbewußt mit der lateinischen Sprache vertraut,

da der Vater mit einem seltenen Gedächtnisse begabt, das ihm die zufällige Einbuße eines Theils seiner Büchersammlung bey seiner Uebersiedelung zum Theil ersetzte, die Gewohnheit hatte, die Reden seiner Helden zuerst in der Ursprache, dann übersetzend wiederzugeben.

Hanna's Ohr lauschte wohlgefällig den volltönenden Klängen, und hierauf fortbauend, erlangte sie, vom Vater geleitet, bald eine Kenntniß der lateinischen Sprache*), die, als Stammmutter, ihr später die Erlernung der abgeleiteten französischen, italienischen und spanischen ungemein erleichterte.

Das Französische erlernte sie früh durch Vermittelung ihrer ältesten Schwester, die um sich zum Erziehungsberufe vorzubereiten, in einer französischen Anstalt zu Bristol verweilte, am Schluß jeder Woche aber in das väterliche Haus zurückkehrend, der Wißbegierigen das Erlernte alsbald mittheilte. Durch den Umgang mit einigen kriegsgefangenen französischen Offizieren feiner Bildung, die Zutritt in Herrn More's Hause gewonnen hatten, und denen Hanna bald zum Dolmetscher diente, gelangte sie zu jener Fertigkeit in der fremden Zunge und zu der schönen Aussprache, die man später an ihr zu bewundern hatte.

*) Sie vervollkommnete sich später in dieser unter Leitung des James Newton, der über die seltenen Fortschritte seiner Schülerin nicht wenig erstaunt war.

Auch die Mathematik, Frauen sonst unzugänglich, hatte Hanna's Vater in den Bereich ihres Unterrichts gezogen. Hanna's Wißbegier war grenzenlos und wurde von der Mutter, die, selbst nur einfach erzogen, doch gesunden Urtheils und vesten Karakters, den Werth einer guten Erziehung zu schätzen wußte, kräftig unterstützt, wenn etwa der Vater über sein eigenes Gelingen bey der Tochter Unterricht fast erschreckt, zögerte, denselben weiter auszudehnen. Von der Mutter scheint sie auch die tiefen Eindrücke wahrer Herzensfrömmigkeit empfangen zu haben, die ihre ganze Lebensrichtung durchdrangen und bestimmten.

Mittlerweile hatte das spärlich zugemessene Einkommen des wackern Schulmannes mit der heranwachsenden Kinderzahl und ihren sich mehrenden Bedürfnissen nicht Schritt halten wollen. Und so sahen denn seine Töchter sich darauf angewiesen, nach einem, ihr anständiges Fortkommen sichernden Berufe sich umzusehen. Sara berichtet davon später einmal eben so anziehend als launig: „wie, da die väterliche Speisekammer zu schmal geworden, sie mit einer Flasche Wasser, einem Bette und einer Decke versehen, sich aufgemacht — ausgestattet mit ein wenig Gelehrsamkeit mehr im Kopfe, als Andere — und die denn eben auch hingereicht habe Solchen davon mitzutheilen, die davon noch weniger als sie besaßen — ihnen selbst aber

zu Dach und Fach zu verhelfen und sodann das große wüste Haus mit den Nothwendigkeiten des Lebens auszufüllen."

Maria, die älteste Tochter, gründete 1757 im einundzwanzigsten Lebensjahre, in Gemeinschaft mit ihren Schwestern, eine weibliche Erziehungsanstalt in Bristol, welche bald wegen der Gründlichkeit des darin ertheilten Unterrichts, und dessen religiöser Grundlage, wie auch von trefflichen Freunden begünstigt, einen raschen Aufschwung nahm. Sie wuchs allmählig, bis sie sechszig Schülerinnen zählte, und hätte diese Zahl noch steigern mögen, wenn die Schwestern nicht die Grenzen eines von ihnen zu übersehenden Kreises gewissenhaft sich selbst gezogen hätten. So sahen sie nach Verlauf einiger Jahre sich schon im Stande, dem alternden Vater eine völlig sorgenfreye anmuthige Zurückgezogenheit darzubieten, deren er bis an sein Lebensende (1782) bey noch frischen Geisteskräften heiter genoß.

Die kindliche Dankbarkeit hatte hier der verständig pflegenden Vaterliebe die reichsten Zinsen getragen.

Hanna, bey der Gründung der Anstalt im dreyzehnten Lebensjahre stehend, theilte fortan mit der jüngsten Schwester, Martha, nicht allein Unterricht und Spiel mit ihren Altersgenossen daselbst, sie wußte auch jede sich darbietende Gelegenheit zur Vermehrung ihrer Kenntnisse treu zu

benutzen. Der Umgang mit älteren gelehrten und geistvollen Männern, welche frühe schon sie ihrer Aufmerksamkeit würdigten, wie der Verkehr mit trefflichen Frauen, trugen zu ihrer Ausbildung nicht wenig bey.

So wußte sie, sechszehn Jahre alt, die Bekanntschaft mit dem Astronomen Ferguson, der in Bristol Vorlesungen über seine Wissenschaft hielt, wohl auszubeuten. Eben so wirkten ein paar Jahre später des älteren Sheridan (Thomas) Vorträge über Beredsamkeit so anregend auf das jugendliche Gemüth, daß ihre Muse sich in Dank und Bewunderung gegen ihn aussprach. Eine Huldigung, die der geistreiche Mann wohlgefällig hinnahm und die dessen persönliche Bekanntschaft mit ihr vermittelte.

Durch solchen Fleiß und solche Treue mehrte sie — obwohl von Kindheit an oft durch Kränkeln gehemmt — nicht nur den Schatz eigener Erkenntniß — dieß Beyspiel konnte auch nicht anders als anregend und fördernd in der Mitte ihrer jugendlichen Genossen wirken. Der Einfluß, den ein so reges Geistesleben hier geübt haben mag, ist wohl kaum zu berechnen. Für diesen Kreis war es denn auch, daß Hanna — siebenzehn Jahr alt — 1762 zum ersten Male öffentlich mit ihrem Talente hervortrat. Es sollte, wie auch in anderen Schulen Gebrauch, von den jungen Mädchen ein Schauspiel eingeübt werden, und da sich gerade kein dazu

geeignetes vorfand, dichtete Hanna ihr erstes Drama, eine Art Idylle: Das Suchen nach Glück. Dieses wird von den handelnden Personen auf verschiedenen Wegen gesucht und zuletzt auf dem der Gottseligkeit gefunden. Es war zugleich — noch unbewußt — der Typus ihres Lebens und Strebens —, denn ihr Suchen war und blieb kein leeres, sondern ein sich seines Inhaltes und Ziels immer mehr bewußt-werdendes.

Ihr zweyter poetischer Versuch war eine freye Bearbeitung des Regulus nach dem Metastasio; wie sie denn überhaupt in jener Zeit durch Nachbildung einiger seiner Stücke, wie durch die Uebertragung der Oden des Horaz ihren Styl zu bilden suchte und an Leichtigkeit des Ausdrucks gewann, ohne einigen Werth auf diese Uebungen zu legen. Ihre geistreiche Unterhaltung muß schon damals höchst anziehend gewesen seyn, da der Arzt, der sie in einer gefährlichen Krankheit behandelte, eines Morgens den eigentlichen Zweck seines Besuchs so ganz darüber vergessen konnte, daß er erst, schon auf der Treppe, sich besinnend umkehrte, um nach ihrem Befinden zu fragen.

Hanna war nun, geschätzt und geehrt von den bedeutendsten Persönlichkeiten (unter denen wir nur den Dechanten von Gloucester, **Dr.** Tucker nennen) zweyundzwanzig Jahr alt geworden, als ein Verhältniß sich entspann, das einen ent-

scheidenden Einfluß auf ihren ferneren Lebensgang zu üben bestimmt war.

Unter den Zöglingen der Anstalt befanden sich zwey Misses Turner, durch welche Hanna's und ihrer Schwestern Bekanntschaft mit deren Vetter vermittelt wurde, der auf einem reichen und mit Geschmack angelegten Grundbesitze in der Nähe Bristols wohnte. Hr. Turner war ein Mann von Erziehung, ja von ungewöhnlicher Geistesbildung und noch unvermählt. Er wurde bey näherem Umgange so sehr von der Geistesanmuth Hanna's angezogen und gefesselt, daß er, obwohl zwanzig Jahre älter denn sie, ihr seine Hand bot. Hanna nahm den Antrag an, gab, in dieser Aussicht, ihren Antheil an der Schule auf, und verwendete eine bedeutende Summe auf eine Ausstattung, wie sie der Gattin eines wohlhabenden Mannes ziemen mochte.

Der Hochzeitstag war schon ein paarmal vestgesetzt gewesen, allein der Bewerber hatte immer wieder ihn hinauszuschieben gewußt. Das Verhältniß schleppte sich einige Zeit so hin, bis Hanna's ältere Schwester und ihr geistlicher Freund und Berather, Dr. Stonehouse, bey so wunderlichem Benehmen des Freyers, Hanna bestimmten, das Verhältniß abzubrechen und Herrn Turner sein Wort zurück zu geben. Dieser weigerte sich beharrlich, in die völlige

Lösung desselben zu willigen — in einer letzten vertraulichen Unterredung indeß, die er mit Hanna hatte, wurde mit freundlicher Uebereinkunft das Band gelöst. Doch wünschte Turner durch das Anerbieten eines Jahrgeldes mindestens die Störung in Hanna's äußeren Verhältnissen auszugleichen. Hanna lehnte dieß entschieden ab; Hr. Turner aber, hiebey sich nicht beruhigend, wandte sich nun an Dr. Stonehouse. Dieser, nachdem er mit Hanna's Schwester sich berathen, fand, nach reiflicher Erwägung, daß der Vorschlag, wenn auch zu ermäßigen, doch nicht abzuweisen sey. Hanna erfuhr von allen den Verhandlungen nichts, bis die Sache abgeschlossen war und willigte endlich zögernd ein, um nicht die Gekränkte zu spielen, um so mehr, da diese Rente von 200 Pf. Sterling ihr unter der zarten Hülle einer Förderung ihrer literarischen Bestrebungen dargeboten ward. Herr Turner blieb von da an ihr beständiger, ergebener Freund und Verehrer; ob daheim, oder in Gesellschaft, nie leerte er sein Glas als auf Hanna's Wohlseyn. Es scheint diese „Huldigung ihres Genius" aus der Ferne, ihm vollkommen genügt und mit den einsamen Gewöhnungen eines bereits alternden Junggesellen mehr übereingestimmt zu haben, als ein näheres Zusammenleben mit seiner „Muse" gethan haben möchte — da dieses doch immer das Opfer jener langen Gewöhnung geheischt haben würde.

Hanna blieb im freundlichen Verkehr mit dem entlassenen Bewerber, übersandte ihm in dankbarer Anerkennung seiner anspruchslosen Verehrung, stets ein Exemplar jeder ihrer späteren Schriften und fand sich, bey seinem Tode, noch mit einem Vermächtniß von 1000 Pf. Sterling als Denkzeichen seiner dauernden Werthschätzung freundlich bedacht.

Dieses Ereigniß mag denn doch einen tieferen Eindruck auf Hanna's zartes und weiches Gemüth hinterlassen haben und von ihr als ein Fingerzeig aufgenommen worden seyn, unvermählt zu bleiben. Wir sehen sie später ein paar Anträge geistig bedeutender Männer ablehnen, jedoch in so zarter Weise, daß sie sich die Freundschaft und Hochachtung derselben für das Leben zu erhalten wußte.

Zweyter Abschnitt.

1773—1778.

Bis zu Garricks Tode.

Da das erste ihrer Stücke, das Suchen nach Glück in vielen oft sehr fehlerhaften Abschriften in Umlauf gekommen war, entschloß Hanna sich im Jahre 1773 dieß kleine Drama in den Druck zu geben. Es fand allgemeinen Beyfall in den höheren Kreisen der Hauptstadt und wurde die Brücke für ihren Zutritt darin, als sie kurz darauf, mit ihren Schwestern Sara und Martha, London zum erstenmale besuchte.

So sah denn nun Hanna ihr sehnliches Verlangen erfüllt; sie fand sich in Berührung mit allem, was damals als gelehrt, als geistreich, als glänzend in jenen Kreisen sich bewegte, und zwar mit dem Bewußtseyn einer gewissen, wenn auch bescheidenen Ebenbürtigkeit.

In ihren vertraulichen Briefen macht sie eine ergötzliche Schilderung ihrer ersten Londoner Toilette und der ausgestandenen Martern unter den Händen des „Haarkünstlers". Zwar hatte sie ihm die größte Einfachheit empfohlen, aber doch fand sie sich so durch den abenteuerlichen Kopfputz entstellt, daß sie, „wie ein eitles Mädchen nach überstandenen Blattern, keinen Blick in den Spiegel zu werfen sich getraute". Freylich trug man damals ganze Aufsätze von Früchten, drey, vier lange bunte Straußfedern hingen hinten vom Haupte herab. Bis denn endlich Garrick, in einem Lustspiel, im weiblichen Anzuge auf die Bühne tretend, einen ganzen Gemüsegarten auf dem Kopfe, zwey lange Mohrrüben an beyden Seiten herabhängend — der Unsitte auf einmal ein Ende machte!

In einem anderen Briefe geißelt Hanna ein anderes Unwesen ähnlicher Art mit folgenden Worten: „Die Zeiten der Pikten und Scoten sind wiedergekehrt! Die Frauen bestreuen das Haupt mit gelbem Puder (à la Maréchal), der ihr Antlitz färbt. Bald wird man einer Dame als größte Schmeicheley, nicht mehr sagen: Sie sind weiß wie eine Lilie, sondern Sie sind gelb wie ein Krokus."

Das Theater übte, bey der Richtung, die ihre Muse zuerst genommen, natürlich auf Hanna die größte Anziehungskraft aus, und diese konnte

durch Garricks unvergleichliches Talent und seine hervorragende Persönlichkeit nur noch verstärkt werden.

Sie sah ihn zuerst im König Lear — und der Eindruck war fast ein überwältigender! Dennoch war ihre Auffassung seines Spiels so treffend, ihre Darstellung davon so klar, daß Garrick, als er den Brief, den Hanna an eine beyderseitige Freundin darüber geschrieben, gelesen hatte, — er, hocherfreut, sich so verstanden zu sehen, die Bekanntschaft der jungen Schreiberin nachsuchte, und bald ihr persönlicher Freund, ja der gütige Beschützer dieses keimenden Talentes wurde.

So wurde der Grund zu einer Freundschaft gelegt, die, selbst den Tod des Freundes noch überdauernd, auf seine Wittwe übertragen, von Hanna mit seltener Treue und Hingebung bewahrt wurde.

Unter Garricks Schirm und Mitwirkung bot denn auch Hanna im folgenden Jahre ihren Regulus, sorgfältig überarbeitet, unter dem Titel: Der unbeugsame Gefangene der Oeffentlichkeit dar. Garrick dichtete sogar zu dessen erster Aufführung einen Epilog; er selbst war hinter den Koulissen, um die Aufführung zu überwachen. Die Schwestern alle zugegen — die Versammlung aus der Blüthe der vornehmen Welt bestehend — der Erfolg glänzend.

Von nun an wiederholten sich Hanna's Besuche in London jährlich. Bey längeren Anwesenheiten bewohnte sie eine Privatwohnung in Garricks Nähe (Adelphi). Außer Garrick, in dessen Hause sie die gastfreyste Aufnahme fand, oft wochenlang mit ihnen auf deren Landsitze (Hampton) in Londons Nähe weilend, gehörten zu den ausgezeichneten Freunden, die sie dort sich gewann, und die auf ihre geistige Ausbildung entschieden einwirkten, — Sir Josua Reynolds, der berühmte Maler und Samuel Johnson, der bekannte Kritiker — der trockene und oft etwas allzu prosaische Kommentator Shakespeare's. Von Frauen nennen wir besonders Mrs. Delany, die bereits achtzigjährige vertraute Freundin und Korrespondentin Swifts, sodann Mrs. Elisabeth Montagu*), die Schwergeprüfte! (nicht mit Lady Mary Wortley Montagu, der berühmten Briefstellerin zu verwechseln); die verwittwete Herzogin von Portland, sowie einige andere ältere Damen von hohem Range und ernster Geistesrichtung.

*) Elisabeth Montagu, Tochter des Matthias Robertson zu York, geb. 1720; erhielt eine gelehrte Erziehung und heirathete 1742 den Enkel des ersten Grafen von Sandwich, Eduard Montagu. Früh verwittwet und ihres einzigen Sohnes beraubt, war sie Herrin über ein großes Vermögen geworden. Sie war die Freundin Lyttleton's und schrieb im Jahr 1769 einen trefflichen: Versuch über Shakespeares Geist und Schriften. † 1800.

Ein besonders anmuthiges Verhältniß entspann sich zwischen unserer Dichterin und Johnson — dem so trocknen, oft rauhen Johnson. Unter der Hülle des Witzes, des Scherzes und der Heiterkeit hatte sich ein wahrhaftes Kindesverhältniß Hanna's zu ihm gebildet. Sie war so sehr sein Liebling geworden, daß, wollte man den alten Herrn zur Mittheilung bewegen, man Hanna ersuchte, sich an seine Seite zu setzen, — eine Kriegslist, die niemals mißlang. Der trockene Kritiker trug unter der rauhen Hülle ein weiches, ja ein frommes Gemüth, und Hanna hat in ihren eben so natürlichen als vertraulichen Briefen an die Ihrigen uns einige liebliche Züge davon aufbehalten.

Einst hatte Johnson mit ihrer Strenge ein wenig sie aufziehend, sie darüber zur Rede gestellt, daß sie die Schriften von Port-Royal (ascetische Schriften der Jansenisten — unter uns bekannt durch Reuchlins schätzbare Arbeit) lese und die **Pensées de Pascal.** Hanna wollte sich eben anschicken, alles Ernstes sich zu vertheidigen, als Johnson sie unterbrach und sie an beyden Händen fassend, sprach: „Liebes Kind, ich freue mich, daß Sie überhaupt erbauliche Bücher lesen und frage nicht darnach, ob sie von Katholiken oder Anderen geschrieben sind.“ Eine große Thräne, die an seiner männlichen bereits gefurchten Wange hinabrollte, beurkundete den Ernst seiner Empfindung.

So hatte er sich auch von der lebhaften Sara von dem freundlichen und ersprießlichen Zusammenwirken der Schwestern erzählen lassen und war davon so ergriffen worden, daß er ausrief: „Ja wahrhaftig! ich muß euch auch in Bristol besuchen; fünf Frauenzimmer, die einträchtig in Liebe bey einander wohnen und einander zum Frommen der Jugend unterstützen — das ist ja ein Leben, um das euch Herzoginnen beneiden möchten!“

In dem ungläubigen, leichtfertigen London lernte Hanna den Werth solcher Gesinnung immer inniger schätzen, und fühlte zu den Wenigen, die von der fast allgemeinen Ansteckung sich frey gehalten, desto mehr sich hingezogen.

Unter diesen war auch Sir Josua Reynolds, der berühmte Maler, an dem sie, neben seinem großen Talente, den Ernst der Gesinnung erkannte. Als er ihr einst klagte, daß sein treffliches Bild: die Berufung Samuels — bey den „Gebildeten“ mehr als einmal die Frage hervorgerufen, wer denn Samuel gewesen? rieth Hanna ihm halb scherzend, er möge einen Freund veranlassen, ein Oratorium: Samuel zu dichten, da werde es bald nicht mehr wider den guten Ton sein, zu wissen wer Samuel gewesen. Sie ermunterte ihn indeß, auch durch seine Kunst in Bildern die biblische Geschichte den Kreisen der vornehmen Welt wieder näher zu bringen — und hob dieß

als ein schönes und anmuthiges Hülfsmittel dazu hervor.

Hanna selbst wachte desto gewissenhafter über ihr eigenes Innere, um von dem allgemeinen Taumel nicht fortgerissen zu werden; sie wußte, besonders bey ihren späteren Besuchen in London, sich die stillen Morgenstunden zum ernsten Studium und zur eigenen Fortbildung zu wahren; sie trat muthig den zerstreuenden und den niedern Ständen ein so schlechtes Beyspiel gebenden Sonntags-gesellschaften entgegen und benutzte treu jede Gelegenheit, ihr Zeugniß für die Wahrheit vor der Welt, in der sie sich bewegte, abzulegen.

Der Oper entsagte sie, als zu zerstreuend und die Sinne berauschend auf ihr inneres Leben einwirkend — möge Jeder so gewissenhaft prüfen, welche geistige Diät ihm noth thue. „Gott hat uns Geist und Urtheil verliehen," pflegte sie zu sagen; „hier aber werden nur die Sinne, Gehör und Gesicht in Anspruch genommen." Doch die Musik, zumal die höhere geistliche, ist wohl mehr als ein bloßer Sinnenkitzel —? auch sie ist ein Engel zu unserem Dienste bestellt!

Hanna's Karakter bewies sich schon jetzt als ein gediegener und auf den vesten Grundsäulen des göttlichen Wortes ruhender; denn es war keine leichte Versuchung, die an sie heran trat, da in den glänzenden Kreisen ihr von den Vornehmen

und Geistreichen Weihrauch die Fülle gespendet wurde —! sie aber wandelte in Demuth und Einfalt, mit richtiger Werthschätzung der irdischen Dinge, den Pfad zu immer reicherer und völligerer Durchbildung und Vollendung ihrer geistigen Natur, dem von Gott ihr anvertraueten Pfunde.

Schon zwey Jahre nach seinem ersten Erscheinen hatte das Suchen nach Glück, 1775, die sechste Auflage erlebt; es war in Philadelphia nachgedruckt und ihr von dort ein Exemplar mit zwey Gedichten zu ihrem Lobe zugesandt worden. Sie schenkte nun ihrer jüngeren Schwester, Martha, das Verlagsrecht dieses Werkes, und diese, da wiederholte Auflagen nöthig wurden, sah darin eine hübsche Einnahme sich gesichert.

Kleinere Dichtungen: Ritter Eldred; Der blutende Fels — folgten in einem Duodezbändchen und wurden mit ungetheiltem Beyfall begrüßt. Sie selbst dachte bescheiden von den Erzeugnissen ihrer Muse und entschuldigte sie als einen harmlosen Zeitvertreib, immer noch besser als Kartenspiel u. dgl. Etwas später erschien der **Bas bleu** — Blaustrumpf*); ein scherzhaftes Gedicht, in dem Hanna die geistreichen Abende, im Kreise der Mrs. Vesey anmuthig darstellt.

---

*) Blaustrümpfe — **Blue-stockings** oder **the Blues** — Scherzname der Gelehrten besonders der Frauen.

Mit allerliebstem Humor erzählt Hanna in einem Briefe an die Schwestern einen Vorfall, der sich in Folge des Erscheinens ihres Eldred ergab. Garrick hatte bey einem großen Mittagsmahle ein Blatt der literarischen Zeitung Monthly Review aufgenommen, und begann nun den Ritter Eldred vorzulesen, mit all der Anmuth, dem Gefühl und der seltenen Gewalt jener klangvollen Stimme, die ihm zu Gebote stand, und von der die Sage geht, daß er durch das bloße Hersagen des Alphabeths die Hörer bis zu Thränen gerührt habe. Genug — Garrick las und — Hanna weinte! „Weinen! bey seinen eigenen Versen," meint Hanna, „nein! es war zu arg — ich hätte mich prügeln können! mußten die Anwesenden nicht glauben, daß ich sie sehr rührend finde, diese meine Verse! In meinem Leben hab' ich mich nicht so sehr geschämt. Aber, um dem Lächerlichen die Krone aufzusetzen, sah ich Mrs. Garrick mir gegenüber, ebenfalls die Augen voll Thränen — sie, weinend bey dem Vorlesen ihres Mannes! Und nun entschuldigte sie sich: „das Gedicht sey gar so rührend!" — und ich: „das Vorlesen sey gar so ergreifend!" — der Auftritt war zu komisch, so daß wir Alle ins Lachen geriethen und dieß gerade bey der Katastrophe, wo wir mit einigem Anstande etwas gerührt hätten seyn dürfen."

Im Jahre 1776 nahm Garrick von der Bühne Abschied. Hanna schreibt bey diesem Anlaß: „Garrick zieht sich von der Bühne zurück, reich beladen mit Ehren, sein Lorbeer grünt wie in den Tagen der Jugend. Wer kann der Bühne diesen Verlust ersetzen? Wer versteht nun den Schlüssel des Menschenherzens zu handhaben? Wer die Leidenschaften zu lenken mit Zaubergewalt? Wer wird die Bühne reinigen — und wer ach! wird künftig meine dramatische Muse leiten und fördern!" — Noch einmal — zum letzten Mal! — trat Garrick noch in jeder seiner bedeutenderen Rollen auf. So hatte Hanna denn Gelegenheit, ihn darin zu sehen, zu bewundern, und von jeder, wie von einem trefflichen Freunde auf nimmerwiedersehen Abschied zu nehmen. Und doch mußte sie sich sagen; dieß seyen nur noch die Strahlen seiner untergehenden Sonne, die sie kaum je im Vollglanze gesehen. Garrick erschien ihr in jeder zuletzt gesehenen Rolle am größten —: so groß, so tief durchdacht war seine Seelenmalerey — so tief, so groß aber auch seine eigene Seele, die solcher Auffassung fähig war!

Nach dieser Apotheose Garricks, die das jugendliche Gemüth der Dichterin begeistert mitgefeyert hatte, — des Mannes, der nicht nur von ferne als ein erhabener Genius ihr erschienen, der näher noch ihr persönlicher Freund und Schirm

geworden war — wie tief, wie schmerzlich mußte nicht die Lücke empfunden werden, die sein, wenige Jahre darauf plötzlich eingetretener Tod in ihrem Innern zurückließ!

Doch vorher noch sollte der Freund ein neues Gebilde ihrer dramatischen Muse einem größeren Publicum vorführen. Es war dieß das Trauerspiel: Percy, welches an einundzwanzig auf einander folgenden Abenden, in London, mit ungeheurem Beyfall gegeben wurde. Ein Sturm des Entzückens brach am Schlusse der ersten Darstellung aus, welcher Hanna in Garricks Loge, mit ihm und seiner Gattin nicht ohne Herzklopfen beygewohnt hatte. Garrick hatte Prolog und Epilog*) dazu gedichtet; er selbst legte ihr die Feder in die Hand, den glänzenden Erfolg den harrenden Schwestern zu melden. An den folgenden Abenden riß die vornehme Welt sich um die Eintrittskarten. Die

*) Von dem anmuthigen Verhältniß zwischen Beyden zeugt Folgendes: „Als Garrick jene beyden Gedichte vollendet hatte — auf Hanna's Zimmer — forderte er scherzend seinen Lohn. Dryden habe fünf Guineen für's Stück bekommen — da er aber reicher, sey er mit einem leckern Abendessen und einer Flasche Franzwein zufrieden. Hanna feilschte nun mit ihm und behauptete: alles was sie geben könne, sey ein Beefsteak und eine Flasche Ale. Endlich, um zwölf Uhr Nachts, setzte sich der genügsame Sänger mit ihr nieder zu einem einfachen Mahle von — geröstetem Brodt und Honig."

Glieder des Hauses Percy zollten der Verfasserin Zeichen der dankbarsten Verehrung für die Verherrlichung ihres Stammvaters durch ihre Muse.

Das Stück wurde von Herrn von Calonne, Premierminister, in's Französische übertragen und gelangte bald darauf in einer deutschen Uebersetzung, auf der Hofbühne zu Wien zur Darstellung.

Die erste Auflage von 4000 Exemplaren war in vierzehn Tagen vergriffen — und trug der Dichterin 600 Pfund Sterling ein.

Wahrlich, bey einer solchen Fluth von Lob- und Schmeichelreden, mit der die vornehme Welt ihre Lieblinge zu überschütten pflegt — bey den gehaltvolleren Huldigungen geistvoller und urtheilsfähiger Männer — hiebey nüchtern und besonnen geblieben zu seyn, legt für Hanna's Karakterstärke und ihre richtige Würdigung der Dinge ein Zeugniß ab, das, bey dem so leicht erregbaren Weibe, vielleicht noch höher in Anschlag zu bringen seyn möchte, als bey dem aus derberem Stoffe gewobenen Manne?

Dritter Abschnitt.

1779—1785.

Bis zum Zurückziehen nach Cowslip-Green.

Hanna war 1778 in ihr heimathliches Bristol zurückgekehrt, wo sie im Januar 1779 die schmerzliche Kunde von dem unerwarteten Hintritte ihres hochverehrten Freundes Garrick traf und sie alsbald zum Troste der trauernden Wittwe nach London eilen hieß. Dieser wurde sie nicht nur in den schweren Stunden eine willkommene Stütze, sie stand ihr auch eine Reihe von Jahren hindurch als die treueste Freundin zur Seite. Diese Seelen verknüpfte fortan das Band der Pietät für den Dahingeschiedenen, wie die gleiche Frömmigkeit der Gesinnung, — wenn letztere auch bey der Wittwe Garricks ihren Ausdruck in einer andern Form des Bekenntnisses (sie war Katholikin) gefunden hatte. Fünf aufeinander folgende Winter finden wir Hanna der Zurückgebliebenen widmend, theils in London, theils in der Stille Hampton's, deren Landsitze;

sie theilte dort deren Zurückgezogenheit und lebte, durch Mittheilung der Briefe des Verstorbenen, sich immer tiefer ein in diesen großartig angelegten Karakter. Auch später, da Hanna, für höhere Zwecke thätig, sich mehr auf ihren eigenen Wirkungskreis beschränkte, blieb sie in treuer Freundschaft der Wittwe Garricks verbunden, die sie als ein theueres Vermächtniß betrachtete, bis jene, 99 Jahre alt, dem lange und tief betrauerten Gatten im Jahre 1822 in die ewige Ruhe nachfolgte.

Der Tod Garricks bildet unverkennbar einen Wendepunkt in Hanna's Leben. Zwar hatte sie, noch von ihm ermuthigt, ein neues Trauerspiel gedichtet, welches sie dem Direktor von Coventgarden (dem älteren Sheridan) zur Darstellung anbot und das unter dem Titel: Der unselige Betrug (**Fatal Falsehood**) zur Aufführung kam. Trotz der ungünstigen Jahrszeit und der Abwesenheit der ersten Schauspieler, wurde es mit Beyfall aufgenommen — es war indeß dieß ihr letztes Werk für die Bühne, die mit Garricks Tode allen Reiz, ja den höheren Gehalt für sie verloren zu haben scheint.

Sie war gewohnt gewesen an Garrick empor zu blicken wie zu einem Wesen höherer Art, und ihr reifendes Urtheil hatte, in den langen Jahren eines gehaltvollen Zusammenlebens, das jugendlich begeisterte Gefühl nur zu bestätigen gehabt, wie

die rasche Gluth dem innigeren Verstehen mehr und mehr Raum gab.

Wohl war an sich schon der Tod eines Mannes wie dieser — geschmückt mit den seltensten Geistesgaben, erfüllt von dem edelsten Streben — vergöttert von der Mitwelt, — im Tode noch geehrt durch ein Gepränge eines Fürsten würdig (er ward in Westminster feyerlich bestattet), — mehr noch durch eine Trauer, die nicht enden zu wollen schien — und dann — dennoch! wie bald vergessen im Wirbel kleinlicher Zerstreuungen und Belustigungen! wohl war ein solches Ereigniß an sich schon geeignet, Hanna die Hinfälligkeit alles irdischen Glanzes, die Vergänglichkeit des edelsten Ruhmes zu lehren, sie tief hinabsteigen zu heißen in das Innere ihres Wesens, um da den Schatz zu erkennen und an das Tageslicht zu fördern, der allein Unvergängliches im Wandel der Zeiten schafft.

Sie hatte zugleich aber auch den Werth der Zeit erkennen gelernt für die Ewigkeit und das ihr, in so seltenen Gaben des Geistes anvertrauete Pfund, von dem sie einst Rechenschaft zu geben habe. In der Stille Hamptons (jenes Dorfes bey London, wo sie in Mrs. Garricks Nähe weilte) reiften ihre Entschlüsse, — sie hatte ihre Lebensaufgabe erkannt und behielt das Ziel vest in's Auge gefaßt, wenn auch die Wege dahin ihr zur Zeit wohl noch in

Dämmerung verborgen lagen. Zur Förderung des Reiches Gottes, zum Heil ihrer Mitmenschen zu leben und mit allen Kräften zu wirken in völliger Hingabe des eigenen Wesens, wurde fortan die Aufgabe ihres Lebens. Doch zog sie nie ganz von der Welt sich zurück, wenn auch aus manchen Kreisen, wo sie mehr nur die Genießende war. — Sie blieb in der Welt, ja der vornehmen Welt! denn in ihr wollte sie wirken und konnte es auch — sie, die so reich Ausgestattete an Geistesgaben und Kräften. Sie hatte die schwerere Lebensaufgabe sich gestellt, in der Welt von der Welt unbefleckt sich zu erhalten — und deshalb wirkte ihr ganzes Wesen, wie ihr Beyspiel, immer mehr reinigend, fördernd und kräftigend auf die des Besseren empfänglichen Gemüther rings um sie her ein.

Auch später, da sie sich in die anmuthige Einsamkeit zu Cowslip-Green theilweise zurückgezogen hatte, blieb sie sich hierin getreu und sicherte sich dadurch eine eben so gesegnete als vielseitige Thätigkeit. Mit der Fülle reichster Liebe umfaßte diese die Fürstin auf dem Throne, wie den Köhlerknappen in seinem Schachte und führte beyde zum Heile.

Das Theater hat Hanna nie wieder betreten — ja sie widerstand der Lockung selbst, eine Siddons (die größte tragische Künstlerin jener Zeit) spielen zu sehen, und als die vornehme Welt von ihrem

Erstaunen gar nicht zurückkommen wollte, daß Hanna jene nicht einmal in dem von ihr gedichteten Percy gesehen, äußerte sie bescheiden: „dieß sey ein kleines Opfer, da sie sogar Shakespeare's Stücken entsagt habe.“ Sie glaubte dieß Opfer ihren Grundsätzen bringen zu müssen, die sie freymüthig bekannte und mit denen sie das Theater, wie es nun einmal war, nicht vereinigen zu können glaubte.

Hierüber mögen die Ansichten verschieden seyn — dem Muthe sich dazu zu bekennen, wie der Beharrlichkeit ihnen Folge zu leisten — wird niemand die Achtung versagen. Vergessen wir auch nicht, zur richtigen Würdigung dieses Verfahrens, die schlaffe Sitte, den leichtfertigen Ton, die damals in den höheren Kreisen des Landes herrschten, — ein trauriges Vermächtniß früherer sitten- und glaubensloser Zeiten, denen ein so ernstes, entschiedenes Zeugniß wohl noth war —? hiernach prüfen wir die unsere — und vor allen Jeder sich selbst!

Da Hanna indeß die Form des Drama lieb geworden war und sie sich mit Leichtigkeit darin bewegte, dichtete sie ihre: Geistlichen Dramen, welche, bey poetischer Auffassung, treu der biblischen Geschichte nachgebildet, auch bey Ernstgesinnten ungemeinen Beyfall fanden und für die Jugend vielfältig in fremde Zungen übersetzt worden sind.

Nach dem Tode Garricks tritt nun unter den Freunden Hanna's, Johnsons Gestalt als die bedeutendste, uns mehr in den Vordergrund. Er blieb in immer gleicher Freundschaft und mit wachsendem Vertrauen, Hanna zugethan, bis auch ihn der Tod nach längerem Kränkeln hinwegnahm (1784), jedoch nicht, bevor er noch ein gutes Bekenntniß seines Glaubens abgelegt und ein rührendes Zeugniß seiner treuen Sorge für das Heil seiner Freunde gegeben hatte.

Zu diesen gehörte vornämlich Sir Josua Reynolds; auch richtete er an ihn drey Bitten: Er wolle ihm eine Schuld von 30 Pf. Sterling erlassen, die er einer armen Familie zukommen lassen möchte; ferner: er möge nie an einem Sonntage arbeiten und an diesem Tage immer, wie auch oft an anderen Tagen, in der heiligen Schrift lesen. Mit dieser letzten Bitte bekannte Johnson zugleich seine eigene Schuld, die Bibel zu sehr vernachlässigt zu haben. Seine Bitten wurden ihm gewährt — die zweyte jedoch erst nach einigem Zögern.

Für seinen Freund und Arzt, Broklesby, und in dessen Gegenwart, betete Johnson brünstig um sein Seelenheil und „daß Gott ihn zu einem gläubigen Christen machen möge" und als Jener nicht Amen dazu sagte, forderte er ihn dazu auf. Und dann, als der Doctor nach einigem Zögern

Amen gesagt, legte Johnson ihm es noch als die Bitte eines Sterbenden an's Herz, er solle sein Gebet und alles, was er von der Erlösung durch den Sohn Gottes gesagt habe, auf den er sein Heil gründe, niederschreiben und ihm morgenden Tages zur Unterzeichnung bringen. Der Doctor erfüllte sein Verlangen.

So starb Johnson im Glauben an seinen Erlöser, nachdem er im Leben sich mehr nur zu Grundsätzen allgemeiner Religiosität bekannt hatte — ein Mangel, den Hanna in seinen Schriften sich auch nicht verhehlt hat und später hervorzuheben Ursache hatte.

Unter der oft rauhen Schale, die ihn einst dem ungläubigen französischen Abbé Raynal die Hand verweigern ließ, schlug ein warmes und weiches Herz. Er wurde schmerzlich und aufrichtig von Hanna vermißt und betrauert. Sie ersuchte seinen Biographen Boswell, die oft zu große Herbigkeit ihres Freundes in seiner Darstellung in etwas zu mildern, worauf ihr die Antwort (ziemlich in Johnsons Style!) wurde: „Er werde niemand zu Gefallen dem Adler die Klauen beschneiden, noch aus dem Tiger eine Katze machen.“

In diese Zeit fällt auch Hanna's vertrautere Bekanntschaft mit dem berühmten Horatio Walpole, nachmals Grafen von Orford, des geistreichen Kenners und Beförderers der englischen Literatur

und selbst Schriftsteller — Sohn des Ministers Sir Robert Walpole. Dieses Verhältniß gestaltete sich bald höchst eigenthümlich. Walpole, nichts weniger als gläubig, zollte seiner gewissenhaften Freundin die tiefste Verehrung und diese ließ ihm keine seiner oft leichtfertigen Anspielungen und Witze hingehen. Oft beklagte er sich über ihre zu große Strenge hierin. Später bedauerte er während einer Krankheit aufrichtig, ihr öfter hierdurch Anstoß gegeben zu haben. Nach seiner Genesung und als Hanna im Begriff stand, sich aus den Kreisen der vornehmen Welt zurückzuziehen, überreichte Sir Horatio ihr, als Zeichen seiner Anerkennung des Ernstes ihrer Gesinnung, eine prachtvolle Bibel, mit einer mehr als schmeichelhaften Inschrift, welche diese Verehrung ihr aussprach. So groß ist die Gewalt einer wahren, tiefen, folgerichtig und ohne Scheu bekannten Ueberzeugung auf solche Gemüther, die ihr selbst noch ferne stehen. Hanna gedachte des Freundes stets mit dankbarer Theilnahme und bedauerte seinen frühzeitigen Tod im Jahr 1797.

Während nun Hanna bemüht war, in einem größeren Kreise durch ihre Schriften heilsam einzuwirken und dieser Kreis sich immer mehr erweiterte, finden wir sie nicht minder thätig, wo die Gelegenheit sich ihr darbot, für Einzelne in Liebe wirksam zu seyn. So sehen wir sie bereits im Jahr 1784 sich der Anna Yearsley, einer

Naturdichterin, annehmen, einer Milchhändlerin, in der sie bey geringer Bildung ein ungewöhnliches Talent erkannt hatte. Sie suchte nicht nur sie und ihre Familie aus einer drückenden Lage zu reißen, indem sie allgemeine Theilnahme für sie erweckte, sie machte sie auch mit den Regeln der Rechtschreibung und Verskunst bekannt, und veranstaltete eine Unterzeichnung, um die Herausgabe ihrer Gedichte zu befördern. Hanna besorgte Verleger, Korrektur und andere lästige Arbeiten und widmete dreyzehn Monate mit unermüdlichem Eifer den Angelegenheiten dieser Frau, der sie dadurch eine Einnahme von 600 Pfund Sterling verschaffte. Ihr Lohn dafür war — Undank und Verkennung — ja bittere Anfeindung, als habe sie davon veruntreut, weil sie die Hauptsumme der Leichtsinnigen nicht in die Hände gegeben, sondern bey einem würdigen Rechtsgelehrten niedergelegt hatte. Das Ende dieser Frau aber war, nachdem sie jene Summe endlich herausgepocht hatte — Schmach und der jammervolle Schluß ihres Lebens —: Wahnsinn!

Ein anderer anziehender Gegenstand ihrer rettenden Sorgfalt war bereits im Jahr 1781 eine andere Wahnsinnige gewesen: die arme Louise, ein junges Mädchen, dessen zarte Schönheit und ungemeine Anmuth unter der dürftigen Hülle, bey einem Spaziergange in der Nähe Bristols, Hanna's

Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Es fand sich bey näherem Nachforschen, daß sie wahnsinnig sey; sie nährte sich nur von wilden Beeren und nahm Nachts ihr Obdach unter einem Heuschober — verschmähte auch jede andre Wohnung, indem sie sprach: „Elend und Trauer wohnt in den Häusern, das Glück ist nur in der freyen Natur zu finden.“ Eine feinere Bildung verrieth sich in ihrem ganzen Wesen, — ihre Sprache deutete auf deutsche Abstammung. Hanna nahm sich, mit Hülfe einiger Freundinnen, dieses unglücklichen Wesens an, und vermittelte ihre Aufnahme in eine Privat-Irrenanstalt bey Bristol, wo sie, harmlos wie sie war, der freundlichsten Pflege genoß, bis sie im Jahre 1800 aus diesem Leben schied zu einem höheren Lichte. Hanna hatte schon 1782 in einigen öffentlichen Blättern die wenigen Einzelnheiten, die auf ihre Abkunft deuten, bekannt gemacht, bald wurden diese auch in's Ausland verbreitet. Einzelne Aeußerungen, wie spätere Spuren, wiesen hin nach Oesterreich — wahrscheinlich war sie die verstoßene uneheliche Tochter eines hohen Herrscherhauptes.

Viele Jahre später (1792) sehen wir Hanna unermüdlich und unerschrocken den Spuren eines anderen armen Kindes und leider! reichen Erbin — folgen, das, vierzehn Jahre alt, von einem verschmitzten Verführer aus der Erziehungsanstalt war

entführt worden — verlockt oder gewaltsam? — Hanna hatte Tagelang mit Polizeydienern, Häschern und Diebsfängern zuzubringen, um die etwaige Spur zu verfolgen und jenen dann Kunde geben zu können, sobald sie die Entführte in der Gefundenen erkannt habe. Diese Nachforschungen waren selbst nicht ohne persönliche Gefahr für Hanna, da P., der Entführer, als ein verzweifelter Karakter bekannt war, der stets seine Pistolen geladen bey sich führte. Leider blieben alle diese eifrigen und liebevollen Bemühungen fruchtlos, da der Elende sein Opfer bereits auf das Vestland geschleppt und durch das Band der Ehe an sich gefesselt hatte — da sich dann die letzte Spur in Frankreich verlief.

Nach diesen Streifzügen lenken wir wieder in die Reihenfolge der Ereignisse ein, da jetzt ein neuer bedeutender Abschnitt in dem Leben der Hanna More beginnt.

Erster Abschnitt.

1785—1789.

Newton. „Sitten der Vornehmen."

Der längst gefaßte und in der Stille vorbereitete Entschluß Hanna's, sich in eine ländliche Einsamkeit zurückzuziehen, kam im Frühling des Jahres 1785 zur Ausführung.

Acht (englische) Meilen westlich von Bristol liegt das anmuthige Thal Wrington, nebst dem gleichnamigen Kirchdorfe, mit seinen fruchtbaren Gründen, seiner malerischen Aussicht auf das liebliche Dörfchen Blagdon, wie auf mehrere alterthümliche Schlösser — den dunkeln Hintergrund bilden die Mendip-Berge.

Hier hatte Hanna sich ein einsames Plätzchen ausgewählt — Cowslip-Green — und nach ihren eigenen Zeichnungen und Rissen eine ländliche Wohnung (Cottage) dort erbauen lassen —; bescheiden aber bequem eingerichtet, ausgestattet

mit einer gewählten Büchersammlung, und umgeben von einem wohlangelegten Garten, in dessen Pflege sie bald ihre liebste Erholung finden sollte. Hier gedachte sie, ohne sich völlig von der Welt abzuschließen, doch mehr sich selbst und der Vervollkommnung ihres innern Menschen zu leben. Und wie sie das Leben in der Welt zum Heil ihrer Mitmenschen mit jenem Streben zu verbinden gewußt hatte, und immer inniger zu vereinigen trachtete, so fand sie auch, in großartiger Lebensanschauung, weder in dem Ernste der Wissenschaft, noch in der Pflege der schönen Literatur, irgendwie eine Hemmung jenes höheren Sinnes. Vielmehr hatte sie, fern von aller oft so schroffen und zurückschreckenden Einseitigkeit, als des ächten Christenthums innersten Kern erkannt, daß es alle Kräfte des Menschen in Anspruch nehmen und entfalten —, alle Gebiete des Daseyns: Kunst, Wissenschaft, den Staat und das gesellige Leben zu durchdringen und verklären bestimmt sey. Wenn sie auch weder der ernsten Wissenschaft noch der heiteren Kunst die Kraft zugestehen konnte, die Wiedergeburt des einzelnen Menschenherzens, oder auch die des Menschengeschlechts im allgemeinen zu bewirken, so sah sie doch in ihnen gottgesendete Engel, bestimmt, dessen tieferen Fall aufzuhalten und an dessen einstiger Verklärung Theil zu nehmen.

In diesem Sinne hatte Hanna schon oft Gelegenheit gehabt, gut gemeinte aber höchst beschränkte Vorstellungen und Ansichten zurückzuweisen, zumal wenn diese sich mit einer Art von richtendem Ansehen hatten geltend machen wollen.

Einer Dame, mit der sie soeben von Shakespeare gesprochen und wie sie oft und jetzt noch mit Freude ihn gelesen, und die darauf entgegnete: „Für mich giebt es kein anderes Buch, als das Buch Gottes" — erwiderte sie mit leiser Ironie: „Es können nicht Alle so vollkommen seyn wie Sie." Und doch konnte kaum jemand eifriger im Buche Gottes forschen, als unsere Hanna, noch auch treuer ihren ganzen Sinn und Wandel nach ihm zu bilden streben.

In diesem Sinne auch empfahl sie jüngeren Freundinnen eine ernste, sorgsam gewählte Lectüre: Geschichte, Lebensbeschreibungen, Reisen —, Bücher die den Gesichtskreis erweitern, den Geist bereichern, den Geschmack bilden und damit dem inhaltlosen, eitlen Treiben, und daraus hervorgehenden leeren, leichtfertigen Geschwätz oberflächlich Gebildeter heilsam entgegentreten.

Hanna hatte in ihrer Einsamkeit auf Sammlung ihres Gemüths, auf Förderung ihres inneren Menschen gerechnet —, allein, bey der strengen Selbstbeobachtung, die zu üben sie gewohnt war, mußte sie gar bald an sich eine Erfahrung machen,

die den, mit den Irrgängen des menschlichen Herzens Bekannten, nicht befremden wird.

Sie fühlte sich hier zerstreuter, von der Sorge für ihr inneres Leben öfter abgezogen, als mitten im Getreibe Londons — und wodurch? durch etwas an sich ganz unschuldiges! — die Pflege ihres Gartens, die Besorgung ihrer Blumen u. dgl. So gewiß ist es, daß der Mensch der Welt nicht entfliehen kann, denn er nimmt sie mit sich in seinem eigenen Herzen — sie will eben überwunden seyn!

So erzählt die Sage der Altväter von einem Bruder, der, um seines Jähzornes Herr zu werden, sich in die Wüste zurückzog. Hier wählte er eine Höhle zum Aufenthalt, von Beeren und wildem Honig sich nährend —; der in einiger Entfernung aus dem Fels hervorsprudelnde Quell bot ihm den Trank dar. Hier schöpfte er an jedem Morgen in seinem Kruge sich den täglichen Bedarf. Eines Morgens fällt der eben vollgeschöpfte Krug um und ergießt seinen Inhalt; der Bruder füllt ihn nochmals — und wiederum entleert sich im Falle der Krug — noch einmal schöpft der Bruder, da er aber vielleicht etwas unsanft ihn niedergesetzt, so ergießt noch einmal sich des Kruges Fülle. Da ergreift den Bruder des alten Zornes Gewalt und im Grimme schleudert gegen den Fels er den Krug, der zu seinen Füßen zerschellt. Zerbrochen

aber ist auch zugleich sein Herz — er erkennt den alten Feind im Innern — still kehrt er in die Stadt zurück zu den Brüdern und durch Demuth und Gebet wird er, in Gottes Kraft, des Zornes Meister und ein Vorbild aller Sanftmuth und Milde. So die Sage, der ein tiefer Sinn inne wohnt.

Hanna theilte die, eben so sehr sie befremdende als betrübende Entdeckung: „wie sie hier so zerstreut, so geistig träge sich fühle — wie sie mitten im Geräusche Londons — als in Feindesland — so viel wachsamer gewesen" — einem, in den Irrwegen des menschlichen Herzens wohlerfahrenen Freunde mit. Es war dieß der bekannte Prediger John Newton, früher Pfarrer zu Olney und später achtundzwanzig Jahre in London als solcher segensreich wirkend, — ein Mann, den Gottes erbarmende Liebe aus einem wüsten, vielfach umirrenden Jugendleben erweckt, vom Rande des Abgrundes hinweggerissen und zu einem besonders kräftigen Werkzeuge seiner Gnade gemacht hatte. Seine Lebensgeschichte ist vielleicht einigen unserer Leser bekannt aus des trefflichen Schubert: Altes und Neues aus dem Gebiet der innern Seelenkunde —?

Mit diesem erleuchteten Manne führte Hanna einen vertrauten Briefwechsel, der sich über einen Zeitraum von funfzehn Jahren erstreckt; ihm offenbarte sie ihr ganzes Herz. Er lehrte sie den Feind kennen in ihrem Inneren, stand treulich ihr zur

Seite im Kampfe wider ihn und ermahnte sie zum Anhalten im Gebet, durch welches allein vom Herrn des Sieges Kraft ihr werden könne. Aus eigener Erfahrung wußte er ihr zu sagen, wie man anfangs so gerne und so leicht aus eigener Kraft seine Besserung schaffen zu können glaube, — daß aber die wahre Heiligung nur vom Geiste des Herrn ausgehe, der in Demuth erbeten seyn wolle, und daß, erst wenn wir Vergebung empfangen, — wenn wir die Liebe erkannt und empfunden haben, die uns geliebt, „da wir noch Feinde waren" — also — ohn' all' unser Verdienst und Würdigkeit, — daß erst dann auch wir Kraft empfangen könnten zu lieben —: Ihn, „der uns zuerst geliebt" und den Nächsten wie uns selbst! und einher zu wandeln in dieser Kraft; kurz — daß wir erst Leben haben müßten — jenes neue Leben des Geistes und der Liebe — um lieben und Thaten der Liebe wirken zu können.

Auch ermunterte er sie nicht zu verzagen, da es durch viel Straucheln erst zum Siege gehe; und das Leben des Christen ein, oft ihm selbst verhülltes, still verborgenes Wachsthum sey.

Newtons Briefe an Hanna enthalten eine Fülle christlicher Erkenntniß und Erfahrung — und wir müssen auch hier wieder die Weisheit und Liebe Gottes bewundern, welche Hanna in diesem wichtigen Zeitpunkte ihres Lebens den erleuchteten Freund zuführte.

Auch wußte sie diese Hülfe wohl zu würdigen und zu nutzen; so gelangte sie denn immer mehr zum innern Frieden und zur Herrschaft über sich selbst (die bey der großen Beweglichkeit ihres Geistes und ihrer Reizbarkeit nicht leicht zu erringen seyn mochte), da sie in Demuth sich alles geben ließ aus der Fülle Dessen, der unsere Kraft seyn will in unserer Schwachheit. Ihre Tagebücher geben Zeugniß von ihrer treuen Wachsamkeit, wie von ihrem Fortschreiten auf dem betretenen Wege.

Drey Jahre hatte Hanna in dieser Einsamkeit verlebt, anmuthig unterbrochen durch besuchende Freunde und einen kürzeren jährlichen Aufenthalt in London, als ein neues Erzeugniß ihrer Feder dem Lichte der Oeffentlichkeit zureifte (1788). Es war ein völlig von den früheren verschiedenes, die neue ernstere Richtung ihres Geistes beurkundendes: Betrachtungen über den Einfluß der Sitten der vornehmen Welt in Beziehung auf die Gesellschaft im Allgemeinen — war dessen bedeutungsvoller Titel.*) Nicht ohne Kampf hatte Hanna sich entschlossen, dieß Büchlein herauszugeben. Es war kein kleiner Entschluß für eine Frau, die noch theilweise in eben diesen Kreisen sich bewegte, von ihnen bewundert und in Liebe getragen, — so manches darin zu rügen und mit unabweislichem

*) Wir lassen im Anhang einige Auszüge folgen.

Ernste zu bekämpfen, was sie als unvereinbar mit den Forderungen des Evangeliums und einer höheren Sittlichkeit erkannt hatte. Sie mußte gewärtigen, von diesen Kreisen für immer dadurch sich ausgeschlossen zu sehen, in denen doch Einzelne ihrem Herzen so theuer waren und Andere, deren Gunst als die höchste Auszeichnung betrachtet wurde. Des Spottes und Hohnes zu geschweigen, denen sie unerschrocken sich aussetzte. Dazu gehörte wahrlich ein sittlicher Muth! Allein die Liebe zu den Seelen und das Pflichtgefühl hieß Hanna reden und ihre, wenn auch schwache Stimme getrost erheben. Zwar war die Schrift zuerst ohne ihren Namen erschienen — nicht weil es ihr an Muth gebrach, sondern — wie sie bescheiden äußerte: „damit man sie vielleicht einem Besseren zuschreibe.“ Auch rieth man anfangs auf den gelehrten und frommen Bischof von London, Porteus — allein gar bald erkannte man die Verfasserin, theils am Styl, theils weil sie gar oft in Privatgesprächen die Uebelstände berührt hatte, die sie jetzt öffentlich zur Sprache brachte — und Hanna bekannte sich, auf Befragen, auch freymüthig dazu.

Der Erfolg war ein unerwarteter: in sieben Monaten waren eben so viele Auflagen vergriffen — die zweyte in vierzehn Tagen —, die dritte in vier Stunden! Hanna's treues Streben war gekrönt und der Grundsatz in das vollste Licht gestellt:

„Die Besserung der Sitten muß von oben ausgehen um sich von da auf alle Klassen zu verbreiten; denn die niederen Schichten der Gesellschaft blicken zu den höheren auf als zu einem Spiegel, nach dem sie ihre Sitten bilden. Die Armen bessern wollen, während die Reichen in ihrem Verderbniß beharren, heißt Wohlgerüche in den Fluß werfen, dessen Quelle verpestet ist.“

Hanna hatte in dieser kleinen Schrift mehr nur die zu Tage liegenden Unarten und Gebrechen der Gesellschaft berührt, ohne die tiefere Wurzel des Verderbnisses anzugreifen —; sie behielt sich dies für eine spätere Zeit vor und für ein anderes Werk, das denn auch nicht lange auf sich warten ließ und bald darauf unter dem Titel: Die Religion der vornehmen Welt — erschien. Wir werden darauf zurückkommen.

Fast gleichzeitig mit jener ersten Schrift erschien ein kleineres von Hanna verfaßtes Gedicht: Der Negerhandel. Hier hatte Hanna sich gleich als Verfasserin genannt. Es war bestimmt, der Sache der Abschaffung des Sklavenhandels in den höheren geselligen Kreisen Freunde zu werben, da diese Angelegenheit gerade damals, angeregt durch den edlen, noch jugendlichen Wilberforce, unter Pitt's Mitwirkung vor das Parlament gebracht werden sollte.

Diesem Bemühen widmete Hanna fortan den lebendigsten Antheil. Eben so nahm die in jene Zeit treffende Geisteskrankheit des Königs — Georg **III**. — und dessen (einstweilige) Wiederherstellung ihr warmes und den vielseitigsten Interessen stets offenes und zugängliches Gemüth, in diesem und dem folgenden Jahre lebhaft in Anspruch. Sie schildert den unbeschreiblichen Jubel des Volks bey dem öffentlichen Dankfeste zur Feyer der damaligen Genesung und die allgemein sich aussprechende Dankbarkeit gegen dessen Arzt, **Dr.** Willis, mit lebhaften Farben. Von dem König, der selbst in den Tagen seines Irrwahns ein kindlich-frommes Gemüth offenbarte, hat Hanna uns einen anmuthigen Zug aufbehalten.

Die Königin war mit den Prinzessinnen nach London gefahren, um die allgemeine Erleuchtung an jenem Dankfeste zu sehen — spät Nachts, 1 Uhr erst, kehrte sie nach Kew zurück. Ein feiner Herr tritt, ohne Hut, an den Wagen der Königin, ihr beym Aussteigen zu helfen — es war der König selbst. Sie schmält nun, daß er so spät aufgeblieben; er aber meint: er habe doch unmöglich schlafen gehen können, ehe er sie wohlbehalten zu Hause gewußt. — Solche kleinen, menschlich schönen und freundlichen Züge von seinen Herrschern sprechen mehr zum Herzen des Volks, das sie wohl zu würdigen weiß — als aller Bombast unserer Volksbeglücker!

Eine hübsche Feyer dieses Tages war auch die durch Lady Cremorn veranstaltete Speisung der Kinder einer Sonntagsschule. Sie zogen, zwey hundert an der Zahl, feyerlich zur Kirche, wo sie dem Gottesdienste beywohnten und ihr: „God save the King“ anstimmten; dann zogen sie eben so feyerlich zurück nach der Behausung der edlen Frau, die sie mit Roastbeef und Plumpudding speisete und mit wohlgefüllten Körben endlich entließ.

Zweyter Abschnitt.

1789—1792.

Armenschulen. „Die Religion der Gebildeten."

Das Jahr 1789 wurde ein inhalt= und zukunft=reiches für Hanna's Leben.

Ihre Schwestern hatten die Erziehungsanstalt in Bristol aufgegeben und sich in Bath niedergelassen, verlebten aber abwechselnd einen Theil des Jahres mit Hanna in Cowslip=Green. Bald wurde die jüngste Schwester, Martha, dort ihre beständige Gefährtin und die treue und umsichtige Genossin ihrer Liebeswerke.

Hanna hatte sich nach Cowslip=Green zurückgezogen, um sich dort mehr einem beschaulichen Leben und der Förderung ihrer literarischen Arbeiten hinzugeben, durch welche sie den Ton der gebildeten Gesellschaft höher zu stimmen, einen reineren sittlichen Maßstab in ihr zur Geltung zu bringen trachtete. Unähnlich unseren heutigen Weltverbesserern — hatte sie das Werk der Besserung bey sich selbst

angefangen! Allein ihr liebethätiger Sinn konnte nicht lange sich abschließen gegen die schreienden geistigen Bedürfnisse der armen Bevölkerung, von der sie sich umgeben fand, und bald umfaßte ihre heilbringende Thätigkeit die beyden äußersten Enden der menschlichen Gesellschaft. Sie entdeckte in den dunklen Hütten und unter den dürftigen Lumpen ganz dieselben Laster, die sie in der vornehmen Welt zu beklagen gehabt hatte, nur in anderer Gestalt, in minder glänzender Hülle. Das Menschenherz ist dasselbe unter dem ärmlichen Strohdache, wie im goldschimmernden Palast — Selbstsucht ist der vergiftete Quell aller seiner Abirrungen, und sie kann dort, wie hier, nur weggewaschen werden durch den Strom der reinigenden, heiligenden Liebe!

Der erste Anlaß zu Hanna's Eintreten in dies neue Gebiet ihrer Thätigkeit war ein scheinbar zufälliger. An wie zarten Fäden aber spinnt nicht eine höhere Hand sichtbar, oder auch uns unsichtbar — das Gewebe der Lebens-, ja der Welt-ereignisse ab! —

Der edle Menschenfreund Wilberforce (vielleicht einigen unserer Leser — in einem späteren Abschnitte seines Lebens — durch die Denkwürdigkeiten der Frau Elisabeth Fry schon lieb und vertraut?) gab auch zu diesem Uebergange die erste Anregung —; war er ja doch,

wo es die Sache der Hülflosen galt, gar oft das vermittelnde Glied! Hanna's persönlicher Freund geworden, hatte Wilberforce mit seiner Schwester einige Tage in Cowslip-Green verweilt. Man wollte ihm zum Abschiede noch gern die Schönheiten der Gegend zeigen und da die Klippen von Cheddar der wegen ihrer großartigen Wildheit berühmteste Punkt derselben sind; so meinte man, Wilberforce könne ohnmöglich diesen Ort verlassen, ohne sie besucht zu haben. Der Tag war schon vestgesetzt gewesen, aber der Plan wieder aufgegeben worden, da Herr Wilberforce keine Zeit mehr dazu erübrigen zu können meinte.

Endlich, von den Schwestern beym Frühstück noch überredet, ging er — an der wilden Schönheit der Gegend sich zu weiden. Still und in sich gekehrt war er heimgekommen und hatte in sein Gemach sich zurückgezogen, — der zum Mittagsmahl mitgenommene Speisevorrath, ja der Wein war unberührt geblieben. Martha's, seines Lieblings, freundliche Frage, als sie im harmlosen Stolze auf die romantische Schönheit ihrer Umgebung bey ihm nachforschte: wie diese ihm gefallen? war kaum beachtet und nur leichthin erwiedert an ihm vorübergeglitten — so daß die Schwestern schon fürchteten, ihm sey unwohl geworden.

Beym Abendessen indeß erschien Wilberforce, wie erfrischt und gestärkt durch höhere Speise. Als

der Diener auf seinen Wink entlassen war, machte Wilberforce seiner Erregung mit den Worten Raum: „Hanna, es muß etwas für Cheddar geschehen!" Er legte nun Rechenschaft vom zugebrachten Tage ab, und schilderte, nicht die wildromantische, poetische Fernsicht von Cheddars Klippen aus — nein! die sehr prosaische Einsicht, die er in die Hütten und Sitten seiner wilden Bevölkerung gewonnen hatte. Kein Ortsgeistlicher, keine Schule, keine Fabrikanlage als Mittel zum Erwerb — es war eine herzzerreißende Schilderung! Eine tiefe Bewegung bemächtigte sich der Schwestern, in der sie einen göttlichen Fingerzeig zu erkennen glaubten. Es wurde noch hin und her berathen, — endlich gab Wilberforce auch hier wieder den Ausschlag, indem er ausrief: „Wollen Sie die Mühe übernehmen, so übernehme ich die Kosten." Die Schwestern erklärten sich bereit und beschlossen, sogleich Hand anzulegen und zuerst eine Schule für die Kinder der armen Bewohner von Cheddar zu gründen.

Dieß war der erste Anlaß zu der umfassenden Liebesthätigkeit Hanna's, die, mit einer Schule in Cheddar beginnend, nach und nach in zehn Dörfern und fast eben so vielen Schulen zwölfhundert armen Kindern die Wohlthat unentgeltlichen Unterrichts und religiöser, auf die Eltern rückwirkender Anfassung gewährten.

Allein mit welchen Schwierigkeiten hatte Hanna nicht anfangs zu kämpfen, da sie auch hier das weit verbreitete Vorurtheil fand gegen die, bis dahin und noch jetzt in England (nicht aber in Schottland, wo sie Sache der Kirche ist) unglaublich vernachlässigte Volkserziehung. Zuerst hatte sie den Widerstand der reichen, allein eben so rohen und unwissenden Hofbesitzer und Dorfdespoten zu beseitigen, welche, gleich den westindischen Pflanzern und holländischen Boers wähnten, Religion und Erziehung mache den Armen träge und widerspänstig. Sodann aber hatte sie auch zu kämpfen mit der Verblendung jener Armen selbst, die, ungewohnt im Leben Höhergestellte sich in Liebe für sie bemühen zu sehen, in der dargebotenen Hülfe einen Hinterhalt argwöhnten. Dieses Mißtrauen ging hin und wieder so weit, daß man glauben konnte, sich unter die Heiden Afrika's versetzt zu sehen, welche das liebreiche Verfahren der Missionare mit argwöhnischem Auge betrachten. Glaubten doch sogar die, wo möglich noch unwissenderen Bergleute zweyer Dörfer der Mendip-Berge, denen man unentgeltlichen Unterricht für ihre Kinder anbot, man werde diese nach siebenjährigem Besuche der Schule außer Landes senden, oder als Sklaven verkaufen. Andere Eltern hingegen wollten, wie jene Heiden in Ostindien, ihre Kinder nur dann zur Schule schicken, wenn man sie dafür bezahle.

Den Widerstand der Armen, wie die Vorurtheile der Reichen, wußte Hanna jedoch in ausdauernder Geduld, unermüdlicher Liebe und durch sanfte Ueberredung zu besiegen. Durch ein kluges Benehmen und eine geschickte Behandlung der menschlichen Schwächen wußte sie die Wohlhabenden zu gewinnen, deren feindseliges Entgegentreten ihren ganzen Plan scheitern machen konnte. In ergötzlicher, ächt humoristischer Weise giebt sie, in einem Briefe an Wilberforce über die Stiftung und den Fortgang der Schule zu Cheddar, Bericht von einem Rundgang, den sie mit Martha bey den Grundbesitzern gemacht hatte: wie sie dem Geizigen, um ihn zu gewinnen, die Aussicht auf Verminderung der Armensteuer, bey vermehrtem Fleiß der Armen, eröffnet; bey einem Anderen aber die Sicherheit seiner Obstgärten vor Plünderung durch die Dorfjugend geltend zu machen gewußt; oder auch die Schonung seiner Kaninchenzucht und seines Federviehes; endlich wie sie, trotz Reinecke Fuchs, die häßlichen Meerkätzchen allerliebst, den saueren Aepfelmost würzreich gefunden! — In dieser Weise war es wirklich Hanna gelungen, einige jener reichen, unwissenden, oft Mittags schon trunkenen Bauern umzustimmen und sie sogar dahin zu vermögen, daß sie versprachen, diejenigen Eltern, welche ihre Kinder zur Schule schicken würden, durch Arbeitsertheilung zu begünstigen.

Eine in etwas zweydeutigem Rufe stehende, ihnen aber bey weitem am freundlichsten entgegenkommende Frau, willigte in die Abtretung eines Hauses, mit einem schönen Garten, welches Hanna für siebentehalb Pfund Sterling jährlich, auf sieben Jahre in Miethe zu nehmen den Muth hatte. Nach Durchbrechung einer mittleren Wand und eines Fensters bot es Raum dar zur Aufnahme von etwa dreyhundert Kindern.

Die nächste und größte Schwierigkeit war nun passende Lehrer zu finden. Umsonst hatte Hanna sich nach mehreren Fabrikstädten gewendet. Zuerst gewann sie nur für den Religionsunterricht und die Sonntagsschule (für erwachsenere Kinder) eine wackere christliche Frau; später gelang es ihr auch für die anderen Lehrfächer der Tagesschule taugliche Lehrer aufzufinden.

In späterer Zeit machte sich dieser Mangel nie wieder so fühlbar, weil die Schule sich immer wieder aus sich selbst ergänzte. Es fanden sich unter der großen Schülerzahl immer Einzelne lernbegierig und lehrbefähigt, die dann, vom Geiste des Christenthums angefaßt, leicht zu Lehrern sich ausbilden ließen.

Habt ihr einmal ein gesundes, kräftiges Reis gepflanzt und seine Jugend gegen die Stürme geschirmt, daß es freudig zum stattlichen Baume emporwachsen konnte, da wird er nicht allein der

Umgegend Schatten gewähren, er wird auch frische Sprößlinge treiben und Früchte bringen, die den guten Samen weit umher im Lande ausstreuen!

Jetzt aber lag noch dichte Finsterniß über jener Gegend; sie war so groß, daß Hanna auf ihre Frage: „weshalb denn kein Geistlicher das stattliche Pfarrhaus bewohne?" von den Landleuten die Antwort vernehmen mußte: „Sie hätten ihr Recht, einen eigenen Ortsgeistlichen zu haben, nicht geltend machen wollen, um nicht vielleicht ihre Abgaben dadurch vermehrt zu sehen!"

Der für Cheddar bestellte Geistliche hatte eine Anstellung, wie seinen Wohnsitz, bey der Universität zu Oxford, der Hülfsgeistliche aber (der von ihm besoldete Vikar) wohnte zwölf Meilen von Cheddar, in Wells. Nur einmal wöchentlich wurde Gottesdienst gehalten — kein Armer, kein Kranker war seit Menschengedenken von ihm besucht worden, mit keinem Sterbenden hatte er gebetet.

So traurige Früchte hatte das System der bischöflichen Kirche getragen, das viele Pfründen und selbst Aemter anderer Art auf ein hohes Haupt häuft, welches dann diese Stellen durch ärmlich besoldete Vikare verwalten läßt. Noch jetzt leidet diese Kirche an den Folgen jener Einrichtung, obwohl manches auch dort sich zum Besseren gewendet hat. Die Erweckungen, welche bey den Dissenters statt fanden — durch einen Whitefield

und Wesley herbeygeführt — haben auch auf die in todter Rechtgläubigkeit erstarrte Staatskirche belebend zurückgewirkt. Wie niedrig muß aber auch der Maaßstab der Sittlichkeit damals im allgemeinen gewesen seyn, wenn Hanna einst einen dieser Würdenträger und beliebten Prediger, in einer zur Mildthätigkeit auffordernden Predigt sagen hörte: „Die Vornehmen möchten um so freygebiger mit ihren Almosen seyn, da glücklicherweise sie der strengeren Tugenden entbunden wären." Wahrlich eine bequeme Moral! Hanna fügt, in gerechter Entrüstung hinzu: „Was würden Polycarp und Ignatius hiezu sagen?"

Wenn auch die damalige bischöfliche Kirche fromme und gelehrte Bischöfe in ihrer Mitte zählte, unter denen wir mancher als näherer Freunde Hanna's erwähnt finden, war doch der Zustand im Ganzen ein trostloser: die Gemeinen ohne Hirten, die Volkserziehung vernachlässigt (es waren erst vor Kurzem durch Raikes die Sonntagsschulen aufgekommen) die Unwissenheit und daraus entspringende Feindschaft wider das Evangelium grenzenlos. Der Verfolg unserer Erzählung wird hiezu die traurigen Belege liefern.

Mögen jene Zustände uns denn zum Spiegel dienen, darin wir die unseren erkennen und ob und wo ähnliches bey uns sich vorfindet, und mögen wir dann eben so frisch und freudig Hand

anlegen, in unserem Kreise zu bessern, zu fördern, zu reinigen — wie Hanna im umfassendsten Sinne es gethan hat.

Die Schule zu Cheddar wurde, sobald die nothwendigen Einrichtungen getroffen waren, sogleich eröffnet, denn Hanna wollte keine Zeit verlieren, „da das Leben ungewiß sey und die Nacht komme, da niemand wirken mag."

Wir glauben Hanna's Verfahren hiebey am besten darstellen zu können, indem wir Auszüge aus Briefen an ihren Freund Wilberforce mittheilen. Dieß wird eben so anziehend als lehrreich für diejenigen seyn, die von ihrem Beyspiel ergriffen, in ihre Fußtapfen treten möchten. Hanna's weises Benehmen und praktisches Geschick in diesen Dingen mag in ähnlichen Fällen, wo man in Zweifel ist, wie die Sache anzufassen sey, wohl einen schätzbaren Fingerzeig hierin geben.

Nachdem die Schule zu Cheddar etwa drey Jahre bestanden hatte, schrieb Hanna (1791) an Herrn Wilberforce wie folgt.

„Die Darstellung von dem Entstehen und Fortgang einer dieser Schulen möchte die beste Antwort auf Ihre Fragen seyn. Ich wähle die von Cheddar, da Sie den ersten Anlaß zu deren Gründung gaben. Meine Schwester und ich hatten gleich nach der Entdeckung des kläglichen Zustandes daselbst unser Hauptquartier in einer kleinen Schänke aufgeschlagen,

um zu sehen, was zu thun sey, wir wußten aber durchaus nicht, wie das Ding anzufassen wäre. Wir fanden mehr als zweyhundert Leute in der Gemeine, fast alle sehr arm; keinen Landadel, dagegen etwa ein Dutzend reicher Bauern, hart, roh, unwissend. Wir besuchten sie alle, wie die Wahrsager vorher in einem Hause Namen und Karakter der Bewohner des nächsten erkundend. Wir sagten ihnen nun, daß wir eine Schule für ihre Armen gründen wollten. Es mißfiel ihnen. Wir betheuerten weiter, es solle sie keinen Schilling kosten, nur ihre Mitwirkung wünschten wir, wegen ihres Einflusses auf die Tagelöhner. Einer der Pächter war ziemlich höflich und die Sache gefiel ihm; er war reich, jedoch habsüchtig, dem Trunke ergeben; sein Weib lockerer Sitte, doch gescheidt und gutmüthig. Sie ward uns zuerst befreundet, und mehr als die ehrbaren und sittsamen Personen. Diese war es auch, die uns ein Haus zur Schule überließ....

Während dieses eingerichtet wurde, besuchten wir jede Hütte in der Gemeine und fanden Laster und Unwissenheit in allen. Nur eine Bibel sahen wir und diese diente einem Blumentopf zur Stütze. Seit vierzig Jahren hatte kein Geistlicher dort gewohnt. ... Acht Zuhörer Vor-, und zwanzig Nach-mittags galten für eine volle Kirche. Wir zogen nun Erkundigungen ein über den Ruf aller dieser Leute, ihre Beschäftigung, ihren Lohn und die Zahl ihrer Kinder. ...

An einem bestimmten Tage, den wir in der Kirche hatten kund machen lassen, mußten nun alle Mütter mit ihren mehr als sechs Jahre zählenden Kindern sich bey uns einfinden. Wir nahmen eine genaue Liste auf und wählten einhundert und zwanzig aus, die den nächsten Sonntag sich einstellen sollten. Viele weigerten sich die Kinder zu schicken, wenn wir sie nicht dafür bezahlten. ...

Während dieß im Werke war, hatten wir alles aufgeboten um passende Lehrer zu erhalten — denn darauf kam alles an. Ich war so glücklich eine Frau zu finden, die mit natürlich gutem Verstande, Herzenserfahrung, Thätigkeit, Eifer und aufrichtige Frömmigkeit vereinigte. Sie war für eine Mittelstands-Frau wohlhabend gewesen, ein Taugenichts von Sohn hatte ihr Vermögen vergeudet; doch besaß sie noch ein Einkommen von 40 Pfund Sterling jährlich. Mit ihr kam eine Tochter von fünfundzwanzig Jahren, in jeder Beziehung ihr ähnlich, an Fähigkeiten ihr überlegen. Es war Winter — wir Alle versammelten uns eines Sonntags Morgens 9 Uhr in der Schule; die Eltern waren eingeladen, der Eröffnung beyzuwohnen. Einige Regeln waren von uns aufgestellt, die vorgelesen wurden. Dann wurde ein passender Abschnitt aus der heiligen Schrift, ein Theil des 34. Psalms gelesen. Darauf wurde noch ein Gesang gesungen und ein Gebet gelesen, das eigens für diesen Anlaß niedergeschrieben war.

Im ersten Jahre hatten unsere Frauen mit jeder Art des Widerstandes zu kämpfen, so daß sie oft sich versucht fühlten, ihre mühselige Arbeit aufzugeben. Ein Gehalt von 30 Pfund Sterling und einige kleine Geschenke waren ihnen als wohlverdienter Entgelt gewährleistet. Nun stifteten wir eine Wochenschule für dreißig Mädchen, die Lesen, Nähen, Stricken und Spinnen lernten. Das letzte mußte aufgegeben werden, da es wenig einbrachte und sie auch kein Geschick dazu zeigten — sie zogen es vor, nach den Schulstunden zu stricken. Mutter und Tochter besuchten die Kranken, vornämlich im Hinblick auf ihre geistigen Bedürfnisse — doch stellten sie diesen Beweggrund einstweilen nicht voran. Um ihnen den Zugang zu den Hütten und Herzen dieser Leute zu bahnen, hatten wir sie nicht nur mit Arzeney, auch noch mit etwas Geld versehen, das sie auf verständige Art verwendeten. Bald war ihnen das Zutrauen dieser Leute gewonnen — sie lasen, sie beteten mit ihnen und thaten alles, was in dieser Beziehung ein treuer Seelsorger in seiner Gemeine zu thun pflegt. Am Ende des Jahres stellte es sich heraus, daß wir unter den Armen Boden gewonnen hatten — nun aber fingen auch die Verfolgungen von Seiten der Reichen an — wenn auch Einige uns günstiger gesinnt worden waren. Nun wagte ich's an Sonntagabenden in der Schule eine Predigt lesen zu lassen, wozu ich die Eltern

einlud und die erwachseneren Kinder zürückbehielt; die Predigten waren erwecklicher Art und bald wurde die Wirkung sichtbar. — Es war aufgefallen und man schalt es ein methodistisches (bey uns würde man sagen pietistisches!) Verfahren — es gab auch einige zerbrochene Fensterscheiben — allein die ruhige Beharrlichkeit, die große Vorsicht, die den Eifer unserer Schulfrauen begleitete, halfen uns hindurch.

Die Zahl der älteren wie der jungen Schüler war im Wachsen — der Wandel und die Gespräche des Werkeltags schienen bey Einigen mit ihrem religiösen Bekenntniß an den Sonntagen überein-zustimmen. Nun begannen wir Bibeln und Gebetbücher (das **Common-Prayerbook** der anglikanischen Kirche — dort so viel geltend wie bey uns das kirchliche Gesangbuch) auszutheilen, jedoch nie auf's Gerathewohl, sondern nur an solche, die sie zu schätzen und durch Fleiß zu verdienen wußten. — Während meiner Abwesenheit im Winter lernen Manche 20—30 Kapitel und Gesänge auswendig. Meine Hauptsorge ist natürlich, sie auch in das Verständniß der heiligen Schrift ein-, und deren Lehren in ihr Leben über-zuführen.

Am Schlusse des dritten Jahres fingen die Ernstgesinnten unter den Eltern an, sich an den Mittwochabenden (des Winters) in der Schule zu versammeln; Dienstags aber kommen 20—30

jüngere Leute von ausgezeichneter Frömmigkeit dort zusammen, um die heilige Schrift zu lesen, die dann erklärt wird. Da ich den Mangel und die Noth dieser armen Leute ungewöhnlich groß gefunden (ihr Tagelohn beträgt nur 1 Schilling englisch) und doch nicht wohl die Güte meiner Freunde durch eine, keinen Unterschied machende, Freygebigkeit in Anspruch nehmen konnte — kam es mir in den Sinn, das Wenige, was ich selbst zu geben habe, möchte vielleicht weiter reichen, wenn ich unter den Weibern Vereine stifte, wie sie an anderen Orten unter Männern statt haben. Die Ausführung dieses Gedankens war mit nicht geringer Mühe verbunden; denn obgleich der Beytrag nur $1\frac{1}{2}$ Pence ($1\frac{1}{2}$ Schilling hiesig) beträgt, war es doch für Viele mehr, als sie aufzubringen vermochten. Der Zweck war indeß so wichtig, daß ich es für eine weise Sparsamkeit hielt, in solchen Fällen, etwa einer Wittwe oder sonst ganz Armen, in der Stille das Geld zu ihrem Vereinsbeytrag aus eigenen Mitteln zu schenken.

Nachdem viele Vorurtheile überwunden waren, setzte ich die Sache endlich durch; sie mußte aber zugleich meinem Hauptplane dienen, indem sie zu Gunsten der Schule wirken sollte. Die Regeln des Vereins verpflichten nämlich die Weiber, ihre Kinder zum Schulbesuch anzuhalten und zu ähnlichem. In einigen Gemeinen haben wir schon 150 solcher

armen Frauen in einem Vereine — die Vorsteherinnen errathen Sie? ... Wir haben jährlich ein Theefest, und einige Geistliche, wie die Bessergesinnten unter den Wohlhabenden, sind dabey gegenwärtig. Wir bedienen die Armen, die behaglich dort sitzen und ihrer Ehren genießen. ... Nach der Kirche wird das Tagebuch vorgelesen und die Rechnungsablage mitgetheilt —; daran knüpfen wir solche Thatsachen, die den allgemeinen Zustand der Gemeine in's Licht zu setzen geeignet sind: — wie das Betragen der Leute gewesen? ob der Kirchenbesuch zugenommen? ob mehr oder weniger Veruntreuungen, Zank, Fluchen, Entheiligung des Sonntags vorgekommen? — Alles dieses wird, für und wider, gleichsam in Schlachtordnung aufgestellt und giebt zu Lob und Tadel, wie zur Ermahnung Stoff in einer kurzen Ansprache, die ich dann zu halten pflege. ...

Zu Zeiten ist Solches eine kitzliche Aufgabe. Wir haben nämlich als Regel aufgestellt: daß jedes Mädchen, das in unserer Schule groß geworden, und erwachsen den Versammlungen dort fortgesetzt beygewohnt hat, wenn es, eines guten Rufes sich erfreuend, im Laufe des Jahres geheirathet hat, an diesem festlichen Tage 5 Schilling, ein Paar weiße Strümpfe und eine neue Bibel zum Geschenk empfängt, als öffentliche Anerkennung ihres sittlichen Wohlverhaltens.

Nun weigerten sich einige der auf diese Brautgeschenke Anspruch habenden jungen Mädchen beharrlich, mit einer unter ihnen zusammen zu treten, die jenen Anspruch durch Unsittlichkeit verwirkt hatte. Ich hatte dieß vor einer Versammlung von dreyhundert Personen und mehrerer Geistlichen zur Sprache zu bringen — glaubte aber nicht, durch ein falsches Zartgefühl mich davon zurückhalten lassen zu dürfen, da es einen so hochwichtigen Gegenstand galt. Auch ward mir die Freude, daß, als ich die Schuldige öffentlich von unserem Vereine ausschloß, gerade der Theil der Versammlung, um dessentwillen ich am meisten gezagt hatte, mit dem gebührenden Ernste und höchst anständig sich benahm. Es war ein Trost, daß sie keine unserer Schülerinnen gewesen war. Nur hatte ich nachher den Dünkel der Sittsamen zu dämpfen, damit sie sich nicht wunder wie tugendreich glauben möchten — wenn Jene auch gestrauchelt, bey ihnen darum noch kein Verdienst erglänze.

Aus diesem Vereine erhält jede Kranke auch 3 Schilling wöchentlich, und eine Kindbetterin 7 Schilling 6 Pence.

Gott hat dieß Werk — in Cheddar — über alles Erwarten gesegnet — zweyhundert Kinder und noch weit mehr ältere Leute wohnen regelmäßig den Bibelstunden bey. Jene Bauerfrau, unsere Hauswirthin, ist eine wackere Christin ge-

worden, wie ich kaum eine frömmere kenne, — und obwohl uns im vergangenen Jahre das Unglück traf, unsere ältere Schulfrau zu verlieren, ist noch ihr erbauliches Ende eine Erweckung für Andere geworden; ihre wackere Tochter führt das Werk mit großer Umsicht fort. Mehrere Unterlehrer, von denen jeder 1 Schilling für den Sonntag erhält, unterstützen sie.

Einmal im Jahre bekommt jedes der jüngeren Glieder irgend ein Kleidungsstück — doch haben wir jetzt zu viele Schulen, die unserem Gelde das Garaus machen, als daß wir auf jede so viel verwenden könnten, als wir wohl möchten. Wir haben ungefähr zwanzig Jünglinge — Lehrburschen, Diener u. s. w. — die regelmäßig jeden Sonntag mit der Demuth eines gelehrigen Kindes sich einfinden und den ganzen Tag dort verharren. Ihnen besonders suchen wir durch ein Geschenk an Kleidung hülfreich zu seyn, da es ihnen bitter sauer wird, sich dergleichen anzuschaffen.

Ein Nebenvortheil, den der Weiberverein darbietet, ist, daß jetzt keine der Frauen die Kirche unter dem früher oft angegebenen Vorwande versäumen kann: es fehle ihr an anständiger Kleidung. Da sie einen Ehrgeiz darin setzen, am Jahresfeste im feyerlichen Zuge zur Kirche zu ziehen, so ist in Folge davon, die Sorge für einen passenden Anzug dazu, auch dem Kirchenbesuche zu Gute

gekommen, und man sieht diese Sonntags mit reinlich-gekleideten Weibern angefüllt." —

Wir sehen hier die von Hanna More angestellten Schulfrauen, unter ihrer beständigen Aufsicht, ganz wie Diakonissen (Armenpflegerinnen) wirken. Was eine solche liebevolle und verständige Einwirkung der Gebildeteren auf eine Armenbevölkerung Gutes zu schaffen vermöge, zeigt sich nicht allein in den Städten, wo die besuchenden Frauenvereine in England fast allgemein, und gottlob! auch bey uns schon zahlreich sind —; wir sehen es auch auf dem Lande, allwo ein wahrhaft edelgeborner oder edelgesinnter Gutsherr, oder dessen Gattin, den Armen solche Helfer und Helferinnen selbst sind, oder auch dazu geeignete Personen anstellen, wie etwa die edle Gr. v. B. auf G. gethan, welche sich auch unserer „Hamburgischen Brandkinder" so liebevoll angenommen hatte!

Wähnen wir doch nicht, daß ähnliche Zustände, wie sie hier geschildert worden, nicht auch bey uns sich vorfänden. Nicht allein unter der von Mangel und Noth heimgesuchten Bevölkerung des unglücklichen Schlesiens — wo die durch den Hungertyphus zahlreich zu Waisen gewordenen Kinder jetzt, von der erbarmenden Liebe der Brüder des Rauhen Hauses gesammelt, im freudigen Gedeihen zu thätigen und frommen Gliedern der Gesellschaft erzogen werden, — auch in anderen Gegenden

unseres, jetzt vielfach gedrückten und heimgesuchten Vaterlandes findet sich ähnliches. Schaue jeder nur in seinem Kreise sich um — und lege dann frisch und muthig Hand an! Vor allen möchten wir die Besitzer von Landstellen und Fabriken dringend mahnen, für ihre Untergebenen und deren Kinder in dieser Weise thätig zu seyn; wie viel Gutes kann nicht schon durch Anlegung einer einzigen Elementar- und Gewerbschule verbreitet, wie mancher Noth durch Vertheilung kleiner Stücke Landes zum Kartoffel- und Gartenbau gesteuert werden? wie man in Berlin und Dresden bereits mit Erfolg gethan hat.*) Nur so mag, durch der

*) In Manchester (wo man, wie überhaupt in England, den schädlichen Einfluß und die schlimmen Folgen einer ausschließlichen Fabrikbeschäftigung einzusehen beginnt und denselben durch eine Verbindung mit Land- und Gartenbau entgegen zu wirken sucht) hat man an die Fabrikarbeiter Streifen Landes ausgethan. Man sieht diese nun Sonntags, nach der Kirche, mit Arbeitsgeräth nebst ihren Familien zu den Thoren hinausziehen, um dem mit dem Spaten sorgfältig bearbeiteten Boden Kartoffeln und anderes Gemüse abzugewinnen; einige Blumen als Schmuck sind nicht ausgeschlossen. Auf der Mehrzahl dieser kleinen Gartenplätze sieht man Sommersitze eingerichtet, von der einfachen Bohnenlaube bis zum kunstreich aufgerichteten Lusthause. Da trinkt der Arbeiter mit den Seinen Sonntags Nachmittag seinen Thee, oder sein Bier, was sie mit ihm genießen, für die Hälfte des Geldes, das er allein vielleicht sonst in der Schänke verzehrt haben würde! Verwandt hiemit ist das Ziel, welches die Baugesell-

Liebe stilles Walten, die drohend gähnende Kluft ausgefüllt werden zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen — nur so einem Proletariate gewehrt, das fortwuchernd alle Gesittung zu verschlingen droht! Und können wir, nach Hanna's schönem Wort „in dem Armen nur das Gefühl wecken: es ist eine Seele, die Antheil an dir nimmt — wiewohl im Leben besser gestellt —" — wie viel ist damit schon gewonnen! die Bitterkeit in der Seele des Armen schmilzt dahin vor dem Hauche der mitleidsvollen Liebe — und, wie Hanna treffend bemerkt: „an der Liebe zu dem sichtbaren Wohlthäter und Freunde entzündet sich das Vertrauen und die Liebe zu einem Höheren" — und der Sinn für höhere Dinge überhaupt.

Die in Cheddar gewonnenen Erfolge führten, wie schon angedeutet, zur Ausführung gleicher Maaßregeln für die benachbarten Gemeinen. In der Umgegend von Cowslip-Green fanden sich nicht weniger als dreyzehn solcher Gemeinden, die ohne Ortsgeistlichen waren —; für diese wurden nach und nach zehn verschiedene Schulen von den

schaft für Arbeiterwohnungen in Berlin im Auge hat. Sie beut dem Arbeiter billigere und gesundere Wohnungen dar, mit der Aussicht, nach einer Reihe von Jahren, eine solche als Besitzthum zu erwerben, ohne weitere Entschädigung als die von ihm seit jener Reihe von Jahren pünktlich und regelmäßig entrichtete billige Miethe.

Schwestern gestiftet. Der Sommer 1791 wurde von diesen gemeinsam fast ganz in Cowslip-Green verlebt und zu diesen Zwecken verwendet. Freylich fanden sie einige der wohlhabenden Bauern auch dort ihren Planen feindlich; Einer äußerte unverholen: diese Neuerungen seyen das Grab der Landwirthschaft. Andere hatten in der Bristol-Zeitung von den Sonntagsschulen gelesen und meinten: das Ding möchte doch gut thun, ihre Obstgärten vor Plünderung zu wahren. Da man keine Beyträge von ihnen verlangte, war der Widerstand im Ganzen geringer als man erwartet hatte, obwohl man immer die gleichen Einwürfe und Vorurtheile zu widerlegen fand.

Besonders waren es zwey von Bergleuten bewohnte Dörfer, auf den Mendipbergen, Shipham und Rowbarrow, welche die Aufmerksamkeit der Schwestern an sich zogen. Dieser Bezirk wurde von einer so wilden Bevölkerung bewohnt, daß kein Konstabler sich zur Ausübung seines Amtes dorthin wagte. Ja, unsere kühnen Volkswohlthäterinnen wurden von Freunden mehrfach gewarnt, sich nicht in augenscheinliche Lebensgefahr zu begeben. Doch keine Rücksicht dieser Art vermochte diese Seelen abzuschrecken, die aus dem sichtlich gesegneten Fortgange ihres Werkes — den gebesserten Sitten, dem zunehmenden Kirchenbesuch — inne geworden waren, daß eine höhere Hand mit ihnen sey —; auch rasteten sie nicht, bis dieser Gemeine und allen jenen, welche

ohne Ortsgeistlichen waren, die gleiche Wohlthat zu Theil geworden war.

Der erste Schritt, den sie bey beabsichtigter Gründung einer neuen Schule nie unterließen, war, die Bewilligung des Geistlichen einzuholen, welcher dieser Pfründe vorstand; sie wurde meist freudig ertheilt. Binnen wenigen Jahren befanden sich zwölfhundert Kinder in diesem Unterricht. Rechnen wir hiezu die Zahl der, durch jene oben erwähnten Vereine, mit berücksichtigten und angefaßten Erwachsenen, so erstreckte sich diese liebevolle Fürsorge über mehr als 1700 Personen.

Die Schulen lagen in weiter Entfernung von einander und von Hanna's Wohnung, — eine 15 englische Meilen — entlegen. Dieß erschwerte natürlich die Beaufsichtigung und nöthigte selbst zu Zeiten Hanna und Martha, ihre Schwester, eine Nacht außer Hause zuzubringen, wenn sie ihre Umschau hielten. Zwey kränkliche Frauenzimmer unterzogen sich willig allen diesen Beschwerden, denn Hanna hatte von Jugend auf an heftigen Kopfschmerzen gelitten und mehrere gefährliche Krankheiten zu bestehen gehabt.

Ihre eigenen Geldmittel reichten natürlich zu diesen vermehrten Ausgaben nicht zu; doch fanden sich immer Freunde willig zu geben, wo man der gemeinnützigsten Verwendung so gewiß seyn konnte. Unter diesen ist die Gutsherrin von Mendip,

Lady Bouverie zu nennen, welche bis zu ihrem Tode die Sache durch einen jährlichen namhaften Beytrag unterstützte.

Es kam wohl vor, daß den Abendversammlungen (in denen eine gedruckte Predigt und ein eben solches Gebet gelesen wurde, und die von der wohlthätigsten Wirkung waren) einmal ein Geistlicher, etwa von einem Gegner dagegen eingenommen, entgegen war. Gab er sich indeß, wie jener würdige Pfarrer eines der volkreichsten Dörfer, nur die Mühe, selbst Einsicht in den Hergang zu nehmen, so konnte er der Sache und den daraus entspringenden Erfolgen nur Beyfall zollen.

Hie und da stellten sich noch ganz besondere Schwierigkeiten der Gründung einer neuen Schule entgegen. So in ***. Der vornehmste Mann im Orte war, obwohl kaum des Lesens kundig, doch gescheidt; allein er war auch ein spitzfindiger Gottesläugner; der zweyte nach ihm, ein Bauer mit 1000 Pfund Sterling Einkommen, wollte seine Pflüger nicht klüger haben, als er selbst sey. Sein Weib bekannte sich gar zum Fatalismus und äußerte: „die niederen Stände seyen nun einmal dazu vorbestimmt, arm, unwissend und gottlos zu seyn — und so klug Hanna auch sey, werde sie nicht ändern, was einmal vorbestimmt worden." Der Geistliche, ein Freund Hanna's, dem sie die Kanzel verschafft hatte, um eine Einleitungspredigt

zu halten, wurde durch diese und andere Reden so zurückgeschreckt, daß er es aufgab, hier einen Vortrag zu halten: er fürchte in seiner Entrüstung sich zu einer Unvorsichtigkeit hingerissen zu finden, welche, wenn auch nicht der Sache schaden möchte — denn das hielte er kaum mehr für möglich, — doch aber Hanna betrüben würde!? — Ein Amtsbruder übernahm nun die Predigt — sie war eine angemessene und verständige. Hanna hatte überdieß den glücklichen Einfall, ihm noch ein während der Predigt mit Bleystift geschriebenes Zettelchen auf die Kanzel zu schicken: „er möge nur aus- und nachdrücklich erwähnen, daß man keine Beyträge verlange und die Damen alle Kosten tragen würden.“ Da erheiterten sich die Gesichter und die Herzen wurden leicht. Nach der Kirche fand dort eine weitere Verhandlung statt — die Gegner waren beschwichtigt und einige gar so warm geworden, daß sie erklärten: wie sie nichts dawider einzuwenden hätten, wenn die Damen herkommen wollten. Ja einer der Reichsten meinte: es könne ein guter Handel werden. Während dessen standen die Armen zitternd da, ob der Plan auch durchgehen werde?

An einem anderen Orte noch, der wie das (damalige) Botany-Bay verrufen war, hatte Hanna eine Schule gestiftet. Sie beschreibt, in einem Briefe an ihren Freund Wilberforce, einen dort zugebrachten Sonntag auf ergreifende Weise.

„Einige von den anwesenden jungen Leuten hatten bereits selbst vor den Assisen gestanden; drey waren Kinder eines kürzlich zum Galgen Verurtheilten — manche davon Diebe — alle unwissend, gottlos, lasterhaft über jeden Begriff. Von dieser Räuberbande nun habe ich mir hundert und zwanzig auserlesen, und als der Geistliche, ein harter Mann, der auch als Friedensrichter dort sein Amt führt, nun diese Wesen rings um uns her auf den Knieen liegen sah, — solche, die er selten anders gesehen hatte als um sie zur Haft oder andrer Strafe zu verurtheilen — da brach er in Thränen aus.“

„Ein an sich geringfügiger Umstand bewegte mein Herz noch ganz besonders,“ erzählt Hanna nun weiter. „Es hatten zur Eröffnung dieser Schule viele angesehene Personen sich eingefunden, unter ihnen auch einige musikalische Herren und wackere Sänger. Als ich nun mit meiner zerlumpten Schaar (wie weiland Falstaff mit seinen Rekruten) aus der Kirche trat, niedergebeugt von dem Gedanken, wie wenig ich doch für diese Armen thun könne, stimmten jene Sänger ganz unerwartet die schöne und ergreifende Antiphone an: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan.“ Der Eindruck war unbeschreiblich.“

Hier empfand Hanna doch einmal die Gewalt einer höheren Musik — für die im allgemeinen ihr der Sinn, nach ihrem eigenen Geständniß, abging.

In einem anderen Briefe, an John Newton, schreibt Hanna: „Martha und ich haben wegen der Entfernung der Schulen von einander einen Durchmesser von zwanzig (englischen) Meilen zu bereisen, wenn wir jede besuchen wollen. In einigen Gemeinen darf ich nicht alles thun, was ich wohl möchte, aus Furcht vor den weltlich-gesinnten Geistlichen (welch ein Widerspruch schon im Ausdruck!), die jetzt noch sich still verhalten, bald aber losbrechen würden, wollten wir in ihren Pfarren versuchen, was in andern in Ausführung steht. An den versunkensten Orten haben wir den meisten Erfolg gehabt — da aber mißlingt's uns in der Regel, wo so eine Art ehrbarer, guter Menschen wohnt, die eben nicht einsehen, wie sie besser seyn könnten."

„Hier am Orte, einer Art Botany-Bay, scheint eine Krisis der Gottlosigkeit eingetreten zu seyn — ein Gipfelpunkt, von dem es nothwendig herabgehen mußte. Von dreyhundert und sechszig fast erwachsenen Kindern hatte wohl kaum eines, oder das andere, seit seiner Taufe, das Innere einer Kirche gesehen. Mit welcher Begierde nahmen diese Leute das Wort des Lebens, die Bibel, auf! Die Gemeinde-vorsteher waren eben so unwissend als diese selbst, — um ihren Stolz zu schonen, setzten wir für sie einen besonderen Abend in der Woche zum Unter-richt vest; ohngefähr zwanzig, die Frauen ein-

geschlossen, besuchen ihn hier regelmäßig, einige scheinen heilsame Eindrücke davon hinweg zu nehmen."

„Ein großer Vortheil, den unser Plan in seinem Gefolge hat, ist: die tiefe Kluft auszufüllen, die in diesen Landgemeinden zwischen den Reichen und Armen sich findet, denn früher betrachteten jene diese kaum als die Kinder eines und desselben Vaters!" — „Hier steht ein junger Kohlenarbeiter an der Spitze und besorgt die Leitung, ein junger Mann von ungemeinen Geistesfähigkeiten, und wie ich hoffe, auch reich an Gnadengaben. Doch haben wir so oft, nach viel verheißenden Anfängen, uns so sehr getäuscht gefunden, daß wir uns nur mit Zittern freuen können. Der junge Mann war durch den Einsturz einer Kohlenmine für seinen Beruf unbrauchbar geworden, bald aber trat ein höherer so sichtlich hervor, daß wir ihn zum Lehrer ausbilden ließen."

„Leider ist der Weg zu diesen Bergdörfern so schlecht, für Wagen unfahrbar, daß ich sie nicht so oft besuchen kann, als ich möchte, und nie ohne eine Anstrengung, die fast für unsere Kräfte zu groß ist. Martha ist hierin viel heldenmüthiger als ich ... dagegen muß ich sie bey manchen oft unausbleiblichen Täuschungen trösten, daß, wenn wir auch für die Armen nicht viel ausrichten sollten, doch wir selbst, durch Uebung in der Geduld und Langmuth, Gewinn davon zögen.

Diese Langmuth und Geduld hatte Hanna nun noch in ganz besonderer Weise zu üben, da nicht weniger als dreißig Lehrer und Lehrerinnen an den verschiedenen Schulen angestellt waren, mit noch mehr Unterlehrern. Die Leitung dieser Schullehrer war nicht der leichteste Theil des Unternehmens. Ihre Schwächen, ihre Vorurtheile, ihre Launen und Unfälle, ja ihre Schulden, machten Hanna fortwährend, bald hie bald da zu schaffen — da sie, wenn auch wohl gesinnt, doch im Ganzen beschränkten Gesichtskreises waren und es bald hie, bald da versahen. War's in einer Schule kaum geordnet, so brach es in einer andern wieder los.

Auch der Eifer der Neuerweckten machte Hanna manche Mühe — er war meist unbesonnen und sein Ausdruck oft eben so plump als unbeholfen — auch geriethen sie, bey noch dämmernder Erkenntniß leicht auf mancherley Irrwege — — kurz Hanna empfand es:

„die Menschheit bessern — das Geschäft ist schwierig!" —

Aus den verschiedenen hier mitgetheilten Auszügen leuchtet wohl Hanna's unermüdlicher Eifer, wie die besonnene Nüchternheit hervor, mit der sie in diesen Dingen stets verfuhr. Dennoch vermochten diese nicht, sie vor Anfeindungen sicher zu stellen, die in einem späteren Abschnitte ihres Lebens zu wahrer Verfolgung stiegen und eine

solche Höhe erreichten, daß sie, wenn auch nicht ihr Gemüth, noch ihre Vorsätze, doch die Gesundheit der zarten, kränklichen, von Nervenleiden Heimgesuchten, ernstlich erschütterten. Wir werden später darauf zurückzukommen haben. Schon jetzt fand sie: „daß es mißlich sey, keiner Parthey angehören zu wollen und den Pfad der Mäßigung zu wählen.“

Daß Hanna auch der leiblichen Noth der Armen, zumal in so strengen Wintern, wie der von 1792, sich annahm, braucht kaum erwähnt zu werden. Sie gedenkt des Jubels, den ein Wagen mit Kohlen in Shipham, dem ärmsten Dörflein, geweckt hatte. War der Mangel daran dort doch so groß, daß eine Wittwe ihren einzigen Tisch, eine andere ihre drey Stühle verbrannt hatte. Auch hier war des Schullehrers verständiger Eifer bey der Vertheilung der Gaben, wie die seltene Pflichttreue der Schulfrau, ein Beleg mehr, daß es bey unseren Wohlthaten mehr auf die umsichtige Verwendung ankommt, als das schlaffe Mitleid sich's denken mag. Wir nannten die Treue der Schulfrau eine seltene — und sie war es auch: — denn diese wackere Frau kam selbst um Mitternacht noch zu den Kranken, vertheilte Arzeney und bereitete Suppe zu ihrer Erquickung.

Während Hanna so eifrig ihre gemeinnützigen Zwecke verfolgte, war sie nicht minder bereit,

wo es galt für Einzelne thätig zu seyn. Ihre Freunde durften auf sie zählen, wo es etwa ein langwieriges Kranken-, wo es ein Sterbebette galt. Schon im Jahre 1785 sahen wir bey solchem Anlasse sie als Stütze der Gattin des gelehrten Dr. Kennicott, bekannt durch seine Polyglotten-Bibel, für deren unverfälschte Aechtheit er vor dem Könige ein so gewichtig Zeugniß abgelegt hatte, ein schöneres noch durch seinen frommen Wandel.*)

*) Als Dr. Kennicott dem Könige, in einer Privataudienz, dieß große Werk nach seiner Vollendung überreichte, fragte ihn dieser: welches denn das Ergebniß seiner gelehrten und mühsamen Forschungen gewesen sey? — worauf er erwiederte: daß er zwar manche grammatische Unrichtigkeiten und manche Varianten in den verschiedenen Texten (Codices) gefunden habe —; aber auch nicht eine, die nur im allergeringsten einen Satz der Glaubens- oder Sittenlehre berührt habe.

Mrs. Kennicot hatte Hebräisch gelernt, um ihrem Manne bey seinen Korrekturen behülflich seyn zu können. Sie pflegte ihm während seiner täglichen Ausfahrten (da er gelähmt, sich zu Fuß keine Bewegung machen konnte) diejenigen Abschnitte der heiligen Schrift vorzulesen, mit denen er gerade beschäftigt war. Als nach dreißig Jahren das große Werk nun vollendet war, fragte sie ihn: welches andere Buch sie ihm nun lesen solle? Mit großer Lebhaftigkeit erwiederte er: „Liebes Kind, laß uns die Bibel nur wieder von vorne anfangen." — Welches andere Buch möchte diese Probe bestehen? Es ist „das Buch, was immer süßer wird".

Im Sommer 1792 finden wir Hanna in Bath in ähnlichem Samariterdienste bey einer jungen Muhme ihres Freundes Wilberforce, die langsam ihrer Auflösung entgegen ging und welcher Hanna's Gegenwart zum Trost, ihr Gebet zur Hülfe ward. Ihr geduldiges Leiden wurde durch einen sanften Tod im Glauben gekrönt und Hanna vollendete ihr schönes Amt zu trösten, zu stützen, bey der trauernden, kränkelnden Schwester der Heimgegangenen.

Im schönsten Glanze erbarmender Liebe aber erscheint Hanna bey einem anderen Anlasse, im folgenden Winter, während ihres kurzen Aufenthalts zu London. Es war ihr durch einen Augenzeugen Kunde geworden, daß man ein junges schönes Mädchen in Maskentracht, das sich so eben in den St. James-Kanal gestürzt, herausgezogen und durch Anwendung der gewöhnlichen Mittel in das Leben zurückgerufen habe. Man hatte sie nach dem Middlesex-Hospital geschafft. Mrs. Clarke, Wilberforce's Schwester, und Hanna beschlossen sogleich sich aufzumachen, um selbst zu sehen, was hier zu thun sey. Dort angekommen vernahmen sie, daß man die Unglückliche so eben in einer Miethkutsche nach ihrer in einer übelberüchtigten Gasse belegenen Wohnung gebracht habe. Unerschrocken folgten sie ihr dahin —; leichenblaß trat sie ihnen entgegen, das schöne Haar aufgelöst und noch triefend.

„Wir sagten ihr — erzählt Hanna — wir kämen als Freunde, und baten sie uns zu sagen, wie wir ihr dienen könnten? Sie berichtete nun ihre traurige Geschichte. Ihr eigener Vater hatte sie, die sechszehnjährige, einem Mitgefangenen, in King's Bench, verkauft! nachdem er ihr eine feine Erziehung hatte geben lassen, von der ihr ganzes Benehmen auch Zeugniß gab. Jetzt war sie, nach der beschönigenden (euphemistischen) Ausdrucksweise, unter dem Schutze eines Officiers der königlichen Leibgarde, an dem ihre ganze Seele hing. Er hatte seit Kurzem sie vernachlässigt; sie war ihm auf den Maskenball gefolgt, den er verflossene Nacht ohne sie besucht hatte, dort hatte sie ihn mit einer Andern gesehen — war in Krämpfen niedergestürzt und hatte ihm eine solche Scene gemacht, daß er sie in ihre Wohnung hatte zurückgeleiten müssen. Mrs. Clarke und ich waren so von dieser Erzählung ergriffen, daß wir einige Stunden bey ihr blieben und uns erboten, Sorge für sie zu tragen, wenn sie ihre jetzige Lebensweise aufgeben wolle. Wir gewannen es endlich über sie, daß sie ihre bisherige Wohnung verlasse, nachdem wir ihre Schuld zu berichtigen versprochen. In wahrer Seelenangst hatte sie eingewilligt, doch als wir sie schon hinweggeführt hatten und nun ihrer gewiß zu seyn glaubten, riß sie sich wieder los — um noch einmal den Verräther wiederzusehen. Doch

betheuerte sie uns, wir sollten am nächsten Tage von ihr hören. Wir wagten kaum daran zu glauben — doch sie hielt Wort, und am folgenden Abend brachten wir die Unglückliche hinweg; es war indeß ein Uhr Morgens geworden, ehe wir sie in Sicherheit gebracht hatten. Sie ist schön, klug und kaum achtzehn Jahre alt — mit dem feinen Benehmen einer Lady. Wir haben sie in unserer Nähe eingemiethet. Sonntag besuchten wir Beyden die Kirche abwechselnd zu verschiedenen Stunden, um unsere schöne Büßerin nicht allzulange sich selbst zu überlassen. Wir sind ihrer indeß keineswegs sicher und mich soll es nicht überraschen, wenn sie uns einmal plötzlich davon geht. Wir sehen uns jedoch nach einem passenden, bleibenden Unterkommen für sie um."

Während einer kurzen Abwesenheit Hanna's war Harriett Lester — so hieß die Arme — wirklich entflohen, mit Hinterlassung eines beredten Briefes, worin sie ihr sogenanntes „Schicksal" beklagt und sagt, daß sie jetzt noch nicht zu einem Leben der Buße sich entschließen könne. Sie beschwört indeß Hanna, ihr zu schreiben. Diese that es, und indem sie ihren Schmerz über das sündliche Leben der Unglücklichen ihr kund gab, fügte sie die Aufforderung hinzu: „Wenn Gott je ihr Herz zu wahrer Reue entzünde, möge sie getrost an Hanna sich wenden, die stets bereit sey, sie wieder aufzunehmen."

So schonend verfuhr die streng-sittliche Hanna gegen eine Sünderin, die noch nicht einmal zu ächter Reue hindurch gedrungen war —; ein beschämend Beyspiel für manche unserer allzugestrengen (weil vielleicht nicht in ähnliche Versuchungen gerathenen) Sittenrichterinnen!

Vier Jahre später schrieb eine Freundin an Hanna in Betreff dieser Unglücklichen: „Harriett Lester ist der Verzweiflung nahe; ihr Gewissen ist erwacht und hält ihr alle ihre Sünden vor, die sie in's Verderben führen müssen, und doch fühlt sie sich zu schwach, ihr jetziges Verhältniß aufzugeben. Ich habe kaum je etwas von so herzschmelzender Beredsamkeit gelesen, wie ihre Briefe. Der Mann, der jetzt sie unterhält, hat Bücher ungläubigen Inhalts ihr in die Hände gegeben — doch sie hat die Beweisgründe für und wider gründlich erwogen und merkwürdig klar und scharf ist ihr Urtheil hierüber. Sie ist wirklich ein ausgezeichnetes Frauenzimmer, voll Talente: Musik, Zeichnen, feine Kunstarbeiten — alles zeugt von feiner Bildung. Welch' ein Jammer, wenn solch' ein Wesen zu Grunde gehen sollte. Noch habe ich einige Hoffnung. ...“ Ob diese sich erfüllt ...? keine Spur ist uns geworden; — hoffen wir, daß Hanna's milde Auffassung, wenn auch spät, endlich doch noch Frucht getragen habe.

Und welcher Quelle war denn diese zarte, liebevolle Schonung entsprungen? Bey Hanna war es nicht jene krankhafte Gutmüthigkeit, die in schwächlicher Nachgiebigkeit gegen die schlaffgewordene Sitte Entschuldigung sucht, die sie bestimmte — es war ein Anderes, Höheres! Hanna kannte das menschliche Herz und seine Schwächen, denn — sie kannte — und zwar sehr genau — das eigene. Ihre Tagebücher geben Zeugniß von der strengen Gewissenhaftigkeit, mit der sie über ihr Inneres wachte, es durchforschte bey jenem Lichte, mit welchem das Wort Gottes es durchleuchtet, und vor aller Selbsttäuschung uns bewahrt. Und eben, weil sie bey diesem Lichte nicht nur die eignen Schwächen, nein, auch den Keim zu allem Bösen in sich erkannt hatte, suchte sie da um Hülfe nach, wo sie nie dem Redlichstrebenden versagt wird — suchte und fand Beystand und Hülfe zur Reinigung, zur Veredlung ihres inneren Menschen — nachdem sie der Vergebung gewiß worden war. Und eben weil sie tief erkannt und empfunden hatte, wie viel ihr zu vergeben sey und vergeben worden, darum auch konnte sie viel lieben und viel tragen in Liebe.

Diese Tagebücher sind mit ungemeinem Fleiße und Ernste fortgeführt, und werden nur dann auf längere Zeit unterbrochen, wenn irgend eine schriftliche Arbeit Hanna's Zeit mehr als sonst

in Anspruch nimmt. Denn man denke nicht, daß unter all' jenen Mühen Hanna's Wunsch, auch durch ihre literarischen Bestrebungen zur Wiederbelebung von Religion und Sittlichkeit in den höheren Kreisen beyzutragen, ohne Frucht geblieben sey.

Bereits im Jahr 1790 war ein neues Werk dieser Richtung von Hanna an's Licht getreten: Würdigung der Religion der Gebildeten (**An Estimate of the Religion of the fashionable World**). Es schloß sich jenem früheren über die Sitten der Vornehmen an, ging aber tiefer auf die Quelle von deren Verfall zurück, und fand diese vornämlich in der Gleichgültigkeit gegen eine lebendige Religiosität, in der Geringschätzung der häuslichen Frömmigkeit und dem Mangel einer religiösen Grundlage in der Erziehung der Kinder der gebildeten Stände. Sie wußte die Sprache der Wahrheit so unerschrocken und eindringlich, dabey so sehr in's Einzelne gehend zu führen, daß manches Gewissen, welches bisher in stolzer Selbstgefälligkeit geschlummert hatte, zu einem Bewußtseyn seines gänzlichen Mangels an lebendiger Religiosität erwachte. Addisons bekannte Zeitschrift: Der Zuschauer (**Spectator**) — hatte gewissermaßen durch seinen höheren Ernst die Bahn gebrochen — allein er war mehr im Allgemeinen geblieben und die Religion war nicht als Maaßstab dem Leben

nahe gerückt worden. Hanna indeß, in ihrer einfachen Weise, mit ihrem klaren Verstande und im Gefühl der Heiligkeit ihrer Sache, drang näher an die Herzen hinan und zwang einen großen Theil der lesenden, der müssigen, der eitlen Welt zu hören — und dann sich schuldig zu geben, indem sie ihr, unerschrockenen Muthes Wahrheit, die volle Wahrheit gab und nichts als Wahrheit.

So rügte sie unter andern die Verwendung der einen Sonntagshälfte zu eitlen Belustigungen, selbst von Solchen, die doch noch des Morgens am Kirchenbesuch sich betheiligten, als das verderblichste Beyspiel für die niederen Schichten der Gesellschaft. Vor allem aber legte sie in dieser kleinen Schrift das größte Gewicht auf die aus der Bibel hergenommenen Beweggründe zu einem christlichen Leben als dessen Grundlage und Prüfstein.

Der Erfolg war unerwartet groß — vor Ablauf des zweyten Jahres hatte die: Würdigung die fünfte Auflage erlebt und den Beyfall aller Ernstgesinnten gewonnen, wie zahlreiche Briefe bedeutender Persönlichkeiten — unter andern des Bischofs von London, Newton's, beurkunden.

Auch dieses Werk war anfangs ohne Hanna's Namen erschienen, hatte aber bald durch Ausdrucksweise und Gedankengang die Verfasserin verrathen, die sich denn auch freymüthig dazu bekannte.

Freylich blieben auch Anfeindungen der unerschrockenen Bekennerin der Wahrheit nicht erspart. Vielleicht waren sie nicht alle so heiterer Art als die folgende. Hanna hatte sich gegen die unsinnige Mode glänzender Kinderbälle erklärt, und da hatte nun bey einem solchen die Ballgeberin am oberen Ende des Saales, auf erhöhter Bühne, eine Strohpuppe aufgestellt als Hanna More, mit einer großen Ruthe in der Hand, um solche Ungebühr zu strafen. Gewiß zum großen Ergötzen der Jugend — ob auch zu ihrem Frommen? Wir zweifeln!

Jetzt nun trat eine längere Pause ein in Hanna's Thätigkeit auf diesem Gebiete, da ein anderes, mit unabweislichem Ernste ihre volle Aufmerksamkeit auf sich zog.

Dritter Abschnitt.

1792—1794.

Volksschriften.

Der junge Tag der Freyheit war über die Vereinigten Staaten Nordamerika's aufgegangen, die Tochter hatte sich vom Mutterlande losgerissen, nicht ohne daß dieses die Erschütterung tief empfunden hatte.

Frankreich, Englands natürlicher Nebenbuhler, hatte aus Gründen der Staatsklugheit jene Bewegung thätig unterstützt, aber auch in den neuen Freyheitsideen einen, für den siechen Staatskörper gefahrbringenden Stoff heimgetragen. Der junge Baum der Freyheit mochte, jenseits der Meere, in der jungfräulichen Erde, geschirmt durch Einfalt der Sitten und der Väter frommen Glauben, wohl tiefe Wurzeln treiben, nicht so aber in dem alternden, vom Unglauben vielfach unterwühlten, mit den buntfarbig-schillernden Giftpilzen

leichtfertiger Sitte überwuchertem Boden Frankreichs. Dieselbe Sonne, deren Wärme im gesunden Organismus Keime des Lebens weckt, fördert im abgestorbenen die Zersetzung und beschleunigt dessen Auflösung.

Die Flamme der Revolution war ausgebrochen und des wohlmeinenden Ludwigs schwache Hand hatte weder ihren Ausbruch zu hindern, noch den Strom zu lenken oder zu dämmen gewußt. Frankreich war zum Vulkan geworden, dessen Lavaströme und Aschenregen die Lande ringsum zu verheeren und zu überschütten drohten — — wie vieles ist seitdem in seinen Abgrund mit hinunter gezogen worden! Auch nach England hatten die Apostel der falschen Freyheit sich gewendet und theilweise einen nur allzugünstigen Boden für den ausgestreuten Samen gefunden, denn auch hier war, durch die gleichen Ursachen, der Boden gelockert worden für des Unheils Saat.

Doch die höheren, die sittlichen Kräfte sahen nicht unthätig dem Verderben zu —; gestärkt durch die Macht eines neu lebendig gewordenen Glaubens, erhoben sie sich zum Schirm der Religion, der Sittlichkeit. Der gesundgebliebene Kern des Volkes schloß sich ihnen an, sie durchdrangen mehr und mehr die Massen —, so wurde die Ordnung aufrecht erhalten und die ächte Freyheit gewahrt vor Anarchie, die stets die Despotie zur Nachfolgerin hat.

Man hatte von Frankreich aus das Land mit einer Fluth von Schriften ungläubigen und aufrührerischen Inhalts überschwemmt, und leider fanden sich auch Solche im Lande, die nicht allein sie verbreiteten, sondern auch in eigens für das Volk geschriebenen, mit Zündstoff erfüllten Schriften, auf dieses zu wirken suchten.

Im Volke selbst hatte ein unruhiger Drang nach dem Neuen, ein Durst nach Wissen Raum gewonnen, dem jetzt nur die heilsame Nahrung gebrach. Durch die von Raikes gestifteten Sonntagsschulen war auch in den niederen Schichten der Gesellschaft die Kunst des Lesens verbreitet worden — der Trieb, falsch geleitet, mußte verderblich werden. Denn, wie ein erfahrener Beobachter der geselligen Zustände*) sehr treffend bemerkt: „Kenntnisse und Bildung sind Werkzeuge, die ebensowohl mißbraucht als gut angewendet werden können; nur wo sie auf einer religiösen Grundlage ruhen, ist das Letzte zu hoffen. Dem Staate ist nicht damit gedient, lesende, schreibende Diebe und Landstreicher zu haben — mit diesen Kenntnissen ausgestattet sind sie nur um so gefährlicher."

*) Johannes Falk, der edle Begründer der ersten Anstalt für sittlich verwahrlos'te Kinder in unserem Vaterlande.

Nach dieser Darlegung wird man es nicht befremdend finden, daß von verschiedenen Seiten Hanna, deren versittlichender Einfluß auf die höheren Stände erprobt war, aufgefordert wurde, durch eine ähnliche kleine Schrift für das Volk dem einbrechenden Verderben entgegen zu wirken. Der gesunde Theil der Nation sah zu ihr auf mit dem Vertrauen, daß sie, so bekannt mit der menschlichen Natur in allen ihren Abstufungen, so mächtig klarer, faßlicher, anziehender Darstellung höherer Wahrheiten, den rechten Ton auch hier wohl anzuschlagen wissen werde. Es scheint daß der damals in Bath anwesende Bischof von London die Sache zuerst gegen Hanna zur Sprache gebracht habe. Sie lehnte es ab, obwohl das Ansuchen von verschiedenen Seiten wiederholt wurde.

Doch, nachdem sie sich geweigert in dieser Weise öffentlich hervorzutreten, empfand sie, nach einigem Besinnen, es als Pflicht, in der Stille ihre Kräfte zu versuchen. Und so entstand denn binnen wenigen Stunden das Gespräch der: Politischen Dorfkannengießer —*) (Village-Politicks by Will Chip). Sie sandte es heimlich durch einen Freund nach London, zum Druck — doch nicht an ihren gewöhnlichen Verleger (ihren Landsmann Herrn Cadell), um die Spur nicht zu verrathen.

*) Wir geben es in der Anlage B.

Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten — kaum waren vier bis fünf Tage verflossen, da brachte jede Post ihr als Geschenk von Londoner Freunden dieß „treffliche" Schriftchen - begleitet von der Bitte, es als das heilsamste Gegengift verderblicher Lehren zu verbreiten. Es flog mit beyspielloser Schnelligkeit von einer Grenze des Königreichs zur andern; tausende von Exemplaren wurden nach Schottland und Irland versendet. — Wohlhabende ließen zahlreiche Ausgaben auf eigene Kosten drucken und vertheilen — in London selbst belief sich die Zahl der in Umlauf gesetzten, binnen kurzem auf mehrere hunderttausend.

Bald verriethen innere Gründe das Geheimniß — und als die Wahrheit kund geworden war, strömten Dank und Glückwünsche der Erfreueten von allen Seiten zu. Sie gaben freudig Zeugniß dem Werthe einer Arbeit, vermittelst welcher der Muth und die Einsicht einer einzelnen Frau den Kampf aufgenommen hatte mit der rasenden Demokratie Englands, und die so glücklich dem Strome der mißleiteten öffentlichen Meinung einen Damm gezogen hatte.

Einige Personen wollten sogar, nächst der göttlichen Vorsehung, dieser Schrift Englands Bewahrung vor den Gräueln der Revolution beymessen —; so richtig war in derselben das ungeheuer alberne lächerliche und unhaltbare

Gewäsch gezeichnet und treffend ausgemalt, womit man versuchte, der Lust, der Gier, der Selbstsucht und der rohen Gewalt in der gleißenden Hülle der Freyheit, Gleichheit und unveräußerlicher Menschenrechte, die Herrschaft in diesem Lande zu verschaffen.

Die Anwendung auf unsere gegenwärtigen Zustände überlassen wir billig dem denkenden Leser.

Von jetzt an finden wir nun Hanna eine Reihe von Jahren hindurch beschäftigt, dem Strome des Verderbens durch faßliche Volksschriften kräftig entgegenzutreten. Man hatte von dem Gegner gelernt —: die Schule des bekannten Gottesläugners Paine war eifrig bemüht, selbst in der Form von Romanen, Erzählungen und Liedern, ihr Gift zu verbreiten. — Der Fluth jener verderblichen Schriften, die aller Orten verlockend an den Schaufenstern ausgestellt waren und die neugierige Menge anzogen, suchte Hanna durch die ähnlichen Mittel bleibend entgegen zu wirken, indem sie der Leselust die gesunde Speise zu wohlfeileren Preisen darbot. Sie verband sich zu diesem Zwecke, für den Zeitraum von drey Jahren, mit zwey oder drey gleichgesinnten Freunden, die gelegentlich aushalfen, — wie denn auch ihre Schwester Sara hierin ein ganz eigenthümliches Talent entwickelte — monatlich drey kleinere Volksschriften zu liefern. Ausschüsse sollten das ganze Land umfassen, um dieselben zu verbreiten. Da Hanna's

Geldmittel hiezu natürlich nicht ausreichten, so wurde eine Unterzeichnung eröffnet; kaum war der Plan bekannt geworden, als er der Unterstützung der verständigsten und bedeutendsten Personen sich versichert fand. Zwey Millionen dieser Schriften wurden im ersten Jahre abgesetzt. Man verbreitete sie theilweise auch durch Hausirer und Tabuletkrämer, die früher das Gift im Lande umhergetragen hatten und nun das Gegengift darboten. Mitunter kamen dabey drollige Dinge zu Tage. So hatte die treffliche Herzogin von Gloucester, die sich an dieser Sache lebhaft betheiligte, einst durch eine Hofdame eine Frau anrufen lassen, die Apfelsinen feil hatte und sie befragt: Ob sie auch Balladen verkaufe? — worauf diese ganz entrüstet antwortete: „Nein, mit so geringer Waare gebe ich mich gar nicht ab; ich verkaufe nicht einmal Aepfel!" Die Herzogin, auf's höchste belustigt durch diese ihr bisdahin gänzlich unbekannte Rangordnung — gewann es dennoch durch freundliche Ueberredung und vielleicht noch andere Mittel, über das Weib, daß sie einwilligte, neben der lockenden Frucht auch eine Folge dieser heilsamen Blätter mit sich zu führen.

Dieß Unternehmen aber war mit viel Arbeit verbunden. Abgesehen von der Abfassung der Schriften mußte noch mit den verschiedenen Ausschüssen ein Briefwechsel unterhalten werden —

Bayerische Staatsbibliothek München

Hanna hatte nicht nur das Opfer ihrer Zeit zu bringen, diese fortwährenden Anstrengungen erschütterten auch ihre Gesundheit. Nehmen wir hiezu noch das Opfer, welches sie brachte, indem sie auf jene Werke verzichtete, die nicht allein ihre Einnahme, nein auch ihren Ruf in den höheren geselligen Regionen vergrößert haben würden — so werden wir ihre Hingebung an diese Sache zu würdigen wissen. Sie wird aber mit nichten uns befremden, denn Hanna hatte schon einmal ein Opfer ähnlicher Art gebracht, als sie aus dem Reiche des Genius und der schönen Literatur schied, worin sie, bey so reichen Gaben, wenn sie die ganze Energie ihres Geistes auf diesen Punkt zusammengedrängt hätte, wohl Bedeutendes, ja für die Nachwelt Dauerndes hätte leisten mögen! Sie aber hatte erkannt: „daß Gutes wirken mehr sey als glänzenden Ruhm gewinnen —" wie viel mehr denn als rostendes Gold!

Da diese Volksschriften nicht allein in vielen Millionen von Exemplaren ihren Weg in die Küchen und Kinderstuben, nein auch in die Wohnzimmer der Wohlhabenden gefunden hatten, gab Hanna dieselben später gesammelt, in drey sauberen Bänden heraus unter dem Titel: „Sammlung wohlfeiler Volksschriften" — (**Cheap Repository Tracts.**)

Diese Sammlung umfaßt Werke der verschiedensten Form und Art; von der Ballade an bis zum Küchenzettel, Bereitung wohlfeiler Speisen lehrend („der Weg zum Wohlstand" **The way to Plenty**) —, Gespräche, Erzählungen, Geschichten u. s. w. Unter den Balladen erwähnen wir einer besonders, an die sich ein Ereigniß eigenthümlicher Art geknüpft hat. Es ist die Ballade: „Der Krawall" (**the Riot** —). In der Nähe von Bath war ein furchtbarer Aufstand der Kohlenarbeiter vorbereitet worden, der Plan war der Ausführung nahe. Sie wollten künftig nicht mehr arbeiten — erst sollten die Mühlen, dann die Schlösser des Landadels angegriffen und geplündert werden. Ein wohlgesinnter Eigenthümer hatte indeß das Vertrauen dieser Irregeleiteten zu gewinnen gewußt; er hatte einige hundert Exemplare dieser Ballade drucken lassen — sie wurden vertheilt und gesungen — ihre Wirkung blieb nicht aus — der Ausbruch wurde abgewendet und die Gemüther waren beruhigt.

In einer besondern kleinen Flugschrift war Hanna auch der Gottesläugnung entgegen getreten, die Dupont in seiner Rede vor der französischen Nationalversammlung frech an den Tag gelegt und die leider auch in England Bewunderer gefunden hatte. Den Erlös — 240 Pf. Sterling — bestimmte sie zur Unterstützung der aus Frankreich

Bayerische
Staatsbibliothek
München

vertriebenen katholischen Priester. Auch erließ sie gleichzeitig eine Aufforderung zur Unterstützung dieser, um ihres Gewissens willen, auf der Insel Jersey darbenden Geistlichen, die ein wahres Meisterstück einer warmen aus dem Herzen quillenden Beredsamkeit ist, und einen schönen Beweis davon ablegt, wie ihr geläuterter Glaube so ganz von der äußern Form abzusehen und die Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit in jeder Gestalt zu ehren wußte. Diese kurze aber beredte Ansprache schließt mit den Worten: Vielleicht möchte keine Handlung der Wohlthätigkeit, zu der ihr je aufgefordert werden könntet, unmittelbarer, buchstäblicher unter die Zahl jener herzergreifenden, schicksalbestimmenden gehören, die an jenem Tage des Gerichts werden aufgezählt werden: „Ich bin ein Fremdling gewesen und ihr habt mich aufgenommen."

Durch beydes zog Hanna sich mehrere anonyme Angriffe zu, in welchen man sie als eine Freundin des Papstthums, ja der Bartholomäus-Nächte bezeichnete, und sogar es ihr zum Verbrechen machte: „daß sie der Vorsehung in die Arme gegriffen und die Priester nicht habe Hungers sterben lassen!" O Fanatismus des Unglaubens, welche schillernden Formen weißt du gleißend anzunehmen! — Vielfach bewegt fühlte sich Hanna's reiches und weiches Gemüth in dieser Zeit —: der Tod des unschuldigen Königs Ludwig, die

Bayerische Staatsbibliothek München

Gefangenschaft Maria Antoinettens — die Greuel der Revolution, alles empfand sie tief. Diese mähte die hohen, wie die niederen Häupter unerbittlich danieder. Hatte man ja eine arme Frau zur Guillotine verurtheilt, weil sie Luzerne — eine dort unbekannte Grasart — auf ihr Feld gesäet hatte; man wußte keinen anderen Grund anzugeben als: „parcequ'elle avoit denaturé la terre."

So blutige Frucht hatte die ausgestreute Saat getragen, welche bereits 1790 die Begriffe der niederen Stände so sehr verwirrt hatte, wie uns folgende Anekdote aus glaubwürdigem Mund berichtet. Eine Dame von Stande in Paris klingelt ihrer Jungfer — vergebens — sie kommt nicht; der Diener sagt: sie wolle nicht kommen, sie wolle niemand mehr untergeben seyn. Endlich tritt sie herein lesend, ein Flugblatt in der Hand und setzt sich der Dame gegenüber in einen Sessel. Befremdet fragt diese: was das bedeuten solle? **C'est que lis, Madame!** antwortet jene, ohne den Blick zu erheben. Und da die Herrin weiter in sie dringt, den Grund jenes unverschämten Benehmens zu erfahren, antwortet das Mädchen ganz kaltblütig: **C'est que nous allons tous devenir égaux, et je me prépare pour l'égalité!"**

Belege aus unserer Zeit wären nicht gar weit zu suchen!

Ereignisse anderer Art auch nahmen Hanna's Theilnahme in Anspruch: der Tod des geistreichen aber ungläubigen Gibbon —, der des einsichtvollen und muthigen Edmund Burke —, die Durchbringung einer Klausel der Sklavenbill im Parlamente durch ihren Freund Wilberforce — alle diese Dinge fanden Anklang in Hanna's tiefem und den vielseitigsten Interessen offenem Gemüthe.

In diese Zeit fällt auch Hanna's vertrautere Bekanntschaft mit der Herzogin von Gloucester, welche sie zur Stütze ihrer unglücklichen Tochter aufrief. Die uns erhalten gebliebenen Briefe bey diesem Anlaß gereichen beyden Persönlichkeiten zur Ehre.

Vierter Abschnitt.

1798—1802.

Neue Schulen. Wedmore. Blagdon. Verfolgung.

Bis zum Jahre 1798 hatten die verschiedenen Schulen ihren gesegneten Fortgang gehabt; in der Zeit von Hanna's jährlicher kurzer Anwesenheit in London führte ihre Schwester Martha mit großem Geschick das Werk der Oberaufsicht und wir haben aus jener Zeit nur von dem Tode der braven Schulfrau zu Cheddar (1795) zu berichten, über deren Heimgang und Begräbniß sich ein ergreifender Brief Martha's an ihre Schwester vorfindet — so wie über die gute Wirkung dieses ernsten Vorgangs auf die dortige Bevölkerung im allgemeinen, wie von der tiefen und gerechten Trauer derselben.

Das Jahr 1798 ist durch einen sehr bedeutenden Unfall, der leicht Hanna's werthvollem Leben ein Ende hätte machen mögen, bezeichnet. Sie war in einem Anfalle ihrer heftigen Kopfkrämpfe ohnmächtig vom Stuhle gesunken und hatte

schwere Verletzungen davongetragen, die lebensgefährlich hätten werden können, und an deren Nachwehen sie noch längere Zeit zu leiden hatte. Doch jetzt, wie später noch einmal, blieb dies unschätzbare Leben bewahrt.

Der Unfall war um so hemmender, da er gerade in die Zeit der Gründung einer neuen Schule zu Wedmore traf, die mit besonders harten Kämpfen verbunden war.

Weil es auch hier keinen Ortsgeistlichen gab, hatte man Hanna gestattet die Kanzel durch andere ihr befreundete Geistliche betreten zu lassen — und sie hatte sonntäglich Rath zu schaffen gewußt, daß die verlassene Bevölkerung der gesunden geistlichen Speise nicht ermangele und hiedurch ihren wohlthätigen Zwecken der Weg gebahnt werde.

Dieß machte bald den Widerspruch der ungläubigen Reichen rege und an einem Sonntag, gerade da Hanna so traurig daniederlag, trat nach der Predigt des Herrn Drewitt der Küster vor und zeigte der Gemeine an: „daß sie sich nächsten Freytag versammeln möge, um die besten Mittel zu erwägen, wie man die Damen verhindern könne, hier eine Schule zu stiften."

Unerschrocken nahm nun Drewitt das Wort und ersuchte die Gemeine: „am nächsten Sonntag sich mit den Damen zu vereinigen, die um 9 Uhr die Schule eröffnen würden."

Der Kampf war hart; Martha hatte ganz allein die Sache durchzufechten — und ihre stille Beharrlichkeit trug auch hier endlich den Sieg davon, doch ohne die spätere Wiederaufnahme des Kampfes hindern zu können. Ihre Verfolger waren zu den eifrigsten Bewunderern der Schwestern geworden und jener reiche Bauer, der sie der Ausbreitung französischer Lehren angeklagt hatte, sandte nun seine eigenen Kinder zur Schule und wohnte den Abendversammlungen mit den Seinen bey.

Wedmore war eine der größten Gemeinden in der Umgegend — bald waren 300—400 Kinder im Unterricht. Allein der Aufenthalt in dem noch nicht vollendeten feuchten Hause, bey offenen Fenstern und Thüren, war beyden Schwestern sehr schädlich, um so mehr, da die weite Entfernung sie immer nur sehr ermüdet und erhitzt ankommen ließ; — sie hatten hin und zurück 30 (englische) Meilen in den kurzen Wintertagen zurückzulegen.

Um das Jahr 1799 trat ein neues Werk Hanna's an das Licht der Oeffentlichkeit — das dritte ihrer Werke in Prosa sittlichen Inhalts: Bemerkungen über weibliche Erziehung. (**Strictures on female Education.**) Hanna war hier noch mächtiger, noch beredter als sonst auf die Grundlage aller Erziehung zur Sittlichkeit, auf die Religion zurückgegangen, hatte deren heilsamen Einfluß in's hellste Licht gestellt, und die mannigfachen Verkehrtheiten gerügt, die

bey der Erziehung der Kinder der vornehmen Welt für die Welt, zu Tage kamen.

Zahlreiche Briefe zeugen davon, wie eindringlich und den Bessergesinnten willkommen diese Rathschläge einer herzenkundigen Frau geworden waren. Besonders ergreifend ist ein Brief der Lady Cremorne, woraus wir folgende Stelle ausheben. Sie schreibt: „Ich konnte das 85. Kapitel des ersten Bandes (wo Sie auf den Werth einer frühen Erziehung zur Frömmigkeit dringen, aber auch mahnen, die Kindheit nicht mit den rauschenden Freuden der Welt zu beflecken und ihnen die unschuldigen der Natur dadurch unschmackhaft zu machen) nicht trockenen Auges konnt' ich es lesen. Allein meine Thränen waren Dankes- und Freudenthränen: ich empfand, um mich Ihrer eigenen schönen Worte zu bedienen, daß ich „nicht den Frühling aus dem Kranz des Jahres hinweggeraubt hatte", indem ich mein süßes kleines Mädchen (so lange sie mir hienieden verliehen worden war) nicht um die einfachen Freuden und ungekünstelten Seligkeiten jenes frühen Blüthen-Alters betrogen hatte. Ihre Lust war's, für mich oder den Vater die erste Schlüsselblume oder das erste Veilchen zu brechen — die Bienen in ihrer Arbeit zu belauschen, oder beym ersten Rufe des Guckuks, bey dem melodischen Liede der Nachtigall aufzujauchzen in harmloser Freude! Ich glaube es gab nie ein glückseligeres Kind."

Die beyden Kapitel in den Betrachtungen über die Kinderbälle (s. o.) und das menschliche Verderben hatten indeß wohl den meisten Anstoß gegeben. Das Werk erlebte nicht weniger als dreyzehn Auflagen.

Hanna hatte die Freude, in diesem Jahre in der kleinen Prinzessin Charlotte (der Thronfolgerin, die später mit dem Prinzen Leopold von Koburg vermählt, frühzeitig im ersten Wochenbette verstarb) ein Muster einfacher Erziehung zu erblicken. Die Herzogin von Gloucester hatte Hanna zu einem Besuche im Palaste von Carltonhouse mitgenommen und hier mußte die kleine Charlotte zu Hanna's und des Bischofs von London Belustigung alle ihre kleinen Künste vorbringen. Hanna erzählt: „..... Sie that es mit großer Natürlichkeit und Anspruchlosigkeit. Ihre ganze Gelehrsamkeit bestand in dem Hersagen der kleinen Fabel von der kleinen emsigen Biene —; dann tanzte sie, und endlich sang sie gar mit ihrer zarten süßen Stimme das God save the King — was wirklich rührend klang. Es ist vielleicht das beste Lob dieser Erziehung, wenn ich sage: Sie ist ganz wie das Kind eines Privatmannes; wild und natürlich, aber gescheidt, aufgeweckt und artig. — —"

Doch nun, im Jahre 1800, fing die Verfolgung an ihr Haupt gegen Hanna zu erheben. Obwohl sie die Freude gehabt zu vernehmen,

daß der Bischof von Bath und Wells, in dessen Sprengel Hanna's Schulen lagen (damals noch der ehrwürdige, fast neunzigjährige Dr. Moß) auf Angebereyen, die ihre Rechtgläubigkeit und ihr ganzes Verfahren verdächtigen wollten, die runde Antwort ertheilt hatte: „Wenn es sich um Mrs. More handelt, da frage ich gar nicht weiter nach — wo die eine Sache angefaßt hat, da ist alles recht und wie es seyn soll."

Allein bald sollte ein gewaltiger Sturm ausbrechen!

Hanna, von früher Kindheit an mit ihrem ganzen Hause der Regierung des Landes und der herrschenden bischöflichen Kirche streng zugethan, hatte sich stets innerhalb der, von derselben scharfgezogenen Grenzen bewegt, allein die starre Form war unter ihrer liebewarmen Hand flüssig geworden und sie hatte sie mit jungem, frischem, blühendem Leben zu erfüllen gewußt. Das war nun Einigen unbequem, die gern im gewohnten Geleise fortgingen; Andere empfanden ihre liebevolle Thätigkeit als einen stillen Vorwurf der eigenen Trägheit —; noch Andere, Menschen von gestern her, die keine Vergangenheit und, weil keine Zukunft habend, auch den Moment der Gegenwart nicht mit Gehalt zu erfüllen wissen — schrieen über Neuerungen, unerhörte! Wir haben es ja in unseren Tagen auch erlebt, daß die zweytausendjährigen und ewigen

Wahrheiten des Evangeliums als ein Neues verrufen wurden, weil — man sie vergessen hatte in einer glaubenlosen Zeit. Diese Menschen geben nur die eigene Unwissenheit kund, indem sie so das nur wieder kräftiger sich äußernde Lebensprincip verkennen, das mit regem Leben die abgestorben scheinenden Glieder erfüllt und neue Organe sich zubildet und gestaltet. Hanna hatte nicht nur in den unwissenden Bauern sich Feinde erweckt, wenn auch von ihnen die Verfolgung auszugehen schien — es schlossen noch andere Gegner ihnen sich an und reizten Jene zum Widerstande auf. In der vornehmen Welt mochte Hanna's rücksichtsloses Aussprechen der Wahrheit ihr solche gemacht haben — mehr aber noch waren wohl die erbittert worden, welche in ihren verderblichen Planen sich durch den unläugbar heilsamen Einfluß gehemmt sahen, den Hanna's Schriften für das Volk sich zu gewinnen gewußt hatten.

Viele Ursachen dieser Art trafen also zusammen, die Feindschaft gegen das lebendige Christenthum auf die persönliche Erscheinung Hanna's zusammen zu drängen. Die nächste Veranlassung zum Ausbruche aber wurde da gegeben, wo man sie am wenigsten hätte erwarten dürfen.

Ihre verschiedenen Schulen und Vereine hatten nun schon viele Jahre im Segen gewirkt, allein noch immer war das liebliche Dörfchen Blagdon,

in dessen Gemeine und unmittelbarer Nähe Cowslip-Green lag, nicht in deren Bereich gezogen worden. Da in dieser Gemeine ein Geistlicher wohnhaft war, hatte es minder nothwendig geschienen, obwohl andere Gründe es wohl wünschenswerth machen konnten. Da erschien dieser Geistliche, Mr. Bere, bey den Schwestern und ersuchte sie, doch auch seiner Gemeine die Wohlthat einer Schule zuwenden zu wollen. Sie lehnten es entschieden ab, indem weder ihre Gesundheit (die bereits sehr gelitten hatte) noch ihre Zeit, noch ihre Geldmittel es ihnen gestatten würden, ihre Oberaufsicht noch über die bereits gezogenen Grenzen auszudehnen. Das Ersuchen wurde indeß durch eine Abordnung der Kirchenvorsteher und Gemeindebeamten wiederholt, welche, von dem Geistlichen gesendet, im Namen der Gemeine die dringende Bitte stellten: „Die Damen möchten doch kommen und auch in ihrer Gemeine ein wenig Gutes thun." Sie bekannten zugleich, daß die große Umwandlung zum Bessern, die in einigen benachbarten Gemeinen sich kund gegeben, sie zu diesem kühnen Ansuchen bewogen, denn die furchtbare Versunkenheit des Ortes werde von den Bessergesinnten als ein großes Unglück beklagt.

Die Schwestern gaben so dringenden Vorstellungen endlich nach; sie versetzten einen der erprobtesten Lehrer aus einer andern Schule hieher

und bald waren zweyhundert Kinder unter seinen Augen versammelt — jedoch alle von grenzenloser Unwissenheit. Bald indeß gewann die Sache eine andere Gestalt und eine sichtliche Besserung krönte die liebevollen Anstrengungen der Schwestern.

Die Sonntagsleseabende hatten sich in andern Gemeinen von so wohlthätiger Wirkung erwiesen, daß Hanna More sie auch hier einzuführen kein Bedenken trug. Die erwachsene Jugend und die Kinder strömten herzu, und der Geistliche pflegte mit seiner Gattin ihnen beyzuwohnen. Zwey oder drey Jahre nach diesem vielversprechenden Anfange konnte Mrs. Vere (die Pfarrersfrau) Hanna More nach London berichten: „daß zwey Gerichtssitzungen (sessions) und zwey Assisen bereits abgehalten worden und eine dritte in Aussicht stehe, ohne daß weder ein Verfolger, oder ein Verhafteter, weder Kläger noch Beklagter aus diesem Kirchspiel (früher wegen seiner Streitsucht und Verbrechen nur zu bekannt) vorgeführt worden sey. Verhaftsbefehle, wegen Waldfrevel und Veruntreuungen anderer Art, seyen ganz außer Frage gekommen."

Bey ihrer Heimkehr aus London fanden die Schwestern alles dort im fröhlichsten Gedeihen vor — ein steter Fortgang zum Besseren in den Sitten und in religiöser Erkenntniß war eingetreten. Martha's Tagebuch berichtet: „Die Abendversammlung war sehr ergreifend. Mit der Einfalt und

Demuth von Kindern gestatteten die Gegenwärtigen es dem Schulmeister Rechenschaft von ihrem Benehmen, während unserer Abwesenheit, abzulegen. Es war wirklich ein merkwürdiger Anblick, denn auch die Gemeindebeamten befanden sich unter der Zahl. Auf ausdrückliches Verlangen des Herrn Bere (der Pfarrer war auch zugleich Friedensrichter hier) wurden wir auch von dem sehr anständigen Verhalten der Leute an ihrem Versammlungstage (**club-meeting**) in Kunde gesetzt."

Nach dieser Schilderung wird man es kaum begreifen, daß gerade von diesem Orte, von demselbigen Geistlichen aus, die große Verfolgung sich erhob, unter der Hanna so viel zu leiden hatte.

Es scheint, daß eine Unvorsichtigkeit des Lehrers — (er hatte aus dem Herzen gebetet!) — in einer Abendversammlung, die er Montags mit den jungen Leuten hielt —, daß einige unbeholfene Aeußerungen dieser ungebildeten Leute die erste Veranlassung gegeben —, daß weiter die Gattin des Predigers sich durch eine vom Schullehrer gemachte Bemerkung verletzt gefühlt hatte. — Allein der Grund lag tiefer — wie wir schon angedeutet haben. — Herr Bere hatte am Glauben Schiffbruch gelitten und war ein Läugner der Gottheit Christi geworden — da entbrannte er gegen die dem entgegenstehende Lehre! Sonst hätte man sich auch wohl bey dem Verweise beruhigt,

der dem Lehrer ertheilt worden war? Auch hatte Hanna, damals abwesend, dem Lehrer sogleich die Weisung zukommen lassen, seinen Unterricht lediglich auf die Kinder zu beschränken; und hatte sich gegen Herrn Bere erboten, die Schule zu schließen. Dieser lehnte es entschieden ab: „er habe gegen die Schwärmerey, nicht gegen die Schule gepredigt."

Doch als neue Klagen einliefen und Herr Bere sogar die Ehre des Lehrers Young angegriffen hatte, drang Hanna auf eine gerichtliche Untersuchung; die Richter fanden durchaus keinen Grund zur Anklage, riethen aber Hanna, um des Friedens willen, Young zu entlassen und die Schule zu schließen.

Sie war dazu bereit — und schloß die Schule (am 16. November 1800) mit blutendem Herzen. Sie hielt noch eine kräftige Ansprache an die Versammelten, worin sie ihnen das Zeugniß gab, sie habe an keiner Schule mehr Freude erlebt, als an dieser. Sie ermahnte die Tiefbetrübten, alle gegen ihre liebe Schule erhobenen Anklagen durch ihre ruhige Unterwerfung und ihr stilles Dulden am triftigsten zu widerlegen, im Glauben zu beharren und durch ihren Wandel Zeugniß für diesen abzulegen. Ihre Ansprache an die Einzelnen — Jung und Alt, Knaben, Jünglinge und Jungfrauen ist tief ergreifend. Hanna hatte soeben

die jährlichen Geschenke an Büchern ausgetheilt und hinterlegte noch außerdem bey dem Kirchenvorstande, als letzte Gabe für die Armen der Gemeine die Summe von fünf Guineen.

Doch bald sollte die Angelegenheit eine andere Gestalt gewinnen. Die dem Herrn Bere vorgesetzte kirchliche Behörde untersuchte die Sache noch einmal und zwar genauer — sie beschloß Herrn Bere zu entfernen und ersuchte Hanna, die Schule wieder eröffnen zu wollen. Es geschah unter einer kräftigen Ermahnung ihrerseits am 1. Januar 1801. Da indeß Herrn Bere nichts wider die kirchliche Ordnung und die guten Sitten zu beweisen stand, konnte man, ohne Ungesetzlichkeit, ihn nicht wohl entfernen. Bald begannen, begreiflich genug, seinerseits die Feindseligkeiten wieder mit erneuter Bitterkeit. Hanna hob im September die ihr so lieb gewordene und in schönster Blüthe stehende Schule nun gänzlich auf, da sie es sich zur Regel gemacht hatte, nie ohne Zustimmung des Ortsgeistlichen eine solche zu halten. Lange blutete die Wunde nach und so oft ihr Blick auf die Thurmspitze des Dörfleins fiel, tönte in ihrem Herzen (nach ihrem eigenen Ausdruck) „die Klage Rahels nach, die sich nicht wollte trösten lassen, weil ihre Kindlein nicht gelehret wurden."

Die Aufregung, geflissentlich unterhalten, hatte sich indeß der ganzen Umgegend mitgetheilt,

und das kaum beruhigte Wedmore wurde auf's neue hineingezogen.

Hanna bemerkt in einem Briefe an Wilberforce über diese Dinge sehr richtig: „daß jeder Gegner der Abschaffung des Sklavenhandels (eine Frage, die damals alle Gemüther — für oder wider — in Anspruch nahm) nothwendig und folgerecht auch ein Feind aller religiösen Bildung in der Heimath seyn müsse.“ Hierin liegt der Schlüssel zu manchen Vorgängen dieser Art.

Hanna fährt dann fort zu erzählen: „In einer benachbarten Gemeine, wo ich gleichfalls eine Schule gestiftet habe, waren die Leute zum Wahrsager gegangen, um zu erfahren, ob wir Methodisten seyen? Auf Befragen: weshalb sie dies argwöhnten? hieß es: Wir ließen Watt's Lieder singen. (Etwa wie unseres Gellert's Lieder!) Der kluge Mann erwiederte: Das sey noch kein Beweis, ob sie keinen bessern hätten? Je nun, war die Antwort, — sind die Lieder nicht methodistisch, so sind's doch die Weisen. Und weshalb denn diese? Nun, sie stehen nicht in Pächter Clam's Notenbuch. — Das klingt lächerlich genug — allein diese Leute sind unsere Richter, — und werden von Solchen angestiftet, die's besser wissen könnten.“

„Die arme Martha hielt dort vor zwey Sonntagen Schule; die Bauern waren in der Sakristey

versammelt — (ihr wurde der Zutritt versagt) — um eine Akte zu unterzeichnen, durch welche sie die Aufhebung der Schule zn erwirken denken. Mit großer Ruhe fuhr Martha den ganzen Tag fort, in der Schule zu lehren. Abends waren etwa zweyhundert ordentliche Leute beysammen wie sonst und Martha wollte, wie gewöhnlich, eben die Vorlesung der Predigt beginnen, als zwey Bauern an der Thür erschienen. Sie waren ganz betrunken und schrieen fürchterlich: Sie wollten solch' methodistisches Treiben nicht bey sich dulden; sie hätten an der einen Predigt Morgens vollkommen genug. Ihre Trunkenheit legte nun freylich nicht das schlagendste Zeugniß ab für deren Wirksamkeit! Nachdem ihre Wuth sich in etwas erschöpft hatte, sagte Martha ihnen ganz ruhig und freundlich: Es wäre doch ein ernstes Ding darum, wenn sie in dieser Nacht sterben sollten und hätten nun eben friedliche Leute gestört, die zu ihrer Erbauung nur sich versammelt hätten! Einer antwortete: Aber wie können Sie nur in aller Welt so schwermüthige Gedanken Einem in den Kopf setzen! — und lief dann eilends fort. Martha vollführte ihr Amt nun in aller Ruhe, — die ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit der Versammelten war der schönste Lohn ihrer Ausdauer."

Man hatte Hanna auch des Fanatismus und der Schwärmerey beschuldigt. Ihre Briefe und

Schriften athmen die größte Besonnenheit und Mäßigung. Allenthalben dringt sie auf die Heiligung des Wandels als das sicherste Kennzeichen des wahren Glaubens. In einem Briefe an einen jungen Geistlichen sagt sie: „Ich habe keine sittlicheren Menschen gefunden als die, so nach der Regel des Evangeliums einhergehen, — darum empfehle ich dieses Allen, denen es um jenen Ernst ist.“ Sie dringt besonders auf Uebereinstimmung des Bekenntnisses mit dem Wandel und sagt mit Nachdruck: „Ich glaube, daß niemand mehr geachtet und geliebt werden kann, als ein Geistlicher, der einfach am Evangelium vesthält und dessen Leben damit übereinstimmt. Denn Uebereinstimmung — Konsequenz — ist hier vor allem noth. Der Geistliche aber, der die Dinge dieser Welt mitmacht, wird selbst von der Welt gering geschätzt.“

Die gegen Hanna erhobenen Beschuldigungen waren indeß so ungereimt und einander widersprechend, daß sie sich gegenseitig aufhoben. Bald sollte sie von dem Ministerium, bald von der französischen Regierung erkauft seyn, — ja, sogar eines Einverständnisses mit Charlotte Corday (der Mörderin Marat's) wurde sie bezichtigt! — Sie setzte diesem allem, was ihr auch davon zu Ohren kommen mochte, ein würdevolles Schweigen entgegen, und gestattete auch nicht, daß ihre Freunde

für sie auftraten um die Verläumder zur Rechenschaft zu ziehen.

Die Gegner, hievon unterrichtet, wurden freylich anfangs dadurch nur kühner in ihren Angriffen — sie aber beharrte dabey. So las sie denn auch keine der zahllos erscheinenden anonymen Streitschriften, um nicht ihre Gemüthsruhe erschüttern zu lassen, zumal während einer siebenmonatlichen, in diese Zeit treffenden Krankheit.

Nur, da man ihr auch Mangel an Anhänglichkeit gegen Kirche und Staat vorgeworfen hatte, hielt sie es für ihre Pflicht, sich endlich gegen den nunmehrigen Bischof von Bath und Wells, Dr. Beadon, ihre vorgesetzte Behörde, in einem längeren Schreiben darüber auszusprechen. (1801)

Dieser Brief ist ein Muster von würdevoller Haltung. Ohne ihre Feinde anzuklagen, giebt sie eine so klare, durchsichtige Darstellung ihres ganzen Verhaltens und ihrer reinen Beweggründe dazu, während jener Jahre, daß dadurch allein alle Angriffe jenerseits in ihr Nichts zerfallen — wie die siegende Sonne das niedere Gewölk zerstreut.

Wir bedauern, das Schreiben nicht in seiner ganzen Ausdehnung mittheilen zu können, da der klare und lichtvolle Zusammenhang kaum Auszüge gestattet. *)

---

*) Wir geben es als Anlage A.

Auch erfolgte sogleich, andern Tages, des Bischofs Antwort, worin er ihr eben so verbindlich als anerkennend sagt: „daß es desselben für ihn nicht bedurft habe und die Mühe bedauert, wie die Aufregung, der sie sich unterzogen. Er versichert sie seiner vollkommenen Zustimmung zu allen ihren Schritten und beut ihr seinen Schutz dabey an u. s. w. —

Solche Verfolgung galt einer Frau, die nur wohlgethan hatte — einer Wehrlosen! Man hatte ihren Einfluß vernichten und sie zwingen wollen, ihre trefflichen Schulen aufzugeben.

Allein wenn eine solche, so ungerechte Verfolgung einen gewissen Höhepunkt erreicht hat, so zerfällt sie in sich selbst — wie, der Sage nach, die Schlange durch das eigene Gift sich tödtet, der Basilisk am eigenen Anblick stirbt.

Die Anklagen waren so maaßlos, so widersinnig, einander aufhebend gewesen, daß kein halbwegs Vernünftiger nur eine Sylbe davon hatte glauben können. Doch aber hatten diese Verfolgungen drey Jahre hindurch gewährt — Jahre voll Bitterkeit, die an Hanna's Gesundheit gezehrt hatten. Da trat sie hervor aus dem Feuer dieser Prüfung, ihr Ruf lichthell strahlend im reinsten Glanze, gereinigt, gestählt im Innern durch diese Läuterung — wie der Asbest rein, lichtweiß aus den Flammen hervorgeht.

Und was hatten diese Prüfungen ihr denn eingetragen? — Zuerst — sie hatte gelernt sich völliger auf den Herrn lehnen, als ihre einzige Stütze; — sodann, sich entwöhnen von dem Beyfall der Menschen. Vielleicht war ihr diese Lehre vor Andern noth gewesen, da so lange der allgemeine, der gerechte Beyfall ihrer Mitmenschen in seltenem Maaße ihr zu Theil geworden war?

Ihre Tagebücher geben Zeugniß, mit welcher zarten Gewissenhaftigkeit sie diese Zeiten der Trübsal benutzt hat — denn nicht die Leiden an sich bessern, — es kommt auf den Sinn an, mit dem wir sie aufnehmen. Hanna hatte sie unmittelbar aus der Hand eines Höheren genommen und nicht aus der Menschen Hand —, darum konnte auch keine Bitterkeit aufkommen in diesem Herzen, das der Liebe geweiht war, wenn diese auch verkannt wurde. Sie litt, ihrem Herrn ähnlich, nicht um Uebelthat, sondern um der Wohlthat willen — und gleich Ihm, „that sie ihren Mund nicht auf —". Darum tröstete Er sie auch überschwänglich und „redete freundlich mit ihr", und darnach verherrlichte Er sie auch vor den Augen der Welt, da sie seine Schmach getragen hatte. So erndtete Hanna aus der Trübsal die friedsame Frucht der Gerechtigkeit schon hienieden, und jenseits? was die menschliche Zunge nicht aussprechen kann, der menschliche Sinn nicht zu fassen vermag, — denn „die reines Herzens sind, werden Gott schauen."

Um die Mitte des Jahres 1802 scheint die Verfolgung ihr Ende erreicht zu haben und Hanna auch der äußere Friede gewährt worden zu seyn, der innerlich das Element geworden war, darin ihre Seele athmete.

Außer den Zeugnissen, welche die Geistlichkeit der Grafschaft, die vorzugsweise der Schauplatz ihrer wohlthätigen Bemühungen gewesen war, für sie ablegte, heben wir noch eine in Druck gegebene Erklärung der Kirchen- und Gemeinde-Vorsteher jener Bezirke hervor, welche die besonderen Gegenstände von Hanna's Sorge und Eifer geworden waren. Jene Männer beglaubigten hier durch ihre Unterschriften die verschiedenen Belege, welche als die glücklichen Ergebnisse dieser unermüdlichen christlichen Liebe zu ihrer Kunde gelangt waren. Glückwünschungsschreiben der Freunde blieben nicht aus, und Bezeugungen achtungsvollster Anerkennung strömten von allen Seiten und den edelsten Persönlichkeiten herzu. Rührend ist folgender Zug: Bey einem Frühstück im Hause des Bischofs von London, wo Hanna anwesend war, wurde eine alte Dame gemeldet. Als sie herein trat, standen Alle ehrfurchtsvoll auf sie zu begrüßen; sie aber, bey allen Anderen vorbeygehend, kam geradeswegs zu Hanna und küßte sie herzlich —: es war die greise Lady Elgin.

Um die Mitte des Jahres 1802 schien die Verfolgung ihr Ende erreicht zu haben und Hanna auch der äußere Friede gesichert worden zu sein, der innerlich das Element gewesen war, darin ihre Seele athmete.

Außer den Zeugnissen, welche die Geistlichkeit der Grafschaft, die vorzugsweise der Schauplatz ihrer wohlthätigen Bemühungen gewesen war, für sie ablegte, heben wir noch eine in Druck gegebene Erklärung der Kirchen- und Gemeinde-Vorsteher jener Bezirke hervor, welche die besonderen Gegenstände von Hanna's Sorge und Eifer gewesen waren. Jene Männer beglaubigten hier durch ihre Unterschriften die verschiedenen Belege, welche als die glücklichen Ergebnisse dieser unermüdlichen christlichen Liebe zu ihrer Kunde gelangt waren. Glückwünschungsschreiben der Freunde blieben nicht aus, und Bezeugungen achtungsvollster Anerkennung strömten von allen Seiten und von edelsten Persönlichkeiten herzu. Rührend ist folgender Zug: Bei einem Frühstück im Hause des Bischofs von London, wo Hanna anwesend war, wurde eine alte Dame gemeldet. Als sie herein trat, standen Alle ehrfurchtsvoll auf, sie zu begrüßen; sie aber, bei allen Anderen vorübergehend, kam geradeswegs zu Hanna und küßte sie herzlich — es war die greise Lady Clarin.

Drittes Buch.

1802–1828.

Bis zur Uebersiedelung nach Clifton.

Erster Abschnitt.

1802—1811.

„Winke über die Erziehung einer jungen Fürstin.“
„Coelebs.“

Mannigfaltige Ursachen hatten es schon längere Zeit für Mrs. More wünschenswerth erscheinen lassen, ihre bescheidene Wohnung in Cowslip-Green aufzugeben, welche, obwohl anmuthig, doch manches Unbequeme hatte. — Nun war ihr ein Grundstück angeboten worden, etwa eine (englische) Meile von dort entfernt, dessen malerische und gesunde Lage einladend alle Vortheile darbot, um die Aufschlagung ihres Wohnsitzes daselbst wünschenswerth zu machen.

Nachdem Hanna den anmuthigsten Platz ausgewählt hatte, schritt sie alsbald zum Bau eines geräumigen Wohnhauses und machte ringsumher bedeutende Anlagen, die von eben so viel Geschick als Geschmack zeugten.

Die Schwestern gewannen diesen Aufenthalt, den sie „Barley-Wood" genannt hatten, so lieb, sie fanden ihn zugleich so heiter und so zuträglich, daß sie bald darauf über ihr Wohnhaus in Bath verfügten und Barley-Wood zu ihrem beständigen Wohnsitze wählten. So waren die fünf Schwestern denn wieder unter einem Dache vereinigt und Hanna hoffte nun der Zurückgezogenheit und Muße endlich genießen zu können, nach denen sie so lange sich gesehnt hatte.

Indeß, die Welt hatte nun einmal ein Anrecht an sie gewonnen und machte es auch hier geltend —; Hanna glaubte sich nicht den mannigfachen Besuchenden entziehen zu dürfen, welche ihr geselliges Talent, der Zauber ihrer Unterhaltung herbeyzog, da ihr hiedurch die Gelegenheit wurde vielfach zu nützen und den guten Samen auszustreuen.

Eben so war es mit dem ausgedehnten, viele Zeit ihr raubenden Briefwechsel —; auch hier glaubte sie nur einer Pflicht zu genügen, wenn sie der Beantwortung mannigfaltiger Fragen, der Ertheilung heilsamer Rathschläge, der Aufrechthaltung freundschaftlicher Verbindungen sich nicht entzog. — In alle diesem suchte sie nicht sich selbst, sondern nur des Herrn Ehre und die Förderung seines Reiches unter den Menschen. Ihre höchste Sorge unter all' diesen verschiedenen Anforderungen

ließ sie sich die seyn, „nicht Anderen zu predigen und selbst verwerflich zu seyn“ —, nicht Anderen bauen zu helfen und „den eigenen Weinberg nicht zu hüten“.

Ihre Tagebücher aus jener Zeit zeugen von einem stetigen Fortschreiten auf dieser Bahn der Geduld, der Heiligung des ganzen Lebens, der Verläugnung des eigenen und der Hingebung in den göttlichen Willen. Aber auch von zunehmender Heiterkeit des Geistes und Stille des Gemüthes geben sie Kunde, die der Lohn so beharrlicher Treue auch schon hienieden sind. Auch ihre Ansicht vom Christenthume erweiterte sich mehr und mehr; immer besser lernte sie von der Form absehen und auf das Wesen eingehen. „Wie hasse ich diese Benennungen: Calvinist — Reformirt u. s. w.“, schrieb sie an einen Freund — „lebendiges, biblisches Christenthum, das ist's, was ich liebe — das praktische unverfälschte — welches Heiligung, Demuth und den Glauben an Christum lehrt und — nachdem es alle Gnadengaben hergezählt hat, die „Liebe als die größeste unter ihnen“ bezeichnet.“

Im Jahre 1804 war von neuem ein Ruf zu literarischer Thätigkeit an Hanna More ergangen; ein Großwürdenträger der Kirche hatte sie aufgefordert, ihre Gedanken über die Erziehung einer jungen Fürstin niederzuschreiben. Sie entschloß sich

nur zögernd dazu, da sie sich der Aufgabe nicht gewachsen glaubte, und nur der Gedanke, daß die Prinzessin (Charlotte von Wales, die man hiebey im Auge hatte) noch unter weiblicher Aufsicht stehe und noch kein Erzieher für sie gewählt worden war, konnte sie endlich bestimmen, dieser schwierigen Aufgabe sich zu unterziehen.

So entstanden ihre: Winke über die beste Art, den Karakter einer jungen Fürstin auszubilden.

Das Werk war fast vollendet, als Hanna vernahm, **Dr.** Fisher, Bischof von Exeter (später von Salisbury) sey zu diesem wichtigen Amte ernannt worden, und schon war sie im Begriff, das ganze Unternehmen aufzugeben, da sie es zugleich für überflüssig und anmaßend hielt, sich da einzumischen, wo bereits der Ruf an einen gelehrten und fähigen Mann ergangen war. Nach einigem Bedenken bestimmte indeß die Karaktermilde und edle Sitte des Bischofs Hanna, das Werk zu vollenden; es sollte jedoch ohne ihren Namen erscheinen und die strengste Geheimhaltung in dieser Beziehung statt finden.

Sie dachte, um allen Einwürfen zu begegnen, es dem ehrwürdigen Herrn selbst zu widmen, und sandte Ihro Gnaden ein Exemplar zu, ohne zu bemerken, von wem es sey; es wurde höflich und freundlich aufgenommen und sogar ein Brief-

wechsel eröffnet, worin der Bischof zu ihr als zu einem Manne redete.

Die inneren Beweise verriethen indeß auch jetzt, wie früher, gar bald das Geheimniß und die Entdeckung leitete eine Bekanntschaft und einen lebhaften Verkehr zwischen dem Bischof von Exeter und Hanna ein, der Beyden hohen Genuß gewährte.

Hanna schreibt hierüber an einen Freund: „Ein wunderlicher Briefaustausch hat zwischen mir und dem Bischof von Exeter sich entsponnen. Seine Unbefangenheit und sein verbindliches Wesen gegen den „ungenannten" Verfasser, den er natürlich als „Herr" anredete, waren höchst liebenswürdig; hatte er doch sogar die Zustellung von Exemplaren des Werkes an den König und die Königin, sowie an den Prinzen und die Prinzessin von Wales vermittelt —; so fand ich es denn schicklich, als das Geheimniß nicht länger zu bewahren stand, ihm das erste Bekenntniß davon zu machen, um so mehr, da er dem Buche seinen entschiedenen Beyfall gespendet hatte. — Bis jetzt hat nur die Königin Zeit gefunden es zu lesen und mir ihre Zufriedenheit bezeugen lassen."

Besonderen Beyfall zollte dem Buche auch die, Hanna persönlich näherstehende, treffliche Herzogin von Gloucester. Bey einem Frühstück, das diese zu Hanna's Ehren gab, stellte sie dieselbe

als Verfasserin der: Winke — den königlichen Personen und den Gliedern des königlichen Hauses vor, von denen einige sie fortan mit ihrer Freundschaft beehrten. Die junge Prinzessin Charlotte las in späteren Tagen das Buch zu wiederholten Malen, es war das letzte, mit dem sie sich kurz vor ihrem Tode beschäftigt hat.

Sir Alexander Johnston, Hanna aus früherer Zeit befreundet, und später Oberrichter auf Ceylon, der erst in diesem Frühlinge gestorben ist, schickte diese: Winke — dem Rajah von Tanjore zu, der sie für seine Lieblingstochter in die Mahrattasprache übertragen ließ.

Dies Buch, obwohl es sechs Auflagen erlebt hat, scheint weniger bekannt und früher vergessen worden zu seyn, als Hanna's andere Werke, weil man fälschlich glauben mochte, es sey nur für Fürstlichkeiten bestimmt, da es doch viele treffliche Dinge für die weibliche Jugend im allgemeinen enthält. —

Bey vorrückendem Alter mußte Hanna natürlich öfter den schmerzlichen Verlust langjährig bewährter Freunde erleben — aber auch jüngere sanken im kräftigen Lebensalter vor ihr in's Grab. So wurde sie schmerzlich berührt durch das Abscheiden des wackeren Prediger Drewitt, der ihr eine so willkommene Stütze bey dem Werke ihrer Armenschulen gewesen war, und dem sie gemeinsam

mit ihrem Freunde Wilberforce, die letzte traurige Ehre erwies und der trauernden, aber ergebenen Wittwe Beystand leistete.

Ihr Verhältniß zu Wilberforce wurde immer tiefer und inniger und die aufbehaltenen Briefe zeugen, welchen Schatz christlicher Lebenserfahrung dieses edle Gefäß des Herrn für sich selbst gewonnen hatte, von dem er der Freundin zu ihrer Förderung eben so gern als reichlich mittheilte.

Im Jahre 1806 wurde Hanna von einer schweren, lebensgefährlichen Krankheit heimgesucht, die mit wenigen Unterbrechungen fast zwey Jahre anhielt, in denen ihre Ergebenheit in Gottes Willen hart geprüft wurde. Sie war dankbar für jeden schmerzensfreyen Augenblick und nützte ihn treu. Ihre Geduld war so musterhaft, daß die Besucher ausriefen: Könnten ihre Feinde und Verläumder sie sehen und beschämt sich finden!

Ihr erster längerer Brief nach der Genesung im July 1808 ist an Wilberforce, dem sie eine anziehende Mittheilung über John Hill, einen ehemaligen Zögling einer ihrer Schulen macht. Hanna hatte ihn in Weymouth, wo sie ihrer Gesundheit wegen sich aufhielt, als Feldwebel und Zahlmeister in voller Uniform angetroffen. Die Offiziere gaben ihm das beste Zeugniß und einer von ihnen versicherte, daß man die gute Haltung und Mannszucht dieser Truppenabtheilung

vornämlich dem Geschicke und Eifer John Hill's zu verdanken habe. Im Anfang sey er ihnen etwas zu fromm vorgekommen; er sey aber dabey so tüchtig und von so guten Sitten, daß sie sich jetzt um seine Religion nicht weiter kümmerten und ihm wahrscheinlich nächstens eine Beförderung bevorstehe.

Die Schule zu Cheddar feyerte in diesem Jahre (1808) ihr zwanzigstes Stiftungsfest; schon zählte sie die Kinder früherer Zöglinge unter ihre Schüler; seit den letzten acht bis zehn Jahren waren mehr als hundert wohlunterrichtet entlassen, die in den verschiedensten Berufsarten, meist aber als Dienstboten, durch Frömmigkeit und gutes Betragen für den Werth der Anstalt das beste Zeugniß gaben.

Aehnliche Stiftungen entstanden in der Umgegend in Nacheiferung von Hanna's Vorgang; so widmete unter Andern ein irischer Edelmann sich diesen Zwecken. Er hatte sieben Jahre unter den Versuchungen zum Unglauben auf dem Vestlande verlebt, war aber gesund an Leib und Seele heimgekommen. Einen Beweis von beydem giebt der freundliche Zug, daß er jeden Morgen vor 8 Uhr zehn engl. Meilen weit nach Barley-Wood ritt, um dort die Hausandacht nicht zu versäumen.

Ein schwerer Verlust traf Hanna im Jahre 1809 durch den Tod des trefflichen Bischofs von

London, Dr. Porteus, ihres persönlichen Freundes, im acht und siebenzigsten Lebensjahre, in dessen gastlichem Hause zu London — Fulham-Palast — sie seit zwanzig Jahren den Maimonat zu verleben pflegte. Kurz zuvor hatte er selbst ihr noch einen Besuch in Barley-Wood gemacht und ein paar Tage, wiewohl schon körperlich schwach, unter ihrem gastlichen Dache zugebracht. — Seitdem hatte er ihr noch einen besonderen Beweis seiner Hochachtung, seines Vertrauens und des Werths, den er auf ihre Fürbitte lege, gegeben, indem er sie ersuchte, ihm diese für ein Vorhaben zu gönnen, das er ihr noch nicht näher bezeichnen könne. Wenige Tage darauf meldete er ihr den glücklichen Erfolg. Es hatte sich um eine Audienz bey dem Prinzen von Wales gehandelt, den er darin um die Verlegung der für die Sonntage im Winter beabsichtigten Zusammenkünfte einer geschlossenen Gesellschaft, auf einen anderen Tag der Woche ersuchen wollte. Der edle Greis hatte in tiefer Bewegung, mit Aufwendung seiner letzten Lebenskraft, von zwey Dienern gestützt, sich in die Gemächer des Fürsten begeben und ihm dringend sein Gesuch an das Herz gelegt. Dieser, tiefergriffen, hatte ihn huldreich empfangen und die Verlegung auf den Sonnabend zugesagt. Wenige Tage nachher ging diese edle, milde und starke Seele friedlich ein zu ihres Herrn Freude.

Hanna schreibt in Beziehung auf jenen Vorgang: „Ich werde bis an's Ende meiner Tage mich freuen, daß dieser von Natur schüchterne und bescheidene Mann gekräftiget ward, von der Macht des wahren Glaubens Zeugniß zu geben, indem er, mit schon hinsterbendem Körper, aufrechterhalten durch höhere Kraft, vor dem Prinzen erschien. Vielleicht, daß diesem in späteren Jahren, jenes Bild wieder vor die Seele tritt und ihn zum Heile führt. Ich rechne dem theueren Freunde diesen Sieg seiner christlichen Gewissenhaftigkeit höher an, als hundert Werke der Mildthätigkeit, die seiner Natur gemäß waren, während diese That eine Ueberwindung derselben ist!"

Der Bischof hatte als Zeichen seiner achtungsvollen Freundschaft, Mrs. More ein kleines Vermächtniß von 100 Pfund Sterling hinterlassen, (wie früher schon Mrs. Bouverie, die edle Förderin von Hanna's Armenschulen) und Hanna errichtete ihm ein einfaches Denkmal in ihren Gartenanlagen.

Im December desselben Jahres (1809) erschien ein neues Werk von Hanna More's Feder, jedoch ohne ihren Namen: **Coelebs** (der Unvermählte) in zwey Bänden —; es enthält im romanhaften Gewande die Erfahrungen und Betrachtungen, die einem Manne sich aufdrängen, der zur Wahl einer Gattin schreiten möchte, und gehört zu jener

Gattung religiöser Romane, die vielleicht für die Einen nicht poetisch, für die Andern nicht gründlich religiös genug seyn mögen, immer aber besonders in England noch eine Mittelklasse von Lesern finden, und die wir als Uebergangsbücher bezeichnend, als solchen ihnen nicht allen Werth absprechen möchten.*) In ihnen wird der Ernst des Stoffes durch die heitere Umhüllung gedeckt und annehmbar gemacht, — nach dem schönen Bilde, das Tasso gebraucht hat:

So reichen wir auch wohl dem kranken Kinde
Des Bechers Rand mit süßem Naß besprengt;
Getäuscht empfängt es, ohne Widerstreben
Den herben Saft, und durch die Täuschung Leben.**)

Das Buch, obwohl ohne Hanna's Namen erscheinend, fand einen so zahlreichen Leserkreis,

---

*) Unsere Ansicht wird auch durch die Erfahrung des New-Yorker Verlegers des Coelebs bestätigt, welcher berichtet: daß er von diesem Buche mehr absetze, als von den eigentlich religiösen Schriften der More, da es auch von Weltlichgesinnten gekauft werde.

**) Così all'egro fanciull' porgiamo asperso,
Di soave licor gli orli del vaso,
I succhi amari ingannato intanto ei beve
E dall' inganno suo vita riceve.

Tasso, Gerusalemme liberata,
C. I. st. 3.

daß wenige Tage nach dem Erscheinen der ersten Auflage eine zweyte veranstaltet werden mußte, und noch vor Ablauf des Jahres erschien die zwölfte! In den Vereinigten Staaten, wo man überhaupt Hanna More's Werke sehr zu schätzen wußte, sind bey deren Lebzeiten dreyßig verschiedene Auflagen dieses Buches, jede zu 1000 Exemplaren, zu Tage gekommen. *)

Höchst ergötzlich ist es, daß Hanna öfter von Freunden das Buch zugesandt bekam, mit der Empfehlung, das „treffliche" doch ja zu lesen! Andere, mit schärferem Auge begabt, hatten sogleich die Verfasserin erkannt und neckten sie in scherzhaften Briefen mit ihrem Incognito. —

Das Werk war auf Hanna's eigene Kosten gedruckt worden und brachte, trotz der Ungunst mancher Zufälligkeiten, erhöhter Druck- und Papierkosten und des wohlfeil gestellten Preises, Hanna im ersten Jahre an reiner Einnahme 2000 Pfund

*) Das einzige Werk: Winke zur Erziehung einer Prinzessin — ausgenommen, das unseren „Yankee's" zu royalistisch war und deshalb keinen Uebersetzer gefunden hatte. Als Hanna im späteren Lebensalter (bereits 80 Jahre alt) erfuhr, daß dieses Vorurtheil Raum gegeben hatte und das Buch in einer Uebersetzung erschienen sey, rief sie launig aus: „Ich habe Amerika erobert!" — Dieses Buch wurde auch von Huber (dem Vater), Hanna's Freunde und Korrespondenten, noch bey ihren Lebzeiten in's Französische übertragen.

Sterling ein — dabey war das Verlagsrecht noch in ihren Händen geblieben. Hanna's sämmtliche Schriften, wie sie an einem anderen Orte später erwähnt („mit Beschämung"— sagt die Bescheidene), trugen ihr die ungeheuere Summe von 30,000 Pfund Sterling ein — die sie meist zu ihren mannigfachen Zwecken der Wohlthätigkeit verwendet hat.

Zweyter Abschnitt.

1811—1820.

„Die Religion im Leben." „Christliche Sittenlehre." „Versuch über den heiligen Paulus." „Moralische Skizzen." Tod der Schwestern.

Im Jahre 1811 gab Hanna ein neues Werk ethischen Inhalts heraus: Die Religion im Leben (**Practical Piety**), in zwey Bänden; es erschien unter ihrem Namen und fand sogleich den schnellsten Absatz und allgemeinen Beyfall. Sie sagt darüber: „Ich habe die Forderungen des Christenthums hochgestellt — doch nicht zu hoch — denn wenn wir etwas erlangen wollen, müssen wir das Ziel uns hoch stecken." Etwas über ein Jahr darauf (1813) erschien eine Art Fortsetzung desselben unter dem Titel: Christliche Sittenlehre (**Christian Morals**), worin sie die dort berührten Wahrheiten weiter entwickelt. — Beyde Werke wurden unter schmerzlichen Anstrengungen geschrieben, da Hanna's Gesundheitszustand überaus schwankend war.

Bald nach dem Erscheinen dieses letzten Werks wurde das erste Glied aus diesem Schwesterkranze abgerufen: Miß Maria More, die älteste der Schwestern. Sie war lange leidend gewesen und ihr nützliches und wohlthätiges Leben war durch ein heiteres Alter und einen friedlichen Tod gekrönt worden. Die Lücke blieb im Geschwisterkreise fühlbar.

Im Sommer dieses Jahres (1813) machte Hanna auch zum letzten Male einen Besuch in London und dessen Umgebung, wo sie alte Freunde begrüßte, andere schmerzlich vermißte. Im Hause ihres Freundes Wilberforce verlebte sie einige genußreiche Tage, so wie in dem des würdigen Hrn. Henry Thornton, eines geförderten Christen. Sie hatte, nachdem sie fünf und dreyßig Winter hindurch, jährlich einige Monde dort zugebracht, ein ganzes Geschlecht an sich vorüberziehen sehen — und jeder ihrer älteren näheren Freunde, der dahin starb, nahm ein Stück ihres eigenen Lebens mit hinweg. Sie empfand es tief — und drückte später, bey noch herberem Verluste, es innig aus in dem schönen Worte:

„Es ist der Ueberlebende der stirbt."

('Tis the Survivor dies.)

Mit tiefer Bewegung besuchte sie noch einmal das an Erinnerungen so schmerzlich reiche Hampton, wo sie einst mit dem trefflichen Garrick geweilt hatte.

Auf der Rückreise aber berührte Hanna noch Strawberry-Hill, den früheren Wohnsitz Walpole's, der jetzt von Lady Waldegrave, der edlen Vermittlerin ihres Verkehrs mit der trefflichen Herzogin von Gloucester, bewohnt wurde.

Nach Barley-Wood zurückgekehrt, freute Hanna sich der Anmuth ihres „blühenden Edens" (July), wenn auch dessen Stille nur zu oft durch Besuche aller Art unterbrochen wurde.

Ein furchtbarer Unfall hatte dieß theuere Leben bald darauf betroffen. Sie hatte, um nicht beym Schreiben gestört zu werden, ihre Thür verschlossen, — was sonst nie geschah. Im Hinüberlangen zu einem Bücherbort jenseits des Kamins hatte ihr Shawl von hinten Feuer gefangen, und erst das Aufrauschen der Flamme hatte ihr die Gefahr verkündet. Die Thür öffnend, rief sie um Hülfe — und die Hausgenossen sahen sie am Eingang zur Treppe von Flammen umgeben stehend, denn diese hatten sich bereits der übrigen Kleidung mitgetheilt. Sie hatte die Geistesgegenwart, sobald sie die Hülfe nahen sah, aus dem Luftzug hinweg, in das Zimmer zurückzutreten. Eine aufopfernde Freundin, Miß Roberts (die Tochter ihres Biographen) warf sich über sie her, die Selbstverletzung nicht scheuend — und dämpfte die Flammen, ehe sie die geliebte Hanna noch wesentlich hatten beschädigen können. Zum Glück trug sie an jenem

Tage einer Erkältung wegen ein Kleid von schwerem Wollenstoffe — am Tage zuvor aber noch eins von Musselin! So blieb dies theuere Leben bewahrt; sie erkannte es mit Dank gegen die göttliche Vorsehung und im Blick auf die Zusage der heiligen Schrift: „Du wirst durch's Feuer gehen und es soll dich nicht verletzen." Ihre Ruhe bey dem ganzen Vorgange war zu bewundern gewesen.

Dieser Zufall verzögerte indeß die Herausgabe eines neuen Werkes, das Hanna um diese Zeit beschäftigte. Es war der: Versuch über den Karakter und die Schriften des Apostel Paulus —, welcher im Jahre 1814 erschien. Obwohl die großen Weltereignisse dieses denkwürdigen Jahres die öffentliche Aufmerksamkeit mehr als je in Anspruch nahmen, wurde das Buch mit Freude begrüßt und erlebte in zwey Jahren vier Auflagen. Hanna dringt in diesem Werke besonders auf die Heiligung des Lebens und hatte freylich sich nicht verhehlen können, daß sie hiemit zwey Partheyen mißfallen werde: den Strengkirchlichen unter den Calvinisten, wie denen in der eigenen, bischöflichen Kirche (**High-Church**). Ihr Gewissen aber hatte ihr geboten zu reden und — sie schwieg nicht!

Um diese Zeit, 1815, hatte Hanna More ihr siebenzigstes Lebensjahr erreicht, ungeschwächt an Geisteskräften, wie dieses letzte Werk bewiesen,

und — was in so vorgerücktem Alter selten, — erfüllt mit der lebendigsten Theilnahme an allem, was das menschliche Wohl im Allgemeinen, wie im Einzelnen angeht. Ihr Antheil an dem Gange der großen Weltbegebenheiten, wie an dem, den die Verhältnisse des eigenen Vaterlandes einhielten, wurde immer tiefer, einsichtiger, je mehr sie, klaren Geistes, diese Dinge in ihrem höheren Zusammenhange zu überschauen befähigt wurde.

Die Regierung ihres Landes, Pitt's Ministerium, hatte in ihr eine treue Anhängerin gewonnen, und sie empfand, wie einerseits die günstigen Erfolge, so auch andererseits die späteren schmerzlichen Ereignisse, tief im Innern nach. Jene Dinge aber, die unmittelbarer auf die Förderung des Reiches Gottes hienieden Einfluß haben — wie früh schon die Sklavenbefreyung — zogen noch inniger ihre Aufmerksamkeit an. Namentlich war es die Sache der Mission und die der Bibelverbreitung — welcher letzten auch der treffliche Herzog von Gloucester seine kräftige Unterstützung angedeihen ließ — der sie eifrig sich annahm.

Sie stiftete in dem Sprengel Wrington eine Zweigbibelgesellschaft, und veranstaltete an den Jahrestagen ihrer Gründung anmuthige ländliche Feste, zu denen die Geistlichkeit und der Landadel und wer sonst noch an diesen Dingen Antheil nahm, gastfrey willkommen geheißen ward. Hanna empfand

sehr richtig, von wie unendlichem Werthe es sey, wenn sich die Sache des lebendigen Christenthums auch in dem heitern Gewande darstellt, das seinem innern Wesen entspricht, — und wie es nur so jugendliche und andere noch fernstehende Gemüther anzuziehen vermöge, die ein trübsinniger Ernst — seiner Natur ohnehin fremd — nur zurückscheuchen würde. Hanna scheute zu diesem Zwecke weder den Aufwand an Zeit, Gesundheit und Bequemlichkeit, noch auch an Geldmitteln; denn eine so ausgedehnte Gastfreyheit, die sich über hundert, ja später wohl zweyhundert Personen erstreckte, verursachte bedeutende Kosten. — Sie trugen aber der Sache reichliche Zinsen — mehr als die unmittelbare Beysteuer der Summe hätte eintragen mögen.

So wurde Barley-Wood der Sammelpunkt und der Ort, von dem auf die ganze Nachbarschaft neues Leben ausging und wo die wohlhabende Jugend empfand, daß die unschuldige Freude wohl mit der Religion Hand in Hand gehen möge — und sich dadurch ermuntert fühlte „hinzugehen und ein gleiches zu thun."

Zu den Missionen steuerte Hanna reichlich bey und kaufte namentlich ein paar kleine Mädchen der Birmanen von der Knechtschaft los, um sie der Erziehung der christlichen Sendboten zu übergeben. Interessant ist es, daß dies später noch einmal

geschah und zwar mit einem kleinen Vermächtnisse, das ein Hanna völlig unbekannter Geistlicher in Lincoln ihr zu beliebigem Zwecke hinterlassen hatte. — Auch dem Kirchenbau daheim wandte sie ihre Unterstützung zu.

Der von Lord Brougham gegründete Verein zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse (**for the Promoting of useful Knowledge**) fand gleichfalls in Hanna eine warme Beförderin. Einige, in enger Partheysucht befangen, wollten ihn der Bibelgesellschaft entgegensetzen. Hanna bemerkt: „Ich trage zu beyden bey — ich gehöre keiner Parthey an — und möchte es gäbe überall keine Partheyen!" — Eben so verständig verhielt Hanna sich in dem traurigen Streite über die Apokryphen, an dem fast einmal das Werk der Bibelverbreitung Schiffbruch gelitten hätte! Sie sagt sehr treffend: „Wenn nun die Katholiken" (und strengen Lutheraner — setzen wir hinzu) „keine Bibeln ohne Apokryphen annehmen wollen, so kann bey einem vernünftigen Menschen wohl kaum noch eine Wahl statt finden: ob es besser sey, die Bibel mit Apokryphen, oder gar keine Bibeln auszutheilen."

Auch dem Vereine zur Ausbildung junger Geistlichen gewährte sie reichlich ihre Unterstützung; wie sie denn auch Einzelnen unter ihnen durch Anschaffung kostbarer, zu ihren Studien nothwendiger theologischer Werke, wie durch sonstige

Aushülfe und guten Rath beym Eintritte in ihr Amt förderlich wurde.

Hanna's Schulen blühten indeß im Segen fort unter eifrigen treuen Lehrern und Lehrerinnen, die theils schon zwanzig Jahre im Dienste, theils aus den Schulen selbst hervorgegangen waren. Die verschiedenen Vereine unter den Armen selbst wirkten viel Gutes und beugten mancher Noth vor.

Da trat am Schlusse des Jahres die große allgemeine Handelsklemme und daraus hervorgehende Arbeitslosigkeit ein, der das Noth- und Hungerjahr 1817 folgte. Wie früher schon, wurden diese Zustände von Uebelwollenden benutzt, jene Unbehaglichkeit der niederen Volksschichten zur Unzufriedenheit mit der Regierung, ja zur Auflehnung gegen dieselbe aufzustacheln. Ohnehin war die Aufregung unter den arbeitenden Klassen schon groß, da sie ihre Erwartung, daß sogleich nach dem Frieden eine Zeit des Ueberflusses an Arbeit und Nahrungsstoffen eintreten werde, getäuscht gesehen hatten, und die Noth ihnen nun gar als eine von der Verwaltung des Landes verschuldete dargestellt wurde. Hanna's Dienste waren aus früherer Zeit her noch in zu gutem Andenken, als daß man sie bey diesem Anlaß nicht wieder in Anspruch genommen haben sollte, da ihr ein besonderes Geschick einwohnte, die Sache der Gesetzlichkeit und Ordnung durch volksthümliche

Schriften, in heiterem Gewande, zu vertreten und ungebildeten Gemüthern nahe zu bringen. Es ergingen von allen Seiten neue Aufforderungen an sie, — und sie machte sich rasch an's Werk. Binnen kurzem erschien eine neue Folge solcher Volksschriften: Gespräche, Erzählungen und Balladen, die mit großer Schnelligkeit das Land durchliefen, und sich von sichtlichem Erfolge zur Beruhigung der Gemüther erwiesen. Ihr treffliches kleines Gespräch: Die politischen Dorfkannengießer, wurde unter dem Titel: Die Dorfstreiter — wieder neu aufgelegt und in vielfältigen, zahlreichen Auflagen von Wohlgesinnten auf eigene Kosten verbreitet.

Als etwas später, im Jahre 1819, ähnliche, die Ruhe des Landes bedrohende, bedauerliche Störungen stattgefunden hatten, wurden diese Schriftchen und Lieder in einen Band gesammelt, neu aufgelegt, aber auch in vielen einzelnen Heftchen überall und mit demselben günstigen Erfolge verbreitet.

Die Noth der armen Bewohner von Shipham, Arbeiter in den Gruben der Mendipberge, war so groß, daß Hanna, um ihr in etwas zu steuern, die gewonnene Ausbeute für 75 Pfund Sterling übernahm und dann mit noch sechs andern Wohlthätern, sich bey der Regierung für 700 Pfund Sterling weiter verbürgte, um dem dringendsten Bedürfnisse abzuhelfen.

Eine arme, fast vor Hunger hinsterbende Frau wurde von einer sie besuchenden Freundin Hanna's gefragt: wie sie denn durchkomme? Sie antwortete: Madame, wenn ich mich so sehr schwach fühle, dann gehe ich hinauf auf den Boden und bete zwey-, drey-mal täglich, da komme ich dann jedesmal erfrischt herunter. Hanna bemerkt hiebey: Wie viele speisen täglich köstlich und denken nicht einmal an's Gebet! Wir aber denken an das Wort: „Der Mensch lebt nicht vom Brodt allein." —

Bereits im Jahre 1816 war die zweyte der Schwestern Hanna's, Elisabeth, durch den Tod abgerufen worden; sie war die treue und umsichtige Vorsteherin des gemeinsamen Haushaltes gewesen, und ihr Verlust sollte sich später noch ganz besonders fühlbar machen in dieser Beziehung. Jetzt nahete die Stunde des ernsten Abschieds, nach längerem Kränkeln, auch der begabten Sara, der dritten Schwester. Von ihr sind einige der eigenthümlichsten und lebendigsten Erzählungen in der Sammlung der Volksschriften geschrieben. Sie war dazu besonders befähigt durch die Lebhaftigkeit ihres Geistes und den ihr einwohnenden ursprünglichen Witz, wodurch sie auch nicht wenig zur Belebung und Erheiterung des häuslichen Kreises beygetragen hatte. Ein langwieriges schweres, mit musterhafter Ergebung — ja selbst hie und da noch mit Aufblitzen des früheren Humors getragenes Siechthum

endete 1817 mit dem sanften und friedlichen Tode dieses edlen, den Schwestern so theuren Lebens. Manche ihrer Aeußerungen auf ihrem Schmerzens-lager sind wahrhaft ergreifend durch die Kraft eines Welt und Tod überwindenden Glaubens.

So waren denn nur Hanna und Martha, die jüngsten der Schwestern allein zurückgeblieben — und auch der schwerste Verlust sollte Hanna nicht erspart bleiben! als sie auch diese jüngste ihrer Schwestern, die einzige ihr gebliebene, die treue Genossin ihrer Liebeswerke, die Gefährtin langer Jahre, vor sich hinscheiden sehen mußte.

Doch — greifen wir der Geschichte nicht allzurasch vor!

Das Jahr sollte seinen ernsten Kreislauf nicht beschließen, ohne daß noch ein anderer von Hanna mit dem ganzen Lande tief und schmerzlich empfundener und folgenschwerer Trauerfall eingetreten wäre. Die jugendliche Prinzessin Charlotte, die Thronfolgerin, sank als Mutter eines Erstgebornen, der indeß nicht für diese Welt die Augen eröffnen sollte, in ein frühzeitiges Grab — mit ihr eine Fülle blühender Hoffnungen!

Das erfreulichste Ereigniß dieses Jahres scheint für Hanna unstreitig ihre Bekanntschaft mit dem trefflichen **Dr.** Chalmers aus Glasgow, dem einsichtigen Volks- und Armenfreunde gewesen zu seyn, der sie in Barley-Wood besuchte und mit dem ein

reger Austausch der Gedanken über Volkserziehung und Armenwesen überhaupt statt finden mußte.

Es brachte ihr ferner Besuche der Herren Henderson und Paterson, Bevollmächtigten der ausländischen Bibelgesellschaft, insbesondere für den Norden Europa's. Sie konnten Hanna manche anziehende Mittheilungen machen, unter anderem auch über die Verbreitung ihrer Schriften selbst nach diesen fernen Gebieten. So hatte **Dr.** Henderson in Schweden eine amerikanische Ausgabe der: Religion im Leben —, ja selbst auf Island den: **Coelebs** — gefunden!

Dr. Paterson ward der Vermittler eines Verkehrs zwischen Hanna More und der Fürstin Sophia Metschersky (unsern Lesern vielleicht noch erinnerlich aus dem „Leben der Frau Elisabeth Fry"— ?), jener trefflichen, noch lebenden Dame, die um die Sache der Wohlthätigkeit in den verschiedensten Gebieten sich so hoch verdient gemacht hat. Durch Paterson's Vermittelung und auf sein Ersuchen hatte Hanna ihr ein Exemplar ihrer Volksschriften-Sammlung zugesandt und erhielt nicht lange darnach einen verbindlichen Brief von der Fürstin, worin sie ihr sagt: daß sie einige Erzählungen daraus in ihre Muttersprache übertragen habe.

Kaum etwas später (1818) ward Hanna eine Mittheilung ähnlicher Art aus Ceylon, in

einem Briefe des dortigen Oberrichters, Sir Alexander Johnstone, begleitet, als Probe einer Uebersetzung in die Sprache der Tamulen und Cingalesen, von einem Exemplar des: Moses im Schilfrohr —, einem der biblischen Dramen Hanna's —, geschrieben auf Palmblättern und in einer, nach Landessitte zierlich bemalten Holzdecke.

Dieser edle Menschenfreund, „der so viel unblutige Siege erfochten" — hatte keinen geringen Antheil an der Abschaffung der Sklaverey auf diesem Eilande gehabt. Der erste Schritt dazu war bekanntlich der Beschluß gewesen, daß jedes nach dem 12. August 1816 an's Licht der Welt tretende Kind, ein freygeborenes seyn solle. Zugleich war beschlossen worden, daß dieser Tag als Jahresfest des Sieges der Menschlichkeit und Gerechtigkeit auf ewige Zeiten gefeyert werden solle. Nun hatte Sir Alexander Hanna ersucht, zu diesem Zwecke ein kleines Gedicht abfassen zu wollen; sie that es, indem sie, der Landessitte sich bequemend, eine dramatische Form, abwechselnd mit Chören, wählte. Es heißt: das Fest der Freyheit —, wurde in's Cingalesische übersetzt und war dem Geschmacke und den Bedürfnissen der Bewohner jenes Landes durchaus anpassend gefunden worden. Später meldete Sir Alexander ihr noch, daß er im Sinne habe, es in alle Sprachen jenes Länderkreises übertragen zu lassen. Im Jahre 1823

wurde Hanna aus New-York ein Kupferstich zugesandt, der nach einer dorthin gelangten Zeichnung von Barley-Wood gemacht worden war und nun von der dortigen Missionsgesellschaft verkauft wurde, und zwar um von dem Erlös eine Mädchenschule auf Ceylon zu stiften, die man ihr zu Ehren „Barley-Wood" nennen wollte. Dieser Schule widmete auch Hanna später einen Theil ihrer Strickarbeiten, wovon bald die Rede seyn wird.

Kaum war Sir Alexander Johnstone mit seiner Cingalesischen Vollmacht dort erschienen, als an dem „Hofe zu Barley-Wood" — die Abgesandten Persiens sich einfanden! Es waren dieß zwey edle Jünglinge, Eingeborene jenes Landes, die in England sich mit europäischer Kunst und Wissenschaft bereichern und die Ausbeute in die Heimath tragen wollten. Hanna's Ruf hatte sie auch nach Barley-Wood gezogen. Sie ließ sich freundlich in's Gespräch mit ihnen ein, forschte, ob sie die heiligen Schriften des alten und neuen Bundes kennten? und als sie den Propheten Jesaias und das Buch Hiob hervorgehoben hatten als ihre besonderen Lieblinge, fügte Hanna hinzu: So würden sie auch wohl Den kennen, auf den jene hinweisen? was sie bejaheten. Hanna reichte ihnen nun ein Exemplar ihrer: Religion im Leben, und jene betheuerten, dies solle das erste Buch seyn, welches sie durch die Presse, das erste durch sie

nach Persien gelangende Werkzeug der Buchdrucker-kunst, die sie dort einführen wollten, an's Licht treten solle.

An dieses Buch (das, wahrscheinlich durch Dr. Cappadose? in's Holländische übersetzt wurde) knüpft sich auf Anlaß der Durchsicht desselben behufs der eilften Auflage, ein merkwürdiges Bekenntniß Hanna's: „Das ist eine heilsame, beschämende Aufgabe," sagt sie. „Wie leicht ist's gut seyn auf dem Papier! Ich fühle mich gedemüthigt, selbst bis zu einem Bewußtseyn von Heucheley — wenn ich bemerken muß (denn ich hatte das Buch fast vergessen) wie wenig ich selbst vestgehalten an jenen Grundsätzen und Gewöhnungen, die ich Anderen empfohlen habe und für sie leicht gefunden hatte. Ich gehe kaum eine Seite durch, ohne mit Priors Salomo auszurufen:

„Mein Leben zu verdammen, brachten
Sie meine Sprüche vor! —"

Welch strenges Selbstgericht! — und — wenn eine Hanna, deren Leben von früh an dem Dienste des Herrn und der Brüder geweiht war, so über sich urtheilen muß — was sagen dann wir — vielleicht kaum zur eilften Stunde Eingetretenen? —

Im Jahre 1818 wurden beyde Schwestern gleichzeitig von schweren Krankheiten heimgesucht,

wahrscheinlich in Folge zu großer geistiger und leiblicher Anstrengungen, theils bey Beaufsichtigung ihrer Schulen, theils durch die vielen Besuche herbeygeführt, die ihre edle Gastlichkeit anlockte.

Die Freunde beschlossen deshalb, um den Schwestern jede ähnliche Aufregung zu ersparen, einstweilen ihre Besuche in Barley-Wood einzustellen und diese wohlthätige Ruhe hatte bald die heilsamste Wirkung auf Hanna's geistiges und leibliches Wohlseyn. Ihre Gedanken richteten sich in diesem Zwischenraum von Muße und Stille mit erneuter Schnellkraft auf den Zustand der Gesellschaft daheim im Vaterlande. Sie benutzte alsbald die ihr gegönnte Frist besserer Gesundheit, um mannigfache Verkehrtheiten und Thorheiten zur Sprache zu bringen, die aus deren Schooße neu aufgetaucht zu seyn schienen. Sie hatte nur eine Flugschrift zu schreiben im Sinne gehabt, allein bey dem starken Zuströmen der Ideen und Hanna's Leichtigkeit ihnen den angemessenen Ausdruck zu geben, dem das Alter kaum Eintrag gethan zu haben scheint, wuchs das Werk unter ihren Händen zu einem dicken Bande heran. Es trat wenige Monde nach seinem Beginnen (1819) an's Licht unter dem Titel: „Moralische Skizzen der herrschenden Meinungen und Sitten, sowohl ausländischer als einheimischer; nebst einigen Betrachtungen über das Gebet.“

Besonders geißelte sie darin das überhand-nehmende Franzenthum — diese Manie, die fast alle Stände des Landes ergriffen zu haben schien, nicht allein französische Sitten und Unsitten nach-zuäffen — nein, die eine Reise nach Paris fast zur Lebensbedingung gemacht hatte. Man sah Pächter vom Lande in großer Anzahl die Tour dahin antreten, — ja, fand sich doch sogar ein Geistlicher mit zehn Kindern, der sie zweymal gemacht und nun Frau und Töchter dort zurück-gelassen hatte, damit diese den ächten „Pariser Accent" heimtragen möchten — in ihr Dörflein! Da mußte denn die gute alte englische Sitte wohl vollends zu Grunde gehen.

Hanna hatte sich darauf gefaßt gehalten, durch dies Buch die ganze vornehme Welt gegen sich in Harnisch gebracht zu sehen. Doch scheint sein Einfluß ein heilsamer gewesen zu seyn; die erste Auflage war am Tage ihres Erscheinens in London so ganz vergriffen, daß die Buchhändler im Innern des Landes nicht befriedigt werden konnten. Es erlebte eilf Auflagen in 10,000 Exemplaren.

Hanna hatte sich kaum dieses unerwartet günstigen Erfolges freuen können, ein überaus heiteres, zahlreich besuchtes Bibelfest war eben auf ihre Veranstaltung gefeyert worden, bey welchem ihre herzliche Gastlichkeit und feine Sitte

(obwohl sie gerade an dem Tage sehr unwohl sich fühlte) im hellsten Glanze erschienen war. Dann hatten, nur wenige Tage später, die edlen Wilberforce's zu einem Besuche unter ihrem Dache geweilt, als der härteste Schlag Hanna's liebendes Herz treffen sollte. Freylich nicht ganz unerwartet, denn sie hatte ihr geliebtes Barley-Wood schon länger mit dem wehmüthigen Gefühle angesehen, sie werde bald dort allein gelassen werden!

Martha, die theure Martha, die einzige ihr noch gebliebene Schwester — erkrankte plötzlich. Es scheint, daß dieselbe bey einem letzten Ausfluge, den sie mit Wilberforce's gemacht hatte, um der Schwester die Ermüdung zu ersparen, sich zu sehr angestrengt, vielleicht erhitzt hatte? Gegen Hanna hatte sie noch eben der „köstlichen Abendstunde" gedacht, die sie, nachdem Alle schon zu Bette waren, mit dem lieben Wilberforce gehabt. — Da erkrankte sie noch in derselben Nacht an einer Leberentzündung, die gleich höchst gefährlich auftrat, und nach schweren, jedoch in christlicher Ergebung getragenen Leiden, diesem werthvollen Leben hienieden ein Ziel setzte, um es in jenen höheren Regionen fortzuführen, in denen sie schon lange daheim war, wovon selbst das Irrereden ihres fieberhaften Zustandes Zeugniß gab.

Sie schied dahin in Frieden — und hatte Hanna nun „allein" gelassen, und „ihr Haus wüste!"

Diese Lücke war nie mehr auszufüllen; — Hanna war fortan selbst die Freude am Schaffen getrübt, — denn mit wem sollte sie nun die des Gelingens theilen? Doch ihre Seele murrete nicht, ja sie suchte selbst sich zu freuen, daß Jener der Schmerz erspart worden war, den nun sie empfand.

Die Nachbarschaft ringsum trauerte mit ihr — vor allen die Armen, denen Martha eine Mutter, eine Schwester gewesen war. — Hatte sie doch selbst in ihren Fieberphantasieen sich mit Werken des Wohlthuns beschäftigt! Diese allgemeine Trauer gab sich in den rührendsten Zügen kund, zumal unter der Bevölkerung des ärmlichen Shipham, jenem Bergdörflein, dessen drückende Noth so oft sie gemildert und das ganz auf die Schwestern angewiesen zu seyn schien. Jene waren nun eine so lange Zeit gar nicht gekommen — wie sonst doch fast täglich von Einzelnen geschah — um Hülfe in Barley-Wood nachzusuchen. Auf Befragen wurde die Antwort: „Ach, die armen Leute, die sind alle so tief herunter, daß sie nicht das Herz haben zu kommen!“

Dritter Abschnitt.

1820—1828.

„Der Geist des Gebets."

So kräftig aber auch Hanna's Geist seyn mochte, und so willig sie auch der Sorge für die eigene Gesundheit, wie für das allgemeine Wohl den Sieg einräumte über das Gefühl der eigenen Verlassenheit, ihr Körper schien doch, um diese Zeit, der Last nicht mehr gewachsen — sie war 75 Jahre alt. Hanna hatte den ganzen Frühling und Sommer 1820 mit beständigem Uebelbefinden zu kämpfen gehabt und erkrankte nun in der Nacht des zwölften August auf das gefährlichste.

Seit Martha's Tode hatte eine treue, hingebende Freundin, Miß Frowd, als Pflegerin und beständige Gesellschafterin sich zu ihr gefunden, — die denn auch lange Jahre hindurch, bis zu Hanna's Tode — ihr liebevolles und lohnendes Amt fortführte und bey dieser einigermaßen die Stelle der

Dahingeschiedenen auszufüllen trachtete. Ihrer treuen Pflege, nächst Gott, ist wohl die längere Erhaltung dieses kostbaren Lebens zu danken.

Die Krankheit war zuerst sehr heftig aufgetreten, und die stärksten Mittel hatten kaum ausgereicht, die augenblickliche Gefahr zu beseitigen; sie schien nun sich sehr in die Länge zu ziehen, und machte selbst längere Zeit die Genesung zweifelhaft. — Hanna war freudig zum Abschied bereit gewesen und kehrte fast ungern — doch auch hierin höherem Willen ergeben — in's Leben zurück. Jede Beschäftigung war ihr für längere Zeit untersagt und Hanna brachte in Demuth auch dies ihr so schwere Opfer „nutzlos zu seyn". „Doch", sprach sie, „ich finde es bey weitem weniger leicht, um Gottes willen zu leiden, als für ihn zu wirken! Aber:

„Auch Jene dienen, die da stehn und harren!"—

Während dieses langen, neunmonatlichen — kaum Genesung zu nennenden Lebensabschnittes, sah Hanna zu manchem ernsten, prüfenden, aber auch dankbaren Rückblick auf ihr vergangenes Leben sich aufgefordert. Einzelne bedeutende Aeußerungen sind uns aufbehalten worden.

So sagte sie einem Freunde, bey Gelegenheit eines Entwurfs für die Zukunft: „Ich glaube freylich nicht, daß ich den Winter überleben werde, allein — wir müssen Plane machen für die Zeit und leben für die Ewigkeit."

Ein andermal sprach sie: „Man ist zu wenig dankbar für die negativen Wohlthaten. Ich habe es kaum je dankbar genug erkannt, daß ich nicht in einem Irrenhause, einem Gefängnisse, oder am Hofe eingesperrt leben mußte.“ *)

Hanna äußerte sich über die Pflicht zur Erbauung der, früher so zahlreich ihr zuströmenden Besuchenden beyzutragen, folgendermaßen: „Wenn ich die Aussicht habe, die Personen öfter wiederzusehen, so strebe ich zuerst darnach ihr Vertrauen zu gewinnen, ohne gleich das Gespräch auf religiöse Gegenstände hinzuleiten; ich suche nur durch einen wohlthuenden Eindruck Vorurtheile hinwegzuräumen, um der guten Sache den Weg zu bahnen. Weiß ich hingegen, daß nur diese einzige Gelegenheit zu einem guten Worte mir dargeboten seyn werde, dann glaube ich keine Zeit verlieren und gleich auf die Hauptsache eingehen zu müssen.“

Sie erwähnt auch: „Oft haben Verwandte jüngere Personen mir zugeführt, damit ich sie überrede, den Vergnügungen der Welt zu entsagen. Allein ich entgegnete stets: Dies sey nicht mein Weg;

*) Dies erinnert an Tauler's Bauer, weinend bey dem Anblicke einer Kröte. Auf Befragen erwiedert er: „Ich habe dem lieben Gott noch nie gedankt, daß er mich nicht zu einem solchen Thiere erschaffen!“

ich greife nie die äußeren Symptome an, sondern gehe gleich auf den Sitz der Krankheit los." — Gewiß ist es auch richtiger, zuerst die Jugend höhere Genüsse und reinere Freuden kennen zu lehren, — da werden jene von selbst ihnen unschmackhaft werden!

Mit gleicher Weisheit gab sie später Jüngeren, die einen ernsten Eindruck empfangen hatten und nun weltliche Belustigungen, die sie gegen ihr Gewissen fanden, gern vermieden hätten, wenn nicht die Eltern die Theilnahme forderten — den trefflichen Fingerzeig: „In diesem schwierigen Falle müssen Sie sehr sanft, sehr gehorsam, sehr geduldig, sehr liebenswürdig und zuvorkommend seyn; Sie müssen anhalten im Gebet und keinen Grund zu sonst einer Klage geben — da wird Gott schon reine Bahn vor Ihnen her machen."

So mag's auch wohl mit den Büchern seyn —: man irre nicht den Schwachen im Glauben, der an einem seichten Erbauungsbuche noch Gefallen findet — man schiebe ihm nur allgemach Bücher tieferen, ernsteren Gehalts unter — er wird nach und nach des Unterschieds schon inne werden! Und man hat dann das vielleicht keimende Vertrauen nicht zurückgescheucht; und, wichtiger noch! man hat so die Brücke nicht abgeworfen, ehe denn der Wanderer hinüber gelangt war!

Hanna erkannte gar sehr die Wohlthat, die dem jetzigen Geschlecht durch die Fülle guter und belehrender Schriften, die sich ihm darbieten, geworden ist; sie sagt in dieser Beziehung: „In meiner Jugend gab es kaum Bücher, welche die Mitte gehalten hätten zwischen: Aschenbrödel und dem: Zuschauer."

Wir schließen diese Lese, in der wir uns sehr beschränkt haben, mit einer Bemerkung Hanna's, die uns zu einer weitern Betrachtung führen wird, indem sie dieselbe so schön durch ihr Leben bethätigt hat. Sie sagte nämlich, da sie eben wieder im Stande war, sich in etwas zu beschäftigen: „Alte Leute meinen, weil sie wenig mehr thun können, sie brauchten nun nichts mehr zu thun. Allein so lange wir auf Erden weilen, finden wir immer noch irgend ein Werk zu thun, und wäre auch nur eine Fähigkeit uns geblieben, so müssen wir bis an's Ende streben, diese auszubeuten."

Und das that Hanna in reichem Maaße. Wie sie früher im Leben sich gewöhnt hatte (Garrick war ihr auch hierin ein Muster gewesen) ihre Zeit richtig einzutheilen und anzuwenden, so fuhr sie bis an ihr Ende gewissenhaft damit fort. Früher schon äußert sie einmal, daß sie auch die Tage des Unwohlseyns nie ganz ungenutzt vorüberziehen lassen; an den Tagen des Wohlbefindens (und sie zählte deren nur wenige — „seit ihrem

zehnten Jahre kannte sie keinen ganz schmerzens-freyen Tag!") habe sie nie ihre Arbeiten in's Reine geschrieben. „Oder", fügt sie scherzhaft hinzu — „mich damit je aufgehalten, Striche in meine **t** und Tüttel auf meine **i** zu machen." Das blieb den Tagen aufbehalten, wo sie zu geistiger Anstrengung sich minder aufgelegt fühlte. So hatte sie nur eine Abstufung der Thätigkeit, von der schweren zur leichteren und leichtesten.

Und also fuhr sie fort bis in ihr spätestes Alter, sich nützlich zu beschäftigen.

Schon jetzt da, nach der langen Krankheit genesend, ihre Augen schwächer geworden, nun das eigene Lesen ihr beschwerlich machten, mußte Miß Frowd ihr vorlesen, — und während jene ihrem Kopfe die Beschäftigung darbot, blieben ihre fleißigen Hände indeß nicht müssig. Zahllose Strickarbeiten — Kinder-Schuhe und -Strümpfe, Pulswärmer und Handmanschetten, zeugten von ihrem anhaltenden Fleiße. Hanna sendete sie theils an die Bazare, welche zu wohlthätigen Zwecken von den Damen abgehalten wurden, wo sie dann als „Werke von Hanna's Hand" weit über den äußeren Werth bezahlt und geschätzt wurden, so daß des Begehrens kaum ein Ende war —; theils wanderten sie in die Missionsstätten, um ähnlich verwerthet zu werden. In launiger Weise redet Hanna von diesen „neuesten und ganz

gewiß nutzenschaffenden Werken ihrer Hand" — und noch sind uns ein paar allerliebste, scherzhafte Gedichte aufbehalten, deren eines einem Paar Kinderstrümpfe, das andere einem Paar bestellter Strumpfbänder zum Begleiter diente. Sie zeugen von der ungeschwächten Geistesfrische und -heiterkeit der Senderin.

In ähnlicher Weise berichtet sie später noch scherzend einem alten Freunde: „Denken Sie sich, wie ich heruntergekommen bin? ich schreibe jetzt Sechslingsblätter — kleine Lieder, die auf buntes Papier gedruckt und von den Damen des Bazars verkauft werden. Sie werfen einen zwiefachen Nutzen ab; einmal bringen sie einige gesunde Begriffe unter das Volk und dann tragen sie noch ein artiges Sümmchen ein, was den Missionen zu Gute kommt!"

Es scheint, daß wir diese Gewohnheit unermüdlicher Thätigkeit und weiser Zeitbenutzung mehr noch in Anschlag zu bringen haben, als selbst Hanna's ungewöhnlich langes Leben, wenn wir die Masse des von ihr gewirkten Guten und Zahl und Umfang ihrer Schriften bedenken. In dieser Beziehung äußert sie sich später, in einem Briefe an Wilberforce, in welchem sie ihn dringend auffordert, die Denkwürdigkeiten seines Lebens niederzuschreiben und dies nicht aufzuschieben, folgendermaßen:

„Hätte ich aufschieben wollen und nicht rasch entschlossen die kurzen Zwischenräume von Wohlbefinden und Stille benutzt, so würde ich zu nichts gekommen seyn, so unzuverlässig war mein Gesundheitszustand und so vielfach meine Störungen.... Vielleicht bin ich in's andre Aeußerste gerathen und habe zuviel geschrieben.... Leid ist's mir indeß, daß ich nicht noch eine kleine Schrift abgefaßt habe, die ich: Das Büchlein von den Rücksichten (**Considerations**) hätte nennen mögen. Ich würde darin die Rücksichten zur Sprache gebracht haben, die wir Anderen schuldig sind — als: Bey Handwerkern nicht zu lange Rechnungen aufsummen lassen; den Kutscher und die armen Pferde, zumal bey schlechtem Wetter, nicht halten zu lassen; den Dienstboten keine unnöthige Mühe machen — sie ihre Unterordnung nicht fühlen lassen u. s. w."

Wir meinen, Hanna würde in dies nützliche Büchlein noch zwey Dinge aufgenommen haben, die sie an einem andern Orte als „läßliche Sünden" oder lieber „Unarten" (**minor immoralities**) bezeichnet: „So leise sprechen, daß uns niemand versteht, und so schlecht schreiben, daß niemand es lesen kann." Wir gestehen, daß wir bey diesem letzten Punkte uns getroffen fühlten! und unsern armen Setzer gar oft und gar sehr um Entschuldigung zu bitten hätten!

Während Hanna's langem Krankenlager war eine neue (die siebente) Auflage der: Moralischen Skizzen — nöthig geworden, und der Verleger wendete sich an sie mit der Bitte, eine neue Vorrede dazu zu schreiben, worin sie Rücksicht nehme auf den jüngst erfolgten Hintritt des Königs. Hanna lehnte es ab, als ein Ding der Unmöglichkeit. Nach acht Tagen erneuerte Herr Cadell, der sie wohl in der Besserung glauben mochte, das Gesuch; sie fühlte sich noch keineswegs stärker, glaubte aber eine Pflicht zu erfüllen, wenn sie den Versuch mache. Sie that dies jedoch heimlich, damit die sorgliche Pflegerin es nicht hindere, und nachdem sie Alle zu entfernen gewußt, schrieb sie, im Bette durch Kissen aufrechtsitzend erhalten, unter großer Anstrengung sieben Seiten. Dann, da ihre Kraft erschöpft war, verbarg sie das Geschriebene im Bette, um es andern Tages zu vollenden. Der Arzt hatte inzwischen den Kopf geschüttelt und die neue fieberhafte Aufregung sich nicht zu erklären gewußt, bis Hanna am andern Tage der Freundin das fast unleserliche Gekritzel zum Abschreiben einhändigte. „Ich wurde nun freylich arg ausgeschmält," — erzählt sie — „allein ich hatte doch meinem Herzen Luft gemacht durch den Ausdruck meiner Ergebenheit an den König, den ich wahrhaft geliebt habe." *)

*) Man sehe Anlage C. I.

In diesem Jahre (1820) erlebte Hanna auch eine Uebersetzung ihrer Sammlung wohlfeiler Volksschriften in's Französische, durch Huber, den Uebersetzer der Mehrzahl ihrer Schriften, vermittelt. Es war dies eine zierliche, nicht für das Volk, sondern für die Gebildeten bestimmte Ausgabe, von der die Bessergesinnten sich eine gute Wirkung versprachen.

Huber und seine Gattin scheinen auch die Vermittler eines Ideen- oder gar Brief-Austausches zwischen Hanna und Frau von Necker de Saussüre gewesen zu seyn, der sich um diese Zeit entsponnen, und zwar auf Anlaß des von dieser herausgegebenen Lebens der Frau von Stael, ihrer Schwiegerin. Hanna hatte zwar in schonender, zarter Weise, allein doch entschieden, die Beschönigung des Unschönen, Leidenschaftlichen daran zu rügen gehabt. Frau von Necker hatte dies mit der Phrase entschuldigen wollen: „**Le Juge suprême sera clément au Génie.**“ — Hanna aber (die „in Byron den Dichter bewunderte, während sie den Menschen nicht achten konnte") glaubte vielmehr — und wir mit ihr — daß, im Gegentheil: „viel von Dem gefordert werde, dem viel vertrauet worden."

Und wir denken viel zu hoch von dem Genius, als daß wir für ihn das traurige Vorrecht in Anspruch nehmen möchten, ihn von den Obliegenheiten des sittlichen Menschen entbunden zu sehen! —

Der Genius ist kein willenloses Saitenspiel, auf dem einmal die göttliche Begeisterung daherrauscht, und dann wieder finstere dämonische Mächte ihr verwirrendes Spiel treiben — der Genius ist, oder soll doch werden die Person, durch die der göttliche Hauch hindurch tönt (persona), und hinaus in alle Welt— nicht ohne zuvor das Eigenthum der Seele geworden zu seyn, die, in demüthiger Liebe, ihn dem reinen Urquell wieder zuströmt.

Wir haben auch bey uns diesen „Kultus des Genius" erlebt und den erbärmlichen Schwarm seiner geistesarmen Nachtreter, die — weil das Genie sich nicht nachahmen läßt — dessen Fehler und Schwächen nachäfften —, das:

„Wie er räuspert und wie er spukt,
Das haben sie ihm richtig abgeguckt!"

Wir haben jüngst diesen Kultus des Genius in seinen Gegensatz umschlagen sehen, den, der Majestät des Pöbels! *) der Gegensatz aber ist nur ein scheinbarer, denn in beyden wird die Kraft verehrt — doch freylich keine sittliche!

*) Folgende Anekdote vom Jahre 1781 scheint uns belustigend genug, um sie hier anzuführen. Lord Pembroke erzählte lachend Hanna, daß er so eben seinem Freunde George Selwyn begegnet, der auf der Straße von Schornsteinfegerjungen umringt und belästigt worden war, die er kaum mit Geld sich hatte vom Leibe halten können. Endlich nahm er seinen Hut ab, machte einen tiefen Bückling und sprach: „Ich habe viel von der Majestät des Volkes gehört — und ich muß vermuthen, daß Euro Hoheiten jetzt in Hoftrauer seyen."

Die entchristlichte Welt bleibt hierin freylich noch hinter der heidnischen zurück — denn, wie Mrs. Montagu sehr richtig bemerkt: „Die Weisen des Alterthums zügelten die Leidenschaften aus Gründen der Weisheit, das Christenthum lehrt dies aus Gründen der Pflicht thun, — allein die Gebildeten unserer Zeit sind weder Heiden noch Christen, denn sie sind die Sklaven der Leidenschaft."

Zwischen den beyden edlen Frauen, die zu dieser Abschweifung Anlaß gegeben, scheint, bey zarter Rücksichtnahme von beyden Seiten, eine Art Verständigung eingetreten zu seyn, da keine der andern die achtungsvollste Anerkennung versagen mochte.

Hanna hatte gegen das Ende ihres langen und reichen Lebens einen erfreulichen Umschwung auf einem Gebiete erlebt, auf dem sie selbst emsig darauf hingewirkt hatte, und den sie nun mit dankbarer Freude anerkannte: — wir meinen den einer Wiederbelebung der Religiosität und Sittlichkeit bey ihrem Volke.

Was bey den Franzosen, diesem hervorragend theatralischen Volke*), dem alles zum Schauspiel

*) Wir tragen hier, als Beleg dieses vielleicht etwas starken Ausdrucks, eine ergötzliche Anekdote nach, für die wir früher nicht Raum fanden: Als die Verbündeten 1814 die Schlacht bey Montmartre lieferten, hatte ein Bewohner der gleichnamigen Vorstadt einen Zettel ausgehangen: **„Ici on loue des fenêtres pour voir la bataille."**

wird, und das sich selbst stets gleichsam auf der Bühne sieht, in einem starken Tropus — und fast nur in diesem! — zu Tage gekommen (wir haben hier die Aufrichtung einer Kirche zu Ferney im Auge, über den Gebeinen des ungläubigen Voltaire — der das Christenthum zertreten wollte — „écrasez l'infâme!") — das war bey den überwiegend praktischen Briten zur Wahrheit geworden und als Fleisch und Blut in's Leben getreten. In ihren Briefen an den Freund Wilberforce spricht Hanna mit inniger Freude es aus, wie es so viel besser geworden sey, als dreyßig Jahre zuvor; wie auch in den höhern Ständen die Beyspiele einer ächten, im Leben sich bewährenden Frömmigkeit nicht mehr selten seyen — und wenn sie in ihrer Jugend nur hie und da ein einsames Muster davon gesehen, sie jetzt deren viele anzugeben wisse. Mancherley Ursachen mögen zu diesem Wiedererwachen der Religiosität mitwirkend beygetragen haben, — keinen geringen Antheil daran hatten aber gewiß Hanna's vielgelesene, eindringliche, in's Einzelne der Lebensverhältnisse eingehende Schriften, so wie ihr ganzer Wandel und ihr Wirken mitten in der Welt. Hatte doch schon Wesley dies erkannt und von ihr gesagt: „Hanna More muß in der Welt bleiben — zu der wir keinen Zugang haben."

Noch einen Umschwung anderer Art hatte Hanna erlebt, mit dem sie sich nicht eben so einverstanden erklären konnte, da er offenbar in das andere Aeußerste vielfach überschlug. Wir meinen den in den herrschenden Ansichten über Volkserziehung.

Hanna hat sich hierüber mehrfach ausgesprochen, theils in den Briefen an Wilberforce, theils in denen an ihren alten Freund und treuen Wohlthäter ihrer Stiftungen, Sir William Pepys — woraus wir einiges ausheben. Sie ging von dem sehr richtigen Grundsatze aus: „Eine religiöse Erziehung für Alle, eine standesgemäße für Jeden" (a religions Education for All, a suitable for Every one).

Freilich will man in unseren Tagen alle Standesunterschiede aufheben! sie werden aber doch immer noch bleiben. Trotz eurer Systeme und Theorien wird es immer Arme und Reiche — weil Fleißige und Faule, Verschwender und Sparsame —, Fähige und Unfähige, Geistbegabte und geistig Beschränkte geben. Wie sollte auch sonst die schöne, heilige, gliedliche Ordnung Gottes bestehen, da „ein Glied dem andern Handreichung thut" — und wie die Liebe ihr ausgleichendes Amt üben?

Doch — vernehmen wir Hanna und ihre reichen Erfahrungen auf diesem Felde.

„Wenn ich irgend etwas in der Welt gründlich kenne, so ist's, was die Armen betrifft — Sie werden nicht vergessen haben, wie eifrig ich gewesen, ihnen Belehrung angedeihen zu lassen, da ich meine Schulen gründete. Ich hatte den Strom gegen mich und nicht nur die Bauern, auch Höhere zu Gegnern. „Wir werden keinen Knecht mehr zum Pflügen und keine Dirne mehr bekommen können, die einen Hammelbraten zurichtet“ — hieß es. Wir indeß gingen unsern stillen, geräuschlosen Gang — den Rest meiner Wallfahrt habe ich allein zurückzulegen; doch hab' ich nach sechs und dreißig Jahren meine Ansichten nicht geändert. Noch beschränkt sich unser Unterricht auf die heilige Schrift und solche Bücher, die als Vorbereitung dazu dienen und damit in Verbindung stehen. In Blagdon versuchten wir einen Schritt weiter zu gehen und stellten einen Lehrer an, der außer seiner zahlreichen Sonntagsschule die reichen Bauernsöhne an den Wochentagen lehrte, denn nicht die ganz Armen allein waren grenzenlos unwissend. Mein Plan war, daß, indem er sie nur Rechnen und Schreiben zu lehren schien, er ihnen religiöse Grundsätze einflößen und ihnen solche Kenntnisse mittheilen solle, die sie befähigen möchten, einst tüchtige Kirchenvorsteher, Konstabler, Geschworne &c. abzugeben und ihnen als solchen einen heilsamen Eindruck von der Heiligkeit des Eides mitzugeben,

der nur zu oft geleistet wird ohne das Bewußtseyn, wie ernst die Sache sey! — Sie wissen wie dies ausgefallen ist! ... Jetzt will man höher hinaus!"

„Ich habe viel über den Gegenstand nachgedacht und denke, es ist Uebertreibung da auf beyden Seiten. Meine Ansichten vom Volksunterricht sind enge — die einiger Anderen halte ich für zu enge. Ich hatte mir ein höheres Ziel gesetzt, allein der Widerstand zwang mich, es niedriger zu stecken.... Jetzt will man aus unseren Armen Gelehrte und Philosophen bilden! Ich bin nicht der Kämpe der Unwissenheit, aber die Gewaltsamkeit dieses Gegensatzes beunruhigt mich. Die Armen sollen nicht allein die englische Geschichte lesen, auch die alte und das Feld der Wissenschaften soll ihnen eröffnet werden. Abgesehen nun davon, wie sie sich das Geld zu den Büchern verschaffen sollen, frage ich: wo nimmt ein Arbeiter die Zeit her? Die Zeit ist das Kapital des Armen. Und was würden sie etwa aus der Kenntniß der Geschichte Griechenlands für Nutzen ziehen? Sie würden erfahren, daß der geringste Bürger Athen's seine Stimme abzugeben wußte über das Trauerspiel eines Euripides —. Dazu mußte er fast sein Leben im Theater zubringen, wie er denn auch that. Hatten sie doch ein so feines Ohr für die Sprache, daß ein Kräuterweib den fremden Anhauch in der Rede eines großen Weltweisen

spürte — und — gab es ein leichtsinnigeres, unruhigeres, schwerer zu regierendes Volk, als das von Athen? St. Paulus sagt uns, wie sie ihre Zeit zubrachten: „Sie sind ein neugierig Volk und strömen immer dahin, wo es etwas Neues zu hören giebt.“ Jetzt vernehme ich die lächerlichsten Dinge von diesem Haschen nach literarischem Flitter. Nicht allein in den großen Nationalschulen, in den ärmlichsten Dorfschulen spukt dieses Unwesen. Eine kleine Dirne aus einer solchen kam eines Tages zu mir in's Zimmer, als ein Freund neben mir saß. Er fragte, was sie in der Schule lese? „O, Herr,“ war die Antwort — „den ganzen Kreis der Wissenschaften!“ „Das muß ja ein gefährlich dickes Buch seyn,“ entgegnete er. „O nein, mein Herr, es kostet nur eine halbe Krone, und ist ein ganz kleines Büchlein.“ Der Freund lächelte und meinte, er sey sehr zu beklagen, da das, was ihm so viel Geld und Zeit gekostet, nun so leicht zu erlangen sey.“ — Ich fragte ein anderes kleines Mädchen, das Kind eines Dienstboten, da ich es lesend fand: ob sie ihren Katechismus lerne? „O nein, Madame,“ war die Antwort — „ich lerne die Syntax.“ — Eine andere Kleine, die ein Gedicht sehr niedlich hergesagt hatte, fragte ich nun aus der Bibel und zwar: „Wer war Abraham?“ Nach einigem Zögern antwortete das Kind: „Ich glaube, er war aus Exeter.“

Ich denke, diese Einzelnheiten sind auch für uns lehrreich —? Belege ähnlicher Art ließen sich auch wohl bey uns finden — und wenn das Unwesen auch bey uns so fort geht, werden wir jene bald übertreffen!

„Ich flehe alle meine Freunde von Einfluß an," fügt Hanna hinzu, „den Mittelweg zwischen gänzlichem Mangel an Belehrung für das Volk, und einer gelehrten Bildung einzuhalten — der allein zum Heile führt."

Freylich möchten wir für unsere deutschen Volksschulen den Kreis nicht ganz so enge ziehen, wie Hanna ihn dort gezogen. Außer der biblischen Geschichte möchten wir auch die vaterländische darin begriffen sehen und so viel von der allgemeinen, als zum Verständnisse beyder dienlich. Von der Erdkunde und Naturgeschichte aber hinreichend, um den Sinn für die Wunder und Schönheit derselben zu wecken. Gesteht doch auch Hanna, daß von allen, auf die Welt der Sichtbarkeit gerichteten Neigungen nur eine, die unschuldigste, ihr treu geblieben: die Freude an ihren Blumen! und die ist auch dem Aermsten zugänglich.*)

*) In unserer Vaterstadt sieht man in der ärmlichsten Wohnung, bey Keller- und Sahl-bewohnern, Blumenscherben mit blühenden Gewächsen, an den kleinen, doch klar gewaschenen und weiß behangenen Fenstern —: und wir denken, die Hand, die liebend eine Blume pflegt, wird kaum roh sich erheben gegen fremdes Eigenthum —?

Auch den Gesang möchten wir hineinziehen in den Bereich unseres Volksunterrichts — in ihm wird die Sage vom Orpheus immer wieder neu —; er zähmt noch immer die wilden Thiere — die Leidenschaften in des Menschen Brust. Und zwar möchten wir ihn nicht allein auf religiöse Gesänge beschränkt wissen — denn unser Volk ist einmal ein gesangfähiges und gesangliebendes — auch Lieder unschuldiger Freude und eines heitern Naturgenusses sind hinein zu ziehen. Wer die Macht des Gesanges über rohe Gemüther — als mitwirkend neben der höhern Anfassung durch den Glauben und die Liebe kennen lernen will — der trete einmal in's Rauhe Haus zu Horn, oder in eine nach deren Prinzip gebildete Anstalt, und horche dem lieblichen Gesange, der von den jugendlichen Kehlen angestimmt wird, und schaue die fröhlichen Gesichter!

Wir möchten bey diesem Anlasse aber auch ein Wort der Warnung reden in Bezug auf die Erziehung der Jugend der höheren Stände und besonders bey der der weiblichen Jugend warnen vor dem Zuviel — und mehr noch vor dem Vielerley! Man treibe lieber Weniges, aber dieses gründlich — das Vielerley hat Oberflächlichkeit und Seichtheit im Gefolge. Auch dem Geiste thut eine strenge, gewissenhafte Zucht noth, wie dem Gemüthe, denn beydes zusammen

bildet erst den Karakter. Die Seichtheit des Wissens aber führt zur Halbheit des ganzen Wesens und demnächst zur Unwahrheit, da man im Leben sich versucht fühlt, die Blößen möglichst zu verdecken!

Wir nehmen, nach dieser Abschweifung, den Faden der Lebensereignisse Hanna's wieder auf.

Im Jahre 1822 wurde die Fünfundsiebenzigjährige von neuer Krankheit heimgesucht und zwar von einer Brustentzündung, die so gewaltsam auftrat, daß der Arzt wiederholte Blutentziehungen nöthig fand. Diese steuerten zwar dem Uebel, führten aber für den ganzen Organismus einen solchen Grad der Schwäche herbey, daß Hanna selbst längere Zeit ihr Ende nahe glaubte. Sie betrachtete diese, wie die Krankheiten der verflossenen beyden Jahre als eben so viele Boten, die ihr den nahen Abschied verkünden sollten. Als er aber noch immer nicht eintreten wollte, äußerte sie in Einfalt und Demuth: „Sie müsse wohl noch nicht dafür reif genug seyn. Die wiederholten Schläge sollten sie wohl nur noch mehr läutern, dessen sie auch noch sehr bedürfe." Sie meinte: „ihre Gemüthsart sey von Natur mehr auf's weltliche (gay) gerichtet, darum bedürfe sie der strengen Zucht." „Ein heiteres Alter", sprach sie — „ist ein schönes Ding, allein ein lustiges (gay) im Sinne der Welt kann nur Widerwillen erregen." In dieser Krankheit fand sie neuen Anlaß, die Kraft ihres Glaubens

und die Stärke ihres Geistes zu erweisen — und wenn Andere ihre Geduld und Ergebung in den göttlichen Willen bewundern wollten, wies sie sogleich auf die Quelle hin, daraus sie ihr fließe, nicht aus der eigenen Natur.

Es hatte einmal den Anschein, als sollte gerade das eintreten, was Hanna am meisten gefürchtet hatte: daß sie viele Jahre bettlägerig sein werde — auch hier ergab sie sich kindlich in den göttlichen Willen. „Alles ist gut, so wie es kommt — ich habe keinen Wunsch!" sprach sie. Ihr Glaube war vest und unerschütterlich, denn er ruhete nicht in den Werken. „Ach," sprach sie — „wenn es mir vergönnt gewesen, etwas zu thun, so habe ich doch all' meine guten Werke hinter mich geworfen und spreche mit Young:

„Die Schulden uns vergieb, die Tugenden dazu!"

Da ihre Krankheit noch einmal wieder eine ernstere Wendung genommen hatte, blieb ihr Glaube getrost. In schweren Leiden sprach sie: „Es kommt alles von einem liebenden Vater und jeder Streich ist gezählt, sein Maaß und seine Stärke." Hanna sah fröhlich ihrem Abscheiden entgegen, und ihre Freunde brauchten beym Vorlesen empfangener Briefe keine Scheu zu haben, solche Stellen vorzutragen, welche auf ihre baldige Auflösung hindeuteten.

Als ihr Arzt ihr nun endlich die Hoffnung aussprechen konnte, sie werde nun stetig in der Genesung fortschreiten, bemerkte sie: „Ich fürchte, ich bin nicht dankbar genug hiefür — ich glaubte schon am Ziele der Reise zu seyn und mein Erbtheil zu empfangen — und jetzt wird mir nur ein Sümmchen auf Abschlag."

Sie sprach: „Drey Dinge sind es, die, wenn ich meine Gedanken auf die Welt richte, noch meinen tiefsten Antheil in Anspruch nehmen —: der Zustand der Kirche, die Zunahme an Religiosität bey dem Könige und die Sklavenbefreyung." Sie bemerkte, daß ihr nie im Leben die Stille und Ruhe zu Theil geworden, nach der sie schon von Jugend auf sich gesehnt hatte, und daß gerade als sie diesen Wunsch, durch ihr Zurückziehen nach Cowslip-Green der Erfüllung nahe geglaubt, eine neue Bahn der Thätigkeit sich ihr durch jene Schulen eröffnet habe. Sie habe nicht geglaubt sich dieser entziehen zu dürfen; später sey dann dieselbe durch jene Reihe von Volksschriften neu in Anspruch genommen und in den letzten Jahren sey durch die Masse von Besuchenden und zu beantwortenden Briefen ihr keine andere Zeit geblieben, die sie hätte ihr eigen nennen können, als jene, die sie durch ihre häufigen Krankheitsanfälle habe erkaufen müssen. Hanna erkannte auch hierin eine höhere Führung, da Gott sie,

als ein besonders brauchbares Werkzeug für die Welt auch in dieser zu weilen bestimmt hatte.

Vielleicht täuschte Hanna sich hier auch in etwas über sich selbst? wenigstens fand sie ein Gegengewicht, jene Sehnsucht nach Stille, die Hanna gewiß empfunden hat — und die wohl jedem tieferen Gemüthe eigen ist, das sich in sich selbst besinnen möchte — diese nie ganz auszutilgende Sehnsucht, die in ihrem inneren Wesen Heimweh nach dem Vaterlande ist! In Hanna's Seele hielt ihr wohl das Gleichgewicht jener lebendige Thätigkeitstrieb, der sie nie rasten und jener rege Drang nach Mittheilung, der auch im späteren Alter sie so belebend einwirken ließ auf die jüngeren Geschlechter, die um sie her aufgesproßt waren? Und so soll es ja seyn — wenn der Mensch zur inneren Harmonie gelangt ist. Es sollen jene beyden ihm inwohnenden Kräfte im schönen Gleichgewichte sich bewegen. Er zieht sich zurück in den Mittelpunkt seines Wesens — und, niedertauchend in den Urquell alles Seyns, empfängt er dort neue Gnadengaben und Kräfte, die von ihm ausströmen in die Welt nach Außen. Es ist der Wechsel des Empfangens und Gebens — der Prozeß der Ernährung auf geistigem Gebiet — die ja eben auf dem gedeihlichen Wechsel des ein- und aus-strömenden Lebens beruht — und in ihrer tiefsten Anschauung im heiligen Abendmahle zur Darstellung kommt.

Endlich, Ende August, finden wir Hanna More so weit wieder hergestellt, daß sie einigen näheren Freunden Briefe schreiben konnte — in denen sie ihre wunderbare Erhaltung und das Lob der Hingebung ihrer Gefährtin ausspricht, die nicht allein ihrer eigenen körperlichen Pflege, die auch ihren Schulen und Stiftungen die treueste Sorge gewidmet und durch letztes Hanna's Herz in dieser Beziehung um manche Sorge erleichtert hatte.

Hanna hatte indeß noch ein volles Jahr nachher die Nachwehen dieser Krankheit nicht völlig überwunden, wie sie denn überhaupt nur eines Jahres in ihrer späteren Lebenszeit gedenkt, wo sie das Bette nicht hätte hüten müssen.

In einem jener Briefe spricht Hanna sich auch aus über den Mißbrauch, der mit der blos unterhaltenden Lectüre getrieben wird, und meint: wenn wir noch Methusalem's Alter erreichten, so möchte es wohl eher zu entschuldigen seyn, so viel Zeit darauf zu verwenden. Eben diese Zeitverschwendung und daß solche Leserey den Sinn für Bücher ernsteren Inhalts untergrabe, hebt sie mit Recht als das Verderbliche davon hervor. Was würde Hanna erst in unseren Tagen gesagt haben, wo eine Fluth der, Phantasie und Geschmack verderbenden Erzeugnisse der französischen Romanen-literatur in zahllosen Uebersetzungen unser Land

überschwemmen und den gesunden Sinn unseres Volkes vergiften — und die edleren Erzeugnisse klassischer heimischer Dichter verdrängen?

Ansprechend und bezeichnend ist die lebendige Theilnahme, die sich um diese Zeit (1823) in einem Briefe Hanna's an Sir W. Pepys für die Sache der Griechen kund giebt: „Armes Griechenland, armes Chios!" schreibt sie. „Mich dünkt, der einzige Kreuzzug, den ich gestatten möchte, wäre der aller Studenten unserer beyden Universitäten, die sich, für ein Jahr, zu einem Feldzuge für Griechenlands Sache zu einem Regiment bilden müßten — die besten Griechen unter ihnen müßten dann natürlich als Offiziere eintreten. ... Griechenlands gefallene Größe — welch eine Lehre für uns!"

Auch Capitain Parry's Reise nach dem Nordpol zog um diese Zeit ihr Interesse auf sich. Ein Freund berichtet ihr, daß ein Arzt ihm gesagt habe: „Wenn Capitain Parry nicht, wie schon bey seiner früheren Reise, eine so große Geschicklichkeit bewiesen hätte, seine Leute stets in guter und froher Laune zu erhalten, sie gewiß vom Scharbok ergriffen worden wären." Ein schlagender, jedoch nicht beyspielloser Erweis der Einwirkung des Geistes auf den Körper, von dem Schubert in seiner: Geschichte der Seele — merkwürdige Beyspiele erzählt.

Das Jahr 1824 war wieder ein schweres Leidensjahr für Mrs. More und fast nur eine Kette von wiederkehrenden Krankheitsanfällen. Wir könnten über ihren Gemüthszustand und ihr Verhalten dabey nur ähnliches wie früher berichten.

Doch kaum war gegen Ende des Jahres ein leidlicher Zustand des Körpers eingetreten, als Hanna's Geist sich auch zu einem neuen Zeugniß von der Kraft des Glaubens erhob, wie so stärkend auf Herz und Vernunft er einwirke. Noch ehe sie das Bette verlassen konnte, entwarf sie den Plan zu einem neuen Werke — ihrem letzten — und führte ihn auch theilweise aus. Man hatte sie öfter in den Tagen besserer Gesundheit dazu aufgefordert. Aus allen ihren späteren Werken, von denen jedes ein oder mehr Kapitel über das Gebet enthielt, zog sie ihre Gedanken über diesen wichtigsten Gegenstand aus und verschmolz diese mit einigen Zusätzen zu einem kleinen Bändchen. In der Vorrede widmete sie das Büchlein in einigen tief ergreifenden und frommen Worten, als ein Vermächtniß, ihren Freunden, da sie die Veröffentlichung nicht selbst mehr zu erleben dachte. Kaum war das kleine Buch angezeigt, als die ganze Auflage auch schon vergriffen war und eine zweyte war bestellt, noch ehe Hanna selbst ein einzig Exemplar der ersten erhalten hatte. Es erlebte die dritte im dritten Monat seines Erscheinens.

Wir werden auf dieses Werkchen zurückkommen — es war der Schlußstein ihres Lebens, Strebens und Wirkens!

Das Jahr 1825 brachte etwas mehr von Gesundheit, als Hanna seit längerer Zeit genossen hatte und sie war schon zufrieden rühmen zu können: sie wisse kaum ein Jahr ihres Lebens, worin sie so wenig an's Bett gebannt gewesen. Ihr Geist war heiter und frey — sie war jetzt 82 Jahre alt — allein dieses hohe und doch geistesfrische Alter hatte auch Schmerzen eigener Art im Gefolge — das allmählige Hinsterben aller ihrer Zeitgenossen. Der geistreiche Kreis, der sich bey Mrs. Vesey zu versammeln pflegte und im „**Bas bleu**“ so anmuthig geschildert worden, war sehr zusammengeschmolzen und dieses Jahr sollte Hanna der drey letzten Genossen desselben berauben — und zwar eben der treuesten und ihr näherstehenden Freunde. Es waren dies der Bischof von Durham, Lady Cremorne und vor allen Sir W. Pepys. Er, der „Lälius“ ihres „**Bas bleu**“ — ein feiner, literarisch hochgebildeter Mann, mit originellem Geiste begabt und mit dem Mark der Alten genährt, dessen seltene Geistesgaben auch bis in's späteste Alter ungeschwächt geblieben zu seyn scheinen. Seine Freundschaft mit Hanna More war im Laufe der Jahre nur immer inniger geworden, so wie sein reicher Geist zu einem höheren Leben

erwachte, von dem sein Platon wohl die Ahnung gehabt, doch aber nicht die Wesenheit geschaut hatte. Hanna wurde die Freude, ihren Freund zu immer tieferer und darum auch einfacher, kindlicher Frömmigkeit heranreifen zu sehen, und sie durfte sich sagen, daß sie mit treuer Freundessorge zuerst ihn auf diesen Weg des Heils hingewiesen, daß er durch ihre Leitung darauf gefördert worden sey. Als Hanna sich aus London zurückgezogen hatte, blieb der briefliche Verkehr zwischen Beyden lebhaft rege. Sie hatte zum Abschiede dem Freunde damals eine Bibel gereicht und diejenigen Stücke angezeichnet, welche sie seiner besondern Beachtung zu empfehlen wünsche. Er folgte treu dieser Weisung und die Briefe aus späteren Jahren zeugen davon, wie wohl er die feine Attische Bildung mit dem Geiste einer wahren christlichen Herzensfrömmigkeit zu verschmelzen gewußt habe. Ein Beweis mehr, wie wohl Religion und Wissen zusammenstimmen, wenn beyde nur rechter Art sind — die eine nicht gemacht, das andere nicht oberflächlich.

Obwohl nun Hanna alle ihre älteren Freunde und selbst ein jüngeres Geschlecht vor sich hatte hinsterben sehen, obgleich sie seit sieben Jahren auf ihre beyden Zimmer beschränkt worden war, nicht eigentlich aus Schwäche, sondern weil jede Erkältung beym Verlassen derselben ihr Leben zu bedrohen schien, war Hanna's Leben doch nichts

weniger als ein einsames oder unbeschäftigtes zu nennen. Sie schreibt an ihren Freund Wilberforce 1825 hierüber:

„Ich glaube, ich bin kaum je so überfüllt, so beschäftigt, so mit allerley Sorgen beladen gewesen, als gerade jetzt. Ich meine nicht trübe Sorgen — sondern nur Mangel an dem, wornach ich mich stets gesehnt und weshalb ich mir dieses Haus und diesen Hain erwählt hatte — Zurückgezogenheit. Das ist ein Ding, das ich nur dem Namen nach kenne. Vergangene Woche empfing ich die Besuche von mehr als achtzig Personen — und so geht's fort jede Woche. Ich weiß dem wirklich keinen Rath. Sind meine Besucher bejahrt — da fordert es die Ehrerbietung, sie vorzulassen; sind sie jung — da darf ich hoffen ihnen nützlich zu seyn; kommen sie aus der Ferne — da fühle ich es als Pflicht, sie nicht vergebens herbeykommen zu lassen, und sind sie aus der Nähe — da würden meine Nachbarn mir's ja verdenken, wollte ich Fremde zulassen und nicht sie. Mein Lever ist indeß von zwölf bis drey Uhr, so daß mir die frühen Morgen und die Abende für mich bleiben. Es möchte denn hie und da ein alter Freund meines Daches Gastlichkeit auf ein paar Tage in Anspruch nehmen...."
Und welchen Eindruck die heitere milde Frau auf die Besuchenden machte, welchen Einfluß sie auf die Jüngeren übte — davon weiß wohl noch mehr als ein dankbares Herz zu zeugen? —

Höchst anziehende Besucher aber fanden sich auch dort ein — da kaum ein Fremder von Bedeutung und Sinn für höhere Dinge, England besuchte, ohne Barley-Wood zu berühren. Der Einheimischen zu geschweigen. So ward Hanna More in diesem Jahre (1825) auch der Besuch des **Dr.** Marshman, durch seine Wirksamkeit als Heidenbote in Ostindien und als Uebersetzer in dessen Sprachen auch unter uns bekannt. Ferner der excentrische Geistliche Rowland Hill, der Beförderer der Kuhpockenimpfung, der seinen Ruhm darin setzte, mehr als achttausend Personen mit eigener Hand geimpft zu haben — und der unter einer höchst originellen Außenseite einen regen Geist und ein weiches Gemüth verbarg, so daß Hanna sich sehr wohl mit ihm verständigen mochte.

In schmerzlicher Weise wurde sie auch in diesem Jahre durch das furchtbare Elend in Anspruch genommen, das in ihrer Nachbarschaft und vornämlich wieder in den beyden Bergdörfern herrschte, die ihr durch die dort gestifteten Schulen seit funfzig Jahren so lieb geworden waren und wo sie fast jeden Einzelnen kannte. Die große Handelsklemme dieses Jahres hatte auch hier wieder so eingewirkt, daß die armen Bewohner von den Erzeugnissen, die sie unter Mühe und Gefahr aus ihren Gruben hervorholten, auch nichts verkaufen konnten — und doch waren sie darauf zu

ihrem Lebensunterhalte angewiesen. Wie nachhaltig auch hier Hanna wieder helfend eingriff, erhellt aus einem Briefe an eine Freundin, in welchem sie sagt: „Wär' ich nicht so betagt und bereits an der Schwelle der Ewigkeit, so daß mir wohl kein kalter Winter mehr zu erleben bevorsteht, so hätte ich für diese Armen wohl nicht thun können, was ich für sie that. Allein das Elend ist zu groß; sie leben von aller menschlichen Hülfe wie abgetrennt auf ihren Bergen, und obwohl ihrer bey 1200 sind, so ist doch keiner unter ihnen im Stande, dem Andern mit einem Napf Brühe beyzustehen.

Solche und ähnliche Ansprüche an ihre Wohlthätigkeit, die Hanna's weiches Herz — hierin so ungleich manchen Personen höhern Alters, die in Selbstsucht nur mehr und mehr sich verhärten — nicht abzuweisen vermochte; die Unterhaltung ihrer Schulen, die Verschönerung ihrer Anlagen, die Vermehrung der häuslichen Ausgaben (die freylich einen tieferen Grund hatte, auf den wir sogleich kommen werden) alles dieses hatte zusammengewirkt, daß Hanna's Ausgaben ihre Einnahmen in den beyden letzten Jahren um 300 Pfund Sterling überstiegen hatten — wiewohl die neuen Auflagen derjenigen ihrer Schriften, von denen sie noch nicht das Verlagsrecht veräußert hatte, immer noch einen ansehnlichen Zuschuß darboten.

So bildete sich denn allmählig der Gedanke, Barley-Wood noch bey ihren Lebzeiten zu verkaufen, in Hanna's Seele zum Entschlusse aus. Gewiß ein schwerer, schmerzlicher Entschluß! Dieses geliebte Barley-Wood, das sie selbst mit so viel Geschmack angelegt und verschönert hatte — der Schauplatz, an den so viele liebe und trübe Erinnerungen sich knüpften — eine Vergangenheit von fast funfzig Jahren! — die Stätte, da die treuverbundene Schwesterschaar so lange in Liebe vereinigt geweilt hatte! Traurige Vorgänge und schmerzliche Erfahrungen, die Hanna More in ihrer nähern Umgebung zu machen hatte, reiften indeß ihren Entschluß und beschleunigten dessen Ausführung im Jahre 1828.

Die großen Räumlichkeiten Barley-Woods und seine ausgedehnten Anlagen, hatten eine größere Dienerzahl nothwendig gemacht und diese, scheint es, seit dem Tode der älteren Schwester, die das Hauswesen mit vester und sicherer Hand geleitet hatte — und da auch die jüngste von Hanna's Schwestern nicht lange darauf abgerufen worden — der so höchst nothwendigen Beaufsichtigung enthoben, hatten sich diese Freyheit in ungebührlicher Weise zu Nutze gemacht.

Es waren schon länger große Unordnungen eingerissen und eine unerhörte Vergeudung hatte um so mehr Platz gegriffen, als Hanna, die

freylich in dieser Beziehung nie selbstthätig gewesen war, jetzt ganz auf ihre Zimmer im obern Stock beschränkt lebte. Miß Frowd aber, ihre treue Gesellschafterin, wohl genugsam durch die unmittelbare Sorge für deren Person und Unterhaltung, sowie für die der zahlreichen Besuchenden in Anspruch genommen seyn mochte; überdieß hatte Hanna ihr noch die Beaufsichtigung ihrer Schulen und Vereine übertragen.

Freunde hatten schon mehrmals die Sache gegen Hanna More berührt; sie aber — deren einzige Schwäche vielleicht die zu große Nachsicht gegen ihre Untergebenen war und die Scheu ihnen weh zu thun, jetzt noch vermehrt durch den, dem Alter so natürlichen Wunsch, ihre letzten Tage in Frieden zu verleben, hatte — nachdem einige sanfte, freundliche Vorstellungen fruchtlos geblieben — sich gleichsam in ihr Schicksal ergeben und es eben auch wie eine andere Prüfung hingenommen. — Hiedurch waren, wie es scheint, jene ungetreuen Diener nur in ihrer Frechheit bestärkt worden — und endlich kamen solche Dinge an den Tag, daß Hanna's Freunde sich bewogen fanden, ihr diese Sache aus einem anderen Gesichtspunkte darzustellen: Wie sie nämlich, durch eine solche zu weit gehende Nachsicht, dem Laster Vorschub zu thun, mindestens gleichgültig gegen dessen Fortschritte zu seyn scheinen,

ja selbst Anstoß geben müsse und so gewissermaßen der wohlthätigen Wirkung ihrer eigenen Schriften Eintrag thue.

Dieser Grund war denn freylich für Hanna ein bestimmender und hieß sie ihr Alter und ihre Schwachheit nicht weiter dagegen in Anschlag bringen — ihr Entschluß war gefaßt — Barley-Wood mußte aufgegeben werden.

Eine stille Thräne war, als die schmerzliche Ueberzeugung des Betrugs sich ihr aufdrang, ihre Wange hinabgeglitten — dann sprach sie: „So will ich denn alles verlassen. Sucht mir nur einen ruhigen Zufluchtsort auf, da ich meine letzten Tage in Frieden weilen möge."

Treue Freunde erleichterten und sicherten die Ausführung dieses Entschlusses. Ihr sorgsamer Arzt, Dr. Carrick, hatte ihr eine passende und gemüthliche Wohnung in Clifton (Windsor-Terrace) ausgemittelt, und sandte ihr seinen eigenen Wagen, da der Tag des Scheidens gekommen war — denn nicht einmal ihrem eigenen Kutscher durfte Hanna sich anvertrauen. Als alle Vorbereitungen getroffen waren, versammelten sich am Morgen des 18. April 1828 eine Anzahl ihrer treuesten Freunde, etwa ihrer zwölf, in Barley-Wood, um Mrs. More gegen jede Unannehmlichkeit von Seiten ihrer eigenen Leute zu sichern, und wenn nöthig zu schützen. Diese waren alle wie Verbrecher

in das Wohnzimmer ihrer Herrin zusammenberufen worden. In Gegenwart jener ganzen Versammlung redete Hanna More mit vester Stimme sie also an: „Ihr seyd nicht länger mehr in meinen Diensten. Als ihr mein Haus verließet um Mitternacht, um eure Gelage zu halten, habt ihr meines Vertrauens euch unwerth erwiesen.“ ... Sie hielt inne. ... „Euer unwürdiges, zuchtloses Benehmen scheucht mich hinweg aus meinem eigenen Hause und zwingt mich, unter Fremden einen Zufluchtsort aufzusuchen.“ Dann stand sie auf von ihrem Sessel und schritt schweigend, mit ernster Würde, an der betroffenen und sprachlosen Schaar vorüber, ohne sie nur eines Blickes zu würdigen. Die anwesenden Herren hatten ein Spalier gebildet und durch ihre Reihen hin ging sie, entschlossen ihr Gefühl unterdrückend, die Stiegen hinab, ohne sich aufzuhalten. Nur einen Blick noch warf sie in das offen stehende Empfangzimmer, dessen Wände mit Bildnissen lieber Freunde bedeckt waren. Sie wurde bebend an den Wagen geleitet — hier warf sie noch ein mal — zum letzten mal! — den Scheideblick auf die geliebte Stätte und sprach: „Ich werde wie Eva aus dem Paradiese getrieben — doch nicht durch Engel!“ — Dann schloß sie die Augen — und gedachte jenes unvergänglichen Erbes, das ihr bald zu Theil werden solle.

Ein Freund war zurückgeblieben, die Angelegenheit vollends zu erledigen — die unwürdigen Diener wurden sogleich sämmtlich verabschiedet.

In Hanna's reinem Herzen blieb kein Groll haften. Als man in ihrer Gegenwart von dem Undank dieser Leute redete, sprach sie ergriffen: „Die Armen! ein Jeder spricht von ihrem unverantwortlichen Benehmen gegen mich, und niemand gedenkt ihrer Versündigung gegen Gott — die doch am meisten zu beklagen ist.“

Viertes Buch.

1828–1833.

Bis zum Tode.

Erster Abschnitt.

1828—1833.

Letzte Lebensjahre. Tod.

Hanna's still ergebener, kindlich froher Sinn ließ sie auch bald in ihrer neuen Wohnung sich heimisch fühlen. Es ist rührend zu lesen, wie sie, so bald darauf, in einem Schreiben an ihren Freund Wilberforce, sich über manche Vorzüge ihrer neuen Lage dankbar ausspricht und das Erfreuliche darin ausdrücklich hervorhebt. Wir lassen es hier im Auszuge folgen:

Clifton, 28. October 1828.

„... Meiner zeitlichen Sorgen habe ich größtentheils mich entledigt. Barley-Wood ist verkauft und das Verlagsrecht der wenigen meiner Werke, die er nicht schon früher erworben hatte, habe ich Herrn Cadell abgetreten. Dies, mit den Ersparnissen meines Haushalts, dessen Kosten fast

auf die Hälfte verringert sind — denn ich habe auch meine acht „wohlgemästeten Augendiener" (**pampered minions**) gegen vier ehrbare, treue Dienstboten vertauscht — setzt mich in den Stand, meine Schulen zu erhalten und meine wohlthätigen Spenden auszudehnen. Meine Schulen allein, Miethen, Kleidung, Bücher u. dgl. mit eingeschlossen, kosten mich jährlich 250 Pfund Sterling. Leben wir jetzt auch etwas weiter entfernt von denselben, so führt Miß Frowd doch die Oberaufsicht fort, und der Besitzer von Cheddar widmet ihnen den größten Theil seines Sonntags und stattet mir genauen Bericht ab von den Bedürfnissen und Mängeln derselben. So wird mir manche Tröstung zu Theil."

„Da ich Wagen und Pferde abgeschafft habe, so brauche ich keinen Kutscher, und da der Garten verkauft ist, auch keinen Gärtner. Zwey wackere Geistliche, die ich meine Hauskapläne zu nennen pflege, halten abwechselnd einmal die Woche, gewöhnlich Sonnabends eine Hausandacht, wobey sie meinen Hausgenossen die heilige Schrift auslegen und mit uns beten. Mein trefflicher Arzt, der sonst zwölf (englische) Meilen zu mir zu machen hatte, wohnt zweyhundert Schritte von mir. Das war mir eine große Hülfe in meiner letzten Krankheit, da er mich zweymal täglich besuchte; ich litt an einem seltsamen Uebel — völligem

Mangel an Galle. Jetzt bin ich fast wieder hergestellt, lebe aber meist noch von Arzney."

(Früher schon hebt Hanna es einmal als Wohlthat hervor, daß sie einige Jahre zuvor durch eine Krankheit die beyden Sinne des Geschmacks und des Geruchs verloren habe. Andere möchten es hart finden! ihr aber sey es Wohlthat geworden — wie alles, was Gott uns versagt! — da sie länger nur mit Arzney ihr Leben habe fristen können.)

So antwortete sie auch, als man sie auf die herrliche Aussicht von den Fenstern ihrer Wohnung aus — Windsor-Terrace — aufmerksam gemacht: „Gewiß gehört eine schöne Aussicht zu den erheiterndsten Lebensgenüssen. Die herrlichen Fernsichten des Wringtonthales mit seinem malerischen düstern Hintergrunde waren für meine schwach gewordenen Augen fast nicht mehr vorhanden — da ist's ein freundlicher Ersatz, daß hier ihnen so nahe liegende Schönheiten dargeboten sind."

Welch stiller Kindessinn offenbart sich in dieser schönen Fähigkeit, all überall die Freundlichkeit Gottes herauszufühlen! Er tritt auch zu Tage in der scherzhaften Uebersicht, die sie entwirft von ihrem: Hofstaat zu Windsor-Terrace. 1828. Hanna führt darin der Reihe nach alle ihre nahen und trauten Freunde auf mit ihren „Aemtern". An der Spitze steht der Herzog von Gloucester als „Hofjägermeister" (wahrscheinlich hatte er öfter

ihre Küche freundlich mit Wildpret versorgt) — andere angesehene Personen werden aufgezählt als „Fruchtlieferanten", als „Konfektbäcker" u. s. w.; „Leibarzt" und „Kaplane" sind nicht vergessen. „Hr. Wilberforce, Freund, Führer und Philosoph"; „Miß Frowd, Hauskaplan, Sekretair, Hausapotheker, Lampenanzünder, Sendbote an meine verschiedenen zahlreichen Pflanzschulen und unstreitig Königin der (von Hanna gestifteten) Weibervereine". „Hr. Huber, Dolmetscher, der meine Urschrift nicht nur erläutert, sondern auch wohl ergänzt." „Hr. Cadell (ihr Verleger) Geburtshelfer der Musen, der mehr als einem schwächlichen Geschöpfchen zum Licht der Welt verholfen hat — wenn er auch leise zu verstehen giebt, daß er ihm keine lange Lebensdauer zuspreche."

So dankbar empfand Hanna jede ihr erwiesene Gunst und Freundlichkeit und bewahrte sie treu in einem feinen guten Herzen.

Das Gerücht von ihrer ausgedehnten und großartigen Wohlthätigkeit hatte, durch die Sage noch vergrößert, und mit dem Verkauf Barley-Woods in Verbindung gebracht, seinen Weg mittlerweile über's Weltmeer gefunden und ihre dortigen Verehrer und Freunde, die jenen Entschluß als eine Folge der Zerrüttung ihrer Vermögensumstände ansehen mochten, veranlaßt, in zarter Weise ihr eine Unterstützung anzubieten.

Clifton, in der Nähe Bristols, dem Schauplatze von Hanna's erstem öffentlichen Auftreten, gelegen, war für sie kein fremder Ort — auch wohnten dort ihr gar liebe Freunde — und so hatte die Uebersiedelung dahin, so schmerzlich auch die Veranlassung, so wehethuend auch das Scheiden von jener Stätte einer schönen Vergangenheit und theuren Erinnerungen seyn mochte, nichts, was einer gewaltsamen Umwandlung ähnlich sah.

Die Besuche, die sich in der größeren Stadt, mit regem Verkehr, bey Hanna einfanden, wurden bald so zahlreich, daß sie, um Zwischenzeiten der ihr so wohlthätigen und nöthigen Stille zu gewinnen, ihre Empfangtage auf zwey in der Woche zu beschränken sich veranlaßt sah.

Hier nun verlebte Hanna im stillen Frieden, geehrt, geschätzt und aufgesucht von den Edelsten, die letzten sechstehalb Jahre ihres schönen Lebens. Ihrer Umgebung, wie der Welt, ein Beyspiel, wie eine gottselige Frau, nachdem sie in der Welt und für diese gewirkt —, doch aber darin ein höheres Leben gelebt — nun auch von ihr sich zurückziehend, eben so friedlich als anmuthig sich bereiten möge zum Uebergange in ein höheres Daseyn.

Hanna More's thätige, literarische Laufbahn schließt mit ihrer Uebersiedelung nach Clifton. Ihre Freunde konnten auch nicht lange das Schmerzliche sich verhehlen, was stets darin liegt,

wenn wir bey vorzugsweise geistbegabten Persönlichkeiten, eine Abnahme jener Geistesthätigkeiten zu bemerken glauben, durch die sie früher so sehr sich ausgezeichnet hatten. Betrübend wie diese Wahrnehmung auch ist, so verliert sie doch die schärfste ihrer verwundenden Spitzen, wenn wir bedenken, daß der Mensch nur siehet was vor Augen ist. Der Geist, das Tiefinnerste des Menschen, durch den belebenden göttlichen Hauch zu einer Person geworden (der „neue Mensch" in uns, geboren aus Gott, genährt durch Glauben und Liebe, gekräftiget durch die Gnaden der Kirche) — der Geist zieht sich nur tiefer in die innerste Stätte des Heiligthums zurück, sich auf sich selbst zu besinnen, sich auf seine Umwandlung zu bereiten — wie die Larve sich einspinnt und für das Auge leblos, regungslos daliegt, während im Innern der glänzende Falter sich entwickelt, den bald leichte Schwingen hinauftragen werden in den blauen, lichten Aether!

In Hanna kämpfte die natürliche Lebhaftigkeit ihres Geistes noch lange mit der welkenden Hülle, die nicht mehr so leicht nach außen hin die innern Regungen wiederzugeben vermochte; oft noch durchbrachen sprühende Geistesblitze die trübende Umhüllung.

Was aber für die Freunde und für den Menschenfreund überhaupt gar tröstlich war, ist,

daß während die Geisteskräfte der geliebten Hanna allmählig einzuschlummern schienen, die Eigenschaften ihres Gemüthes unverändert und unberührt von diesem Wechsel blieben. Dieselbe Herzensgüte, Theilnahme und Wohlthätigkeit wie früher! Ihre Geduld, Sanftmuth und Milde blieben sich gleich. Und während nach und nach für alle Gegenstände der Sinn und die lebendige Theilnahme zu erlöschen schien — während nach der Seite der Welt hin alles trüb' und dicht verhüllt in ihr erscheinen mochte — war der Theil ihres Seyns und Wesens, der früh schon dem Himmel sich zugewendet hatte, lauter Licht und Klarheit!

Das Bewußtseyn der unendlichen Erbarmung ihres Gottes, der ihr Vater und Freund war, begleitete sie bis zum letzten Augenblicke in ungetrübter Klarheit, ungeschwächt blieb das Vertrauen, die Hoffnung und Zuversicht, daß sie gerecht geworden, und vollendet werden solle durch das große, auch für sie dargebrachte Opfer.

Aus der heiligen Schrift schöpfte sie diese Kraft und diesen Trost; und wenn man zu ihrer Stärkung in schweren Leiden, ja in den letzten Lebensstunden einen Kernspruch ihr zurief, war ihr Gedächtniß hier ihr so treu geblieben, daß sie den angefangenen mit Inbrunst vollendete, oder auch mit einem ähnlichen Worte darauf einging. Ihr Glaubensbekenntniß war kurz — aber lang der

Kommentar ihres Lebens — nach allen Seiten hin, welche die thätige Liebe nur zu umfassen vermag. Der, welcher dem Einfältigen Weisheit verheißen hat, gab auch ihrer Weisheit die Einfalt des Kindes. Hanna bekannte und verschwieg nicht, daß Gott in ihr Vergebung der Sünden gewirkt habe durch das Blut Jesu Christi; daß er in ihr fortwirke durch die Gabe seines heiligen Geistes, und rings um sie her durch die Offenbarungen seiner leitenden Vorsehung, — daß aber man dieser Heilsgüter nur theilhaftig werde durch Buße, Glauben und Gebet.

Ein Schreiben eines Freundes, **Dr.** Valpy, schildert uns Hanna in ihrem 87. Lebensjahre, (1831) — wo derselbe sie zum letzten male sah. Er schreibt: „Ich war wohl eine Stunde bey ihr und fand sie im vollkommenen Besitze aller ihrer geistigen und körperlichen Fähigkeiten. Sie deutete auf einen großen Bücherschrank, der nur ihre eigenen Werke und deren Uebersetzungen in verschiedene fremde Sprachen enthielt. Dann sagte sie: als sie ihre ersten Werke zu Nutz und Frommen ihrer jungen Freundinnen und Schülerinnen geschrieben, habe sie nicht entfernt den Absatz und Erfolg geahnet, den sie gefunden. „Ich weiß nicht," fügte sie demüthig hinzu — „ob meine Schriften, durch Gottes Gnade, das Heil meiner Leser gefördert haben? mich haben sie in den Stand gesetzt,

einiges Gute zu thun, theils durch selbst gespendete Wohlthaten, theils durch solche, die öffentlichen Anstalten zugeflossen sind. Ich schäme mich fast es zu sagen: sie haben mir mehr als 30,000 Pfund Sterling eingetragen. Eilf Bände davon sind nach meinem sechszigsten Lebensjahre erschienen — es ist vielleicht das einzig merkwürdige daran? —"

Rührend ist auch der Zug, wie sie einem angehenden jungen Gelehrten, in einem der letzten ihrer Lebensjahre ihre griechische Grammatik schenkt. „Ich kann sie ja nicht mehr gebrauchen" — sprach sie wehmüthig — „und du wirst nun anfangen sie zu nützen!" Es war ein Stück ihres Geisteslebens, das sie von sich ablöste! —

Wir eilen rasch über die letzten Leidenstage der hienieden fast schon Verklärten hinweg. Im November 1832 wurde sie, wie fast in jedem Winter, von katharralischen Beschwerden ergriffen, die diesmal nicht, wie früher, den angewendeten Mitteln weichen wollten, sondern vielmehr ein langes Krankenlager von fast zehn Monden im Gefolge hatten, das am 7. September 1833 mit einem sanften Tode endete.

Ihr Glaube, wie ihre Geduld blieben sich stets gleich. Kein verdrießlicher Ausdruck entschlüpfte ihr in den Tagen des Siechthums, selbst nicht bey den heftigsten Schmerzen, und die ihr eigene Gabe des Scherzes und heiterer Laune

erleichterte fast bis zuletzt den Lieben ihre sorgliche Pflege. Ihre Dankbarkeit und Freundlichkeit besonders gegen Miß Frowd, ihre treue Pflegerin, gewann oft den rührendsten Ausdruck. Kurz vor ihrem Ende berief sie diese an ihr Bette und sprach: „Ich habe dich lieb, mein theures Kind, so recht von ganzer Seele. Es wird einmal, vielleicht nach zwanzig Jahren noch, dich freuen, wenn du dich erinnerst, daß ich dir dies auf meinem Sterbebette gesagt habe. Bleibe mir nahe, so viel nur immer möglich — willst du, mein geliebtes Kind? — es kann ja nur wenige Tage mehr dauern; — wie lange meint der Arzt noch? —"

Immer fürchtete sie zu viel Mühe zu machen, oder Ungeduld zu verrathen, oder durch verdrießliches Wesen beschwerlich zu fallen. Als man ihr gesagt hatte: Sie beweise hingegen die Geduld eines Engels —, sprach sie: „O nein, nicht eines Engels — nur die einer hochbegnadigten Magd des Herrn."

Sprach man ihr von ihren guten Werken, wie einmal ein Freund gethan — da rief sie: „Ich weiß nichts von meinen guten Werken — ich habe sie alle von mir geworfen zu den Füßen des Kreuzes."

Immer mehr schien sie heim zu seyn in jenen höheren Regionen, wohin ihre Sehnsucht schon längst vorausgeeilt war und wo sie vorahnend

schauete, was sie hienieden geglaubt hatte. Ihre Gedanken, ja auch die Phantasieen ihres Fiebers weilten bereits dort.

Mitunter schien sie ein Bewußtseyn davon zu haben, daß der Zusammenhang ihrer Gedanken nicht mehr geordnet sey. „Hier ist alles Verwirrung," sprach sie eines Tages, mit der Hand webend — „sonst wußte ich meine Freunde zu unterhalten und mich ihnen angenehm zu machen ... doch wenn ich Thränen vergieße, so sind es Dankesthränen für lauter unverdiente Gnade."

Ihre letzten abgebrochenen Aeußerungen noch athmen die Zuversicht des Glaubens und der Hoffnung — das Bewußtseyn der Nichtigkeit des eigenen Verdienstes und das Vertrauen auf die Liebe Dessen, der sie zuerst geliebt und sich auch für sie dargegeben hatte — der in ihr die Sehnsucht der Liebe geweckt hatte, und die Kraft ihr verliehen, in seinem Dienste zu verharren bis an's Ende — ja bis in den Tod und über den Tod hinaus!

Am Freytag Abend, den 6. September 1833 schienen endlich die Kräfte der Natur erschöpft und die Stunde ihrer Befreyung nahe. Noch einmal ward an ihrem Lager die gewöhnliche Abendandacht gehalten, der sie schweigend, doch mit Aufmerksamkeit, die Hände brünstig faltend, zu folgen schien. Ihr Antlitz hatte einen überaus

sanften, lichtheitern Ausdruck.... Später lächelte sie und versuchte sich aufzurichten, als wolle sie etwas erfassen. „Martha!" tönt's von ihren Lippen — offenbar war's eine Vision ihrer jüngsten geliebten Schwester, die ihr vorschwebte — und dann noch einmal rief sie: „O Wonne!"

In diesem Zustande inneren Friedens und äußerer Ruhe blieb sie wohl eine Stunde — und versank dann in einen leichten Schlummer, wie der eines Kindes, sanftathmend und mit dem heitersten klarsten Gesichtsausdruck. Der Puls war immer schwächer aber schneller geworden. Wider Vermuthen überlebte sie die Nacht — und entschlummerte sanft Sonnabend, den 7. Septbr., nach ein Uhr Mittags, in ihrem 89. Lebensjahre so sanft, daß der letzte Athemzug kaum war bemerkt worden.

Die reine Seele war eingegangen zu ihres Herrn Freude, Ihn zu loben und Seine Herrlichkeit zu preisen von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Ein unabsehliches Gefolge hatte die Leiche zur Familiengruft in Wrington begleitet — hierin allein vollzog man nicht ihren Willen; sie hatte ein stilles Begräbniß gewünscht, doch die allgemeine Verehrung von Stadt und Umgebung ließ dies nicht zu.

Was die Freunde verloren, — was die Armen — spricht keine menschliche Zunge aus.

Diesen letzten wurde nach ihrem Willen auch, nach Abzug einiger kleinen Vermächtnisse an jene, ihr ganzes sehr beträchtliches Vermögen zu Theil, welches sie wohlthätigen Stiftungen aller Art zugewendet hatte.

Auf dem Friedhofe zu Wrington, — unweit des Hauses, da Locke geboren —, ruhen Hanna's Gebeine neben denen ihrer vier vorangegangenen Schwestern. Ein einfacher Stein zwischen einer Weide und einer Eiche bezeichnet die Stätte. Er trägt die Inschrift:

Hier ruhen die irdischen Ueberreste von fünf Schwestern:

Maria More,
† 18. April 1813; alt 75 Jahre.
Elisabeth More,
† 16. Juny 1816; alt 76 Jahre.
Sara More,
† 17. May 1817; alt 74 Jahre.
Martha More,
† 16. Sept. 1819; alt 60 Jahre.
Hanna More,
† 7. Sept. 1833; alt 89 Jahre.

Diese alle sind gestorben im Glauben,
angenehm gemacht in dem Geliebten.
Ebr. 11, 13. Eph. 1, 6.

Zweyter Abschnitt.

Rückblick. Schluß.

Werfen wir jetzt einen Rückblick auf Hanna More's Leben. Dieses Leben gehörte mit seiner Kindheit und Jugend noch völlig der alten Zeit an, — durch seine lange Dauer aber ragt es tief hinein in eine neue, zu der es gleichsam in mehr als einer Beziehung, den vermittelnden Uebergang bildet.

Stammend aus einem Geschlechte, das seiner ganzen Richtung nach zu denen zu zählen ist, die, vesthaltend an der Kirche, an dem Herrscherhause, an der Verfassung des Landes, mit dem Namen der Tories bezeichnet werden, hatte Hanna frühzeitig schon dies Gepräge in sich aufgenommen, und treu es bewahrt unter allem Wechsel des Lebens und der Zustände.

Tief gegründet auf den Fels der kirchlichen Lehre, genährt mit dem Marke der Alten — sehen wir sie, in blühender Jugendfrische allen

Versuchungen der großen Weltstadt blosgestellt, wie den Verlockungen des glänzendsten Ruhmes, in einer Zeit da Zweifel, Unglaube und leichtfertige Sitte unter zierlichen Formen herrschend waren in den Kreisen der höhern Gesellschaft, unter den Geistreichen und Gebildeten. Der Ernst ihrer Gesinnung bey aller Lebhaftigkeit und Beweglichkeit ihres Geistes, die Einfalt ihres Strebens bewahren Hanna dort vor der Umstrickung —; ihre Schwestern erkennen und rühmen an ihr, nach einem in London zugebrachten Winter —, wie sie so ganz unverändert, einfach und unverkünstelt zu ihnen zurückgekehrt sey. Hanna's Leben gleichet einem jener Flüsse, der seine klaren Wellen unvermischt hindurchströmt durch die salzige oder wie sonst getrübte Fluth, — dann das jenseitige Ufer gewinnend, in weiter Ebene das eigene tiefere Bette sich wählt, in welchem die spiegelglatten Wogen ruhig daherfließen, die Lande ringsum befruchtend und die Fluren mit Segen krönend. Und nach wie vielen Richtungen hin entsendet fortan nicht Hanna's Leben Bäche des Segens!

Wenn nach einer treffenden Bemerkung ihres Freundes und Biographen (Roberts): Pitt das politisch-konservative Prinzip Englands genannt werden mag, wie Burke das philosophisch-konservative, so wird man kaum umhin können, unserer Hanna More die Stelle des ethisch-konservativen

anzuweisen —. Auf dem Zusammenwirken aber dieser Drey beruhte das Heil Englands, seine Bewahrung in den politischen Stürmen vor den Wirrnissen der Revolution und sein Hinüberleiten in die Bahn der Reform.

In Hanna war indeß dies erhaltende Prinzip kein starres Vesthalten an der Form, das die schroffen Gegensätze unvermittelt läßt, — es war vielmehr das ausgleichende Wirken der Liebe, die über die weit gähnende Kluft hin die Brücke spannt und den Bogen des Friedens wölbet. Wie Hanna in dem Versunkensten noch den himmlischen Funken erkennt, ehrt und hoffend pflegt, so schauete sie gar wohl auch unter der Tünche feiner Bildung, in der Hülle der Kunst und der Geistreichigkeit, den faulen Fleck in der Menschenbrust, der durch keine noch so verfeinerte Sitte und Bildung hinweggenommen werden mag, — der, dort, wie hier, eine völlige Neugeburt heischt aus einem höheren Geiste.

Diesen wunden Fleck hatte Hanna aber auch in der eigenen Brust erkannt, — deshalb war sie milde dem Gefallenen! Und, da sie in Einfalt und Treue an der erkannten Wahrheit vesthielt und sie alsbald in's Leben führte, wurde sie auch tieferer Einblicke in das Geheimniß des Lebens gewürdigt. Die eigene Herzenserfahrung aber kam dann wieder ihrem Wirken auf Andere zu gut.

Wie schon die leibliche Gesundheit auf dem gedeihlichen Wechsel des Empfangens und Wiederausströmens beruhet, so ist's auch im Geistigen. Der Prüfstein der Gesundheit des inneren Lebens ist eben dieser schöne naturgemäße Wechsel des Empfangens und Gebens, von dem allein auch alles Wachsthum abhängt. Hanna nahm mit der Glaubenshand, was sie mit der Liebeshand wieder austheilt —: darin liegt das Geheimniß ihrer schönen, folgerechten Entwickelung, wie ihrer Erfolge auf dem sittlichen Gebiete, sowie auch ihrer bis in das späteste Alter bewahrten geistigen Regsamkeit und Gesundheit.

Allein diese Gesundheit ihres inneren Lebens bewährte sich auch noch nach einer andern Seite hin — indem es nicht einseitig irgend etwas ausschloß, die Sünde, die Lüge, die Halbheit ausgenommen!

Wenn schon der große, der tiefsinnige Baco gesagt hat: „Ein wenig Philosophie führt vom Glauben ab, eine tiefere aber wieder zurück zu ihm" — so dürfen wir wohl erläuternd und erweiternd fortfahren: Ein wenig Wissen, eine oberflächliche, eine Halbbildung führt vom Christenthume ab, ein tieferes Eindringen in die Wissenschaft, in die Geheimnisse der Natur und des Lebens, — führt in dasselbe hinein. Freylich dringt sich dem Tieferforschenden gar bald die Ueberzeugung auf, daß all' unser Wissen nur Stückwerk sey —

allein sein Forschen leitet ihn auch zu dem Urquell hin, in dem alles Stückwerk Vollendung, aller Mißklang zur Harmonie wird.

So wird Hanna's Leben uns zum schlagenden Beweise, wie fein des Wissens Ernst und Gediegenheit stimme zu der kindlichen Einfalt des Glaubens — und fast immer Hand in Hand gehe mit ihm!

Würden wir nun etwa aufgefordert, Hanna More's reiches Leben und das Ziel ihres Strebens in den möglich engsten Rahmen zusammenzufassen, so möchten wir als Anfangs- und End-punkt eines folgerechten Fortschreitens ihr erstes und ihr letztes Werk als bezeichnende Grenzpunkte aufstellen. Es sind dies: Die Kunst des Suchens — („das Suchen nach Glück") — und: die Kunst des Findens — („der Geist des Gebets").

Beyde sind ihrem Wesen nach eins, denn das rechte Suchen schließt als sein Ziel das Finden schon ein*) — und hat für sich die Verheißung. Freylich, und wir deuteten schon früher darauf hin — es giebt auch ein leeres Suchen, da der Mensch sich heimlich wohl bewußt ist, daß er da nicht finden werde, wo er sucht — die Qual des Tantalus!

*) Dies hatte ein kleiner gescheidter Knabe gar wohl begriffen, da er, der noch mit den ersten Anfängen der Sprache zu kämpfen hatte, uns sehr treffend in seiner kindlichen Weise sagte: „Ich will mir das finden gehn!"

Das Suchen aber ist eine Kunst — denn man muß wissen was man sucht, wie und wo man suchen soll. Und was sucht denn der Mensch? Jeder suchet doch gewiß: Glück, Liebe, Friede — wenn er auch vieles dafür hält, was alles dies nicht ist! Wo aber sind diese Güter zu finden — und was ist dies Gut? Augustinus sagt's uns in dem schönen Worte: „Du hast uns für Dich geschaffen und unser Herz ist unruhig, bis es Ruhe findet in Dir." Darum soll der Mensch suchen, und zwar im Gebet — ja das Suchen selbst ist schon ein Gebet und wird zum seligen Finden und endlich zum Daheimseyn bey dem Gefundenen: Gott! —

So hatte Hanna gesucht und so gefunden; immer tiefer ward ihr Geistesleben, immer brünstiger ihr Durst, aber auch immer inniger ihre Gemeinschaft mit Gott. Und diese innere Gemeinschaft mit dem Urquell alles Lebens, der Friede, die Liebe, die von Ihm aus in sie einströmten, waren es auch, die ihrem Wirken Einfluß, ihrem Wesen Kraft, ihrer Rede den Zauber liehen, durch die so Großes sie ausgerichtet hat.

Deshalb ging sie ihren Weg auch so getrost, so gerade und einfältig, immer hin aufs Ziel gerichtet. Ihr Verfahren hatte bey aller Schonung der Schwächen Anderer — doch etwas durchaus bestimmtes, entschiedenes, selbst in scheinbar geringfügigen Dingen.

Sie liebte es, bey einer Schwierigkeit gleich und auf einmal durchzubrechen, statt mit halben Maaßregeln sich aufzuhalten. So sahen wir sie schon einmal beym entschiedenen Ablehnen alles Theaterbesuches. So verfuhr sie, als zu einer andern Zeit die nöthige Beschränkung ihrer Ausgaben sie veranlaßte, sich bey ihren Reisen fortan der öffentlichen Postkutschen zu bedienen (damals noch minder „genteel“ gehalten). Sie wählt, um auf einmal mit der Sache und allen Einwürfen des Stolzes dagegen fertig zu werden, gerade ein solches Gefährte zu einem Besuche, den sie einem Vornehmen auf seinem Landsitze abzustatten gedachte. Da die Landstraße queer durch dessen Park ging, setzte es sie auch gerade vor der Thür des stattlichen Herrenhauses ab. Hanna gesteht, es sey doch ein eigen Gefühl gewesen, als seine Lordschaft, durch eine Reihe glänzender Livreediener hinschreitend, an das bescheidene Fuhrwerk getreten, um seinem Gaste die Hand zum Aussteigen zu bieten! aber — der Zweck war erreicht und das Eis für alle Zukunft gebrochen.

Auch Hanna's äußere Erscheinung muß von großer Anmuth gewesen seyn. Zwey Bilder sind uns von ihr aufbehalten, von denen das eine in der Blüthe der Jugend, das andere im höhern Alter sie darstellt. Jenes zeigt uns die klare Stirn, den Sitz edler Gedanken, von der die feingebildete Nase

sich sanft herabsenkt, die Wangen schmiegen in ächt weiblicher Form sich daran; um den feinen geschlossenen Mund schwebt ein Lächeln, das wohl den angeborenen Hang zu leichter Satyre verräth und des Witzes blitzschnell treffende Schärfe, gemildert durch das Wohlwollen des reinen Gemüths. Hanna's Physiognomie macht, beym ersten Anblick, gerade den Eindruck, den unser Novalis als den glücklichsten einer Persönlichkeit bezeichnet —: den eines witzigen Einfalls. Vor allem waren es die dunklen Augen voll Feuer und Geist, denen eine wunderbare Macht einwohnte (und die freylich auch kein Maler sich getrauete darzustellen) — ihre Schwestern nannten sie: „Diamanten" —. Diese Augen waren nur vergleichbar den wunderschönen Augen ihres Freundes Wilberforce, in denen auch neben dem funkensprühenden Geiste schalkhaften, harmlosen Scherzes, in Zeiten tieferer Erregung, jene himmlische Flamme aufleuchtete, die, entzündet an einer höheren Gluth, das ganze Wesen durchleuchtet, und den neuen Menschen, für Momente, an die Sichtbarkeit treten läßt.

Ob Hanna auch der, jenem innewohnende, Wohllaut der Stimme gegeben, die ihm so viel Macht über die Herzen verlieh —? davon ist uns keine Kunde geworden; die Gewalt der Rede war Hanna indeß in hohem Grade zu Theil geworden. Sie verstand es nicht nur, die Aufmerksamkeit zu

gewinnen, sie fesselte sie auch. Wenn sie in ihrer klaren, eindringlichen Weise zu reden begann — da verstummten, mindestens für eine Weile, der Ton der Geige, der Schlag des Hammers und es stockte das Rad der Spinnerin — und die eindringliche Rede brachte dann den Herzen die Wahrheit nahe und machte sie ihnen werth.

Im höheren Alter ließ Hanna More durch den Wunsch der Freunde, nach langem Zögern, sich bewegen, dem geschickten Maler Pickersgill zu sitzen. Dieses Bild zeigt uns die blassen, eingesunkenen milden Züge, auf denen der Abglanz eines höheren Friedens ruht; die Augen treten auch hier noch groß, lebhaft und sprechend hervor. — Folgende Mittheilung einer Dame, welche Hanna im sieben und siebenzigsten Lebensjahre in Barley-Wood besuchte, wird für unsere Leser ansprechend seyn, da sie uns von ihrer Umgebung, ihrer Persönlichkeit und ihrem ganzen Wesen eine lebendige Schilderung darbietet.

„Noch ehe wir den Flecken Wrington zu Gesicht bekamen, bogen wir seitwärts in einen schönen Baumgang ab, der geradeswegs auf das Landhaus Barley-Wood zuführt — üppiges Immergrün zu beyden Seiten füllte die Zwischenräume der Stämme aus. Da wir dem Wohnhause näher kamen, zeigte sich uns eine dichte Hecke von Rosen, Jasmin, Geisblatt und

Clematis, welche an der einen Seite die Einfassung des weichen abschüssigen Rasens bildet; an der anderen Seite stehen Lorbeer, Lauristinus und anderes Gesträuch im vollen Schmucke ihres frischen Grüns. Von diesem Gebüsche aus erhebt sich der Boden sanft und allmählig, lieblich beschattet von der wallenden Lärchentanne, der dunklen Cypresse, der weit sich ausbreitenden Kastanie und einigen gar stattlichen Waldbäumen. Hie und da liegen einfache Sitze verstreuet, ein paar ländliche Tempel gucken aus dem Grün hervor. Besonders aber ziehen zwey Denkmale unsere Aufmerksamkeit an sich: die Büste Locke's *), das Geschenk einer Freundin, auf einem einfachen Sokel und der schlichte Denkstein zu Ehren des Bischofs von London, Porteus."

„Ich wurde tief ergriffen von der herzlichen Freundlichkeit, mit der die alte ehrwürdige Dame uns in Barley-Wood willkommen hieß. Es ist etwas in ihrem Wesen, das an die gute alte Zeit feiner Hofsitte mahnt, diese verbindlichen Formen, denen man jetzt so selten mehr begegnet und die, wenn das Herz mit seinem vollen Gehalte sie ausfüllt, so ansprechend sind. Hanna's Kleidung war von schwerem grünem venetianischem Seidenstoff;

*) Locke wurde in einem Hause in der Nähe geboren, wo seine Mutter, auf einer Reise begriffen, von ihrer Stunde überrascht wurde.

ein jonquillefarbiger, reichgestickter Kreppshawl umschloß ihre Schultern; die zierliche Tüllhaube wurde durch eine weiße Atlasschleife unterm Kinn zusammengehalten."

„Ihre Gestalt ist ausnehmend klein, — der Ausdruck ihres Gesichts höchst eigenthümlich und schwer zu schildern. Denken Sie sich das feine, welke Antlitz einer Siebenundsiebenzigjährigen — und in diesem Augen, dunkel, leuchtend, funkensprühend und durchdringend, schnell von Gegenstand zu Gegenstand übergehend, mit all' dem Feuer und der Energie der Jugend, und mild das Willkommen zulächelnd Allen, die ihr nahen."

„Als ich zuerst das Gemach betrat, war Lady S. dort, mit ihren Kindern; sie stand im Begriff Abschied zu nehmen. Der kleinste Knabe indeß, ein holdes, wunderschönes Kind von etwa sechs Jahren, blickte noch mit großer Aufmerksamkeit zu Mrs. More empor und ihr in's Angesicht, nachdem sie ihn eben geküßt hatte. Seine Mutter sagte: „Du wirst Mrs. Hanna nicht vergessen, liebes Herz?" Der Knabe schüttelte verneinend mit dem Kopfe. „Vergiß mich nicht, mein süßes Kind," sprach nun die alte Dame in scherzhaft heiterer Weise — „doch sie sagen, daß Knaben gar eigene Launen haben, — so will ich dir denn noch einen Kuß geben — den behalte mir zu lieb —, und wenn du einst ein Mann seyn wirst, da gedenke Hanna More's."

„Ich werde“ — war des Knaben Antwort — „gewiß nimmer vergessen, wie lieb Sie die Kinder haben!““ —

Er hatte unbewußt das schönste Lob ausgesprochen — die weiche Kindesseele hatte die Fülle reicher Liebe in der ihrigen empfunden!

* * *

Schluß.

So wirkte, so wandelte Hanna More, — so vollendete sie ein langes, reiches, vielfach, oft schmerzlich bewegtes, fast drey Menschenalter umfassendes Leben; — begonnen in Zeiten der Unruhen, hingehend durch mannigfache Umwälzungen, doch endend im Frieden.

Sie sah den Verfall der Sitten und der Religion im Vaterlande, allein sie schauete auch die Morgenröthe ihrer Wiedergeburt, — nicht ohne an ihrem Theil sie mit heraufgeführt zu haben.

Dies reiche Leben liegt vor uns aufgerollt in allen seinen verschiedenen Thätigkeiten. Nach allen seinen Richtungen hin ist es recht eigentlich ein Leben der inneren Mission.

Hanna More, die Reichbegabte, mit seltenen Kräften des Geistes Ausgestattete, in den höhern Kreisen der Gesellschaft sich Bewegende, sehen wir den wahrlich nicht welken, noch unfruchtbaren Lorbeer, niederlegen auf den Altar der Menschenliebe, — nein! besser — zu den Füßen des Kreuzes! ihn tauschend gegen die unvergängliche Palme.

Allein nicht eigenmächtig scheidet sie aus diesen Kreisen, in denen auch sie eine Mission zu erfüllen hatte. Sie giebt der Wahrheit Zeugniß durch ihren Wandel, durch ihr entschiedenes Entgegentreten allem ungöttlichen Wesen, allem unsittlichen Treiben; sie scheuet nicht der Freunde Ungunst, noch den schneidenden Hohn des Spötters, des Gottesläugners!

Und, nachdem sie so durch Wort und Beyspiel gezeugt hat, — fortfährt durch Schriften sittlichen Inhalts zu zeugen, zieht sie mehr und mehr sich zurück aus den glänzenden Kreisen. Aus den Hallen der Vornehmen, der Gebildeten, der Geistreichen, da man ihren Werth wohl zu würdigen verstand, — steigt sie tiefer hinab und tiefer zu den Hütten der Armen, der Verlassenen im Volke, — ja tiefer noch, zu den Höhlen des Lasters! Sie, die auf den Wogen des Wohllauts im Rhythmus sich zu wiegen gewohnt war, weiß die Sprache des Volkes und in ihr die Herzen desselben zu treffen —:

um die Verirrten zurückzuführen zur Pflicht, zur Ordnung, zur Gesetzlichkeit, von denen man sie verlockt — zum Glauben, der ihnen verdächtiget worden war durch Eindringlinge vom Ausland, durch Wühler und Schwätzer, die mit losem Gerede von falscher Freyheit und Gleichheit sie berücken wollen. — Welch' ein Spiegelbild für unsere Zeit!

Nicht vergebens sey dies Lebensbild vor uns aufgerollt worden — vor uns, Frauen Deutschlands!

Hanna's Thätigkeit umfaßte ja der Gebiete so viele, und, mag auch unter uns nicht Allen, Alles gelingen, so findet Jede doch wohl ein Beet, dem sie ihren Fleiß, ihre Sorge widmen mag? und wäre es nur eine einzige Pflanze, die sie schirmend hütet, nur ein Blümlein, das sie vor dem Gifthauche des Verderbens wahrt. — Die Eine oder Andere mag auch wohl verschiedene Thätigkeiten mit einander zu vereinigen wissen, — wie unsere theure Mitbürgerin Amalia Sieveking, die umsichtige Pflegerin der Armen, und ihre einsichtsvolle Rathgeberin in ihren beyden „Sendschreiben".

Deutschlands Frauen, so begabten Geistes, so tief fühlenden Gemüthes — Euch gilt der Ruf!

Deutschlands Frauen waren von Anbeginn die Pflegerinnen seiner Heiligthümer —; deutsche Frauen waren es, die in den Freyheitskämpfen 1813 und 1814 Wunden heilten und Opfer brachten! Jetzt ist ein heißerer Kampf entbrannt, jetzt gilt's, tiefere Wunden heilen — heiliger, heilender Kräfte bedarf das schmerzlich zerrissene Vaterland!

Nicht umsonst rufe man zu Wittenberg (Graf von Schlippenbach) — nicht umsonst fordere der wackere Wichern die Frauen auf zur Mitwirkung an diesem Werke! — Treten wir in Hanna More's Fußtapfen — sie gab alle ihre Kräfte freudig hin im Dienste der rettenden Liebe — wie Elisabeth Fry, wie Sara Martin —: sie Alle gaben sich ganz und Jede also gleich viel.

Und, wie wir jüngst gerufen in Elisabeth's Namen, so rufen wir heute wieder, in ihrem, in Hanna's, in Sara's Namen —: Schwestern! legt in die Hände jener edlen Frauen das Gelübde ab: zu wirken in ihrem Sinne, eine Jegliche in ihrem Kreise, mit ganzen, mit ungetheilten Kräften — sey's nun mit der Feder, oder der Nadel, — sey's ein Kindlein zu lehren, zu nähren, zu kleiden, zu schirmen!

E l i s a b e t h, S a r a, H a n n a! — du leuchtend Dreygestirn am britischen Frauenhimmel, mögen bald mehr und mehr dir ähnliche Sterne aufgehen über Deutschlands Auen — möge bald ein goldenes Liebesnetz sich spannen über seine blutgetränkten Gauen, darin gefangen wird Alles, was noch der L i e b e widerstehet.

D a s h e l f e G o t t!

Anhang.

Anlage A.

Schreiben der Mrs. Hanna More an den Bischof von Bath und Wells (ihren Diöcesan-Bischof) Dr. Beadon, 1801.

Mit innigem Bedauern fühle ich mich gedrungen, Ihro Bischöfliche Gnaden mit diesem Schreiben zu behelligen, wenn auch Dero wohlbekannte Freysinnigkeit mich zu einem Schritte ermuthigt, den ich jedenfalls aus Pflichtgefühl nicht unterlassen zu dürfen glaubte. Denn wie vest bey mir auch der Entschluß stand, nie auf eine der Verläumdungen zu antworten, unter denen ich schon so lange gelitten habe, so fühle ich doch Ihnen, als meinem Diöcesan-Bischof gegenüber, mich zu einer Rechenschaft über mein Verhalten verbunden, welches man mit einer so ausgesuchten Grausamkeit angegriffen hat, wie sie, in der civilisirten Welt wenigstens, wohl kaum jemals besonders gegen Personen meines Geschlechtes ist ausgeübt worden. Der schutzlosen Lage dieses unseres Geschlechts, wie dem von mir

ausgesprochenen Entschlusse, nie mich zu einer Antwort herbey zu lassen, mag ich auch wohl großentheils diese langwierige und nimmer ablassende Verfolgung zu danken haben. Nicht als Parthey werd' ich Euro Gnaden zu gewinnen streben — noch will ich, um mich zu reinigen, Andere anschwärzen. Von meinen Angreifern werd' ich so wenig als nur immer möglich reden. Ich möchte wünschen, daß ich es überhaupt vermeiden könnte, sie zu nennen.

Es steht außer meiner Macht, mich vollständig gegen Anklagen zu rechtfertigen, die nur theilweise zu meiner Kunde gekommen sind. Der Wunsch, während einer gefährlichen siebenmonatlichen Krankheit mein Gemüth möglichst ruhig zu erhalten, war ein Grund, der mich bewog, von dem was gegen mich geschrieben worden, nur gar weniges zu lesen; ich kann also nur die wichtigsten der Anklagen berücksichtigen, von denen ich Kenntniß genommen habe.

Ich hatte der vollen Ueberzeugung mich hingegeben, daß ich seit einer Reihe von Jahren, besonders aber seit der letzten ernsten Wendung der öffentlichen Angelegenheiten, meine Zeit und meine geringen Kräfte so ganz der Förderung der Gesetzmäßigkeit, guter Sitten und der Anhänglichkeit an Kirche und Staat unter den niedern Volksschichten gewidmet habe, daß in der That der Angriff

mich ganz unvorbereitet treffen mußte, als sich auf einmal der Schrei gegen mich erhob, der mich der Aufwiegelung, des Mißwollens, ja einer allgemeinen Tendenz, die Grundlagen des Gemeinwesens zu unterhöhlen, beschuldigte. Umsonst sah ich mich nach irgend einem Stützpunkte um, auf den man eine solche befremdende Anschuldigung gründen möchte.

Mr. Bere (Pfarrer zu Blagdon) hatte eine so gute Meinung von meinen Grundsätzen, daß er mich wiederholentlich ersuchte, eine Schule in seiner Gemeine zu gründen, deren tiefe Versunkenheit er beklagte, wie seine eigene Unfähigkeit, dem heranwachsenden Geschlechte zum Guten förderlich zu seyn. Es sind Zeugen vorhanden, die bey diesem seinem wiederholten Ansuchen zugegen waren, — welches ich ablehnte, weil es mir an Zeit, Gesundheit und Geldmitteln dazu gebreche. Auch erklärte ich, daß ich nimmer einwilligen würde, wenn nicht der Wunsch der Gemeine dafür einstimmig sich ausspreche. Da sandte er seine Kirchenvorsteher als Abgeordnete der Gemeine zu mir, und ich gab endlich diesen wiederholten angelegentlichen Bitten nach. — Dies wird hinreichen, mich von dem Vorwurfe der: Eindringlichkeit zu reinigen.

Was nun meine Verbindung mit Conventikeln irgend einer Art betrifft, so habe ich nie eine solche

gepflogen. Wäre ich abgewichen von der bischöflichen Kirche — würde ich da nicht bisweilen, während meines Winteraufenthaltes zu Bath, Lady Huntingdon's Kapelle besucht haben, wo eine große Versammlung sich einfand? Hätte ich nie in Wesley's oder Whitfields (Dissenters) Versammlungsräumen in London mich blicken lassen, wo ich dreyßig Jahre hintereinander einen langen Frühling zubrachte? Würde ich nicht hie und da auf dem Lande eine Methodistenversammlung besucht haben? Nichts von dem allen hab' ich je gethan. Was ferner die Anklage betrifft, als habe ich das Ansuchen gestellt, man möge Mr. Vere von seiner Pfarre entfernen, so darf ich Euro Gnaden an Dr. Moß (Sohn des verstorbenen Bischofs von Bath und Wells, Ihro Gnaden Vorgänger) und an Dr. Croßmann verweisen, falls Sie sich nicht mit der Erklärung Beyder zufrieden gestellt finden, die in Dr. Croßmanns gedrucktem Briefe an Sir A. Elton enthalten ist. Mr. Vere's Brief an mich vom 4. Januar 1799, worin er Klage über Young's (des Schulmeisters) Montagsversammlungen führt, wurde ich durch eine lange Krankheit verhindert selbst zu beantworten; doch wurde er thatsächlich unmittelbar dadurch beantwortet, daß meine Schwester Young schrieb, unverzüglich allen den Unregelmäßigkeiten Einhalt zu thun, über die Klage geführt worden war —

welches denn auch sofort geschehen ist. Ein Beweis, daß dieser Grund zur Klage aufgehört hatte zu bestehen, als Mr. Bere seinen ersten Angriff gegen mich erhob, ist in einem äußerst freundschaftlichen Briefe der Mrs. Bere vom 8. März 1800 enthalten, also nur drey Wochen vor dem offenen Angriffe ihres Mannes, und fünf Vierteljahre nachdem die Anklage erhoben und erledigt worden war. Herrn Bere's Zeugenverhöre (er ist auch Friedensrichter) von ihm selbst, in seiner eigenen Sache, aufgenommen, durch Gegenaussagen entkräftet, und ohne einmal Tag und Stunde zu den Thatsachen, die sie bezeugen sollen, angeben zu können, würden nie vor irgend einem Gerichtshofe zugelassen worden seyn — sie beziehen sich überdies alle auf ein, zwey, ja bis zu sechs Jahren vor dieser Zeit. Ich habe noch hinzuzufügen, daß — als ich vernommen hatte, Herr Bere habe von der Kanzel aus einige Einwendungen gegen die Schule vorgebracht — ich zu ihm ging und mich bereit erklärte, die Schule sofort aufzulösen, wenn sie nicht seine vollkommene Zustimmung habe. Und wiederum beschwor er mich, seine Gemeine nicht einer solchen Wohlthat zu berauben.

Als Mr. Bere mir seinen feindseligen Brief im April 1800 sandte, worin er sich drohend gegen den Schullehrer ausläßt, war ich in London, und da, in dieser Entfernung, ich mich außer

Stande sah, der Anklage gehörig auf den Grund zu gehen, schrieb ich zu zwey verschiedenen malen Herrn Bere, um ihn dringend zu ersuchen, die ganze Angelegenheit Sir A. Elton zu übertragen, als einer einsichtigen und angesehenen obrigkeitlichen Person der Nachbarschaft, — ich fügte die Bitte hinzu: sie Beyde möchten gemeinschaftlich von der Sache Einsicht nehmen. Dies verweigerte Herr Bere zweymal auf's bestimmteste. Ich konnte keine besonderen Beweggründe zu dieser Bezugnahme auf Sir A. Elton haben, da dieser mir so wenig bekannt war, daß er nie mein Haus betreten hatte; hingegen war er schon längst Herrn Bere bekannt gewesen, und ich hätte kaum gewußt eine offenere und friedlichere Weise anzugeben, um alles wieder in's Geleise zu bringen.

Der einzige Grund, nach welchem menschliche Klugheit, besonders wenn sie nach dem Erfolge ihren Spruch abgiebt, mich verurtheilen möchte, ist, daß ich nicht sogleich den Schullehrer Young entließ. Ich gebe zu, daß mir dies unendlich viel Kummer erspart haben würde. Allein, nicht nur hielt ich mich verbunden einen unschuldigen Mann zu schirmen — von dem ich noch immer glaube, daß man ihn fälschlich beschuldigt hat; ich bin überdies auch überzeugt, und der Verfolg hat es bewiesen, daß es nicht so eigentlich auf sein Verderben damit abgesehen war, als daß man

einen Streich auf die Grundvesten aller meiner Schulen führen wollten, um sie als Pflanzstätten der Schwärmerey, des Lasters und der Aufwiegelung zu brandmarken. Ich war in der That ernstlich ungehalten gegen Young, da ich fand, daß er es zwey oder drey dieser albernen Leute zugelassen hatte, öffentlich aus dem Stegreife zu beten. Daß ungebildete Leute auch in dem Ausdrucke ihrer Religiosität ungeschickt sind, und ungelehrtes Volk auch thörichte Reden vorbringt, wer wird das läugnen wollen. Allein dieses hatte im Grunde gar nichts gemein mit meiner großen Sonntagsschule, in der noch nie über irgend eine Unziemlichkeit war Klage geführt worden. Auch von keiner der andern Schulen aus ist je eine solche Klage mir zu Ohren gekommen. Young wußte den empfangenen Verweis wegen dieses verkehrten Schrittes so wohl zu beherzigen, daß sein Betragen in der Folge, sich völlig in den Gränzen der Regelmäßigkeit hielt. Auch würde ich den Fehler kaum übersehen haben, wären nicht sein Fleiß und seine Sitten musterhaft gewesen, und hätte ich je im Laufe von zehn Jahren ihn irgendwie auf dem Wege der Schwärmerey erfunden. Gestatten Sie mir hinzuzufügen, daß Young zur höchsten Zufriedenheit der begüterten und sehr ehrenwerthen Familie der Latouche's, bey Dublin, jetzt eine Stelle ausfüllt, mit der sie ihn als

Oberaufseher ihrer zahlreichen und ausgedehnten mildthätigen Stiftungen betraut haben, nachdem sie alle wider ihn erhobenen Anklagen gelesen hatten. Ihr Zeugniß über sein Wohlverhalten, wie das der Lady Harriet Daly und des Barons Daly, werden Euro Gnaden anliegend finden und Ihrer gütigen Durchsicht würdigen. Um indeß jedes Vorurtheil hinwegzuräumen, war ich entschlossen, ihn anderweitig anzustellen, hätte ich die Schule zu Blagdon fortgeführt, welche, mit ihrem Lehrer an der Spitze, auf das dringende Ansuchen des Dr. Croßmann und mit der Bewilligung des Dr. Moß (Ihres Vorgängers auf dem Bischofssitze) wieder war eröffnet worden, nachdem ich sie schon einmal geschlossen hatte. Doch als Mr. Bere das Pfarramt dort wieder antrat, konnten mich Dr. Croßmann's Bitten nicht bewegen, die Schule weiter fortzuführen. Ich scheuete die Reise zu ihm nicht, um ihn selbst davon in Kenntniß zu setzen und ihn zu versichern, wie nicht irgend ein Gefühl von Unwillen oder Mißstimmung mich dazu bewege sie aufzugeben, sondern nur die Besorgniß, die Fortsetzung derselben möchte als eine Handlung der Widersetzlichkeit gegen Mr. Bere angesehen werden; dahingegen, wenn ich der Schule entsage, ich ihn jedes Vorwandes zu fernerer Feindseligkeit zu berauben hoffe. Dieses Friedensopfer erwies sich leider als unwirksam! Ich löste meine Schule

mit tiefem Leidwesen (voll und blühend wie sie war) zum zweyten mal im September 1801 an einem Sonntag auf; und am folgenden Mittwochen schon wurde die allerfeindseligste Flugschrift von ihm gegen mich öffentlich angezeigt. Es sey mir vergönnt hinzuzufügen, daß Dr. Maclaine, der die beyden letzten Sommer in Blagdon verweilte, den Lehrer und die Schule sehr genau gekannt hat. An ihn wollen sich Euro Gnaden um fernere Auskunft wenden — in dem gelehrten und ehrwürdigen Uebersetzer eines Mosheim werden Euro Gnaden nicht erwarten dürfen, einen Anwalt der Schwärmerey zu finden.

Es ist oft gesagt worden, daß, da ich selbst Calvinistisch sey, ich auch immer Calvinisten als Lehrer angestellt habe. Mit meinem Vorwissen habe ich nie irgend einen davon angestellt. — Was Calvinismus und Arminianismus anbetrifft, so sollte es mir sehr leid seyn, wenn diese Ausdrücke in meinen Schulen nur gekannt wären: da es nie meine Absicht gewesen ist, Lehrsätze und Meinungen zu verbreiten, sondern vielmehr gute und nützliche Glieder der Gesellschaft und einfache, thätige Christen heranzubilden.

Ich habe zwey Lehrer entlassen, bey denen sich eine schwärmerische Richtung kund gegeben, und einen andern, welcher derselben beschuldiget worden, ohne daß sie zu Tage gekommen wäre.

Ein Versuch ist in der That gemacht worden — denn ich werde ganz offen seyn. Als unter einer trefflichen Schulfrau die Anstellung eines Unterlehrers nöthig ward, wagte der Ortsgeistliche, einen armen Mann aus der Gemeine als solchen anzustellen, dessen beständige Anwesenheit beym kirchlichen Gottesdienste, sowie sein treffliches sittliches Verhalten er beobachtet hatte, — obgleich derselbe Mann auch die Methodistenversammlungen besuchte. Der Geistliche hatte die veste Hoffnung gefaßt, dieser Mann, von so nüchterner Sinnesart und ein so regelmäßiger Besucher des Gotteshauses, werde dadurch um so eher von den Methodistenversammlungen entwöhnt werden und vielleicht das Werkzeug seyn, auch noch Andere herüberzuziehen. Da indeß dies nicht statt fand, überzeugte der Geistliche, der ihn angestellt hatte, sich bald, daß es besser sey ihn zu entfernen, und er entließ ihn mit meiner vollen Zustimmung. Die Methodisten sind vielmehr im Allgemeinen meinen Schulen abhold, denn sie sagen: diese zögen die Leute von ihnen hinweg und hin zur (bischöflichen) Kirche, — und man hat mir versichert, daß mehre ihrer Prediger, mich mit Namen nennend, in ihren Vorträgen vor mir gewarnt hätten.

Was mich selbst anbetrifft, so hätte ich hoffen dürfen, daß die vielen Anlässe, die sich in acht gedruckten Bänden dargeboten, meine Gesinnungen,

sowohl religiöse als politische, auszusprechen, mich der Nothwendigkeit überhoben hätten, ein förmliches Glaubensbekenntniß abzulegen. Mögen Euro Gnaden einen gütigen Blick in diese Bände werfen. Das letzte Kapitel des achten Bandes enthält meine volle und unverhüllte Ansicht der Hauptlehren des Christenthums.

Diese Hauptlehren werden, so viel ich weiß — (denn ich bin nicht eben in der Theologie sehr bewandert), eben so wohl von frommen Calvinisten, als Arminianern bekannt? Sollte man dies als eine ausweichende Ausdrucksweise ansehen wollen, so stehe ich keinen Augenblick an, zu erklären: daß ich keinen Glaubenssatz hege, der dem Calvinismus allein eigenthümlich ist. Jedoch möcht' ich nicht, indem ich meine eigenen Ansichten darlege, jene unbefangene Anerkennung guter Menschen aus den Augen verlieren, welche in einigen wenigen Punkten von mir verschieden denken, eine Gesinnung, die ich stets in mir zu pflegen gesucht habe. Ich verehre einige, besonders der älteren Schriftsteller dieser Art, wie Hooker, Bischof Hall, Hopkins und manche Andere; allein ich verehre sie nicht wegen ihres Calvinismus, sondern wegen des Geistes der Frömmigkeit und Andacht, der ihre Schriften durchhaucht und der Tiefe ihrer christlichen Erkenntniß, ihres thätigen Christenthums und ihrer heiligen Wachsamkeit halber.

Während sie den Glauben als die Grundlage anempfehlen, verlieren sie die Nothwendigkeit niemals aus dem Auge, die Reinigkeit des Wandels als dessen natürliche Folge hervorzuheben.

Ich hätte hoffen dürfen, daß meine eifrige Anhänglichkeit an die Kirche aus einer Unzahl zufälliger Stellen meiner Schriften, vorzüglich im sechsten Bande derselben, sich klar herausgestellt habe; beweisender vielleicht, da sie öfter und zufällig sich wiederholen, als eine besondere und zu diesem Zwecke sorgfältig ausgearbeitete Erklärung es hätte seyn mögen. Denn, nicht sowohl aus einer vereinzelten Stelle eines Autors, als aus dem allgemeinen Geist und Inhalt, der seine Schriften erfüllt, mag mit Sicherheit auf dessen Grundsätze geschlossen werden. Da ich von Anbeginn der französischen Revolution an, die Künste der jakobinischen Schriftsteller wohl beachtet hatte, deren sie sich bedienen, das Volk von der Kirche zu entfremden, indem sie bey ihm die Achtung vor seinen Geistlichen untergraben, so habe ich es mir zum leitenden Grundsatze gemacht, in all den kleinen Tractaten, die ich in der Absicht geschrieben ihren vergiftenden Flugschriften entgegenzuwirken, jedesmal, in fast allen ohne Ausnahme, einen musterhaften Pfarrgeistlichen auftreten zu lassen. Da man Werke der Dichtung benutzt hatte, um das geistliche Amt verächtlich zu machen, so glaubte ich daß diese, freylich erdichteten Karaktere,

die passendsten Gefäße seyn möchten, dem herrschenden Uebel als Gegengift zu dienen, und daß, indem ich diesen Sinn selbst in die Erholungen der niederen Schichten des Volkes einzuführen trachte, ich sie allmählig dazu gewöhnen werde, ihre Pfarrer mit Liebe und Ehrfurcht zu betrachten.

Nicht weniger erstaunt mußte ich seyn, meine politischen Grundsätze durch meine Ankläger angegriffen zu sehen. Außer ihrer allgemeinen Richtung, haben einige meiner Volksschriften ganz besonders die Vertheidigung der Verfassung zum Zwecke. Ob sie im Augenblicke der Gefahr sich als nützlich bewiesen haben, darüber ziemt nicht mir das Urtheil auszusprechen. Da meine Feinde als Richter auftreten, scheint es fast, als dürfte ich dies hoffen; auch kann ich verschiedene Briefe vorlegen voll unverdienten Lobes, geschrieben von Solchen, die jetzt ihre Stimme am lautesten gegen mich erheben.

Es ist auch geradezu angedeutet worden, daß ich französische Grundsätze zu verbreiten gestrebt; und eine meiner Schulen hat die besondere Anklage erlitten, daß darin — für den Erfolg der französischen Waffen gebetet worden! — Soll ich im Ernste gegen solche Anschuldigungen mich vertheidigen? Ich bekenne mich schuldig eine Antwort an Dupont, den gottesläugnerischen Redner Frankreichs geschrieben und den Erlös dieses unbedeutenden Werkchens, die ansehnliche

Summe von 200 Pfund Sterling betragend, der Unterstützung der ausgewanderten französischen Geistlichen gewidmet zu haben. An Verdrehungen ähnlicher Art hat es mir fast täglich nicht gefehlt.

Als ich zuerst meine Schulen begründete, pflegten die armen Weiber schreiende Kinder von zwey bis drey Jahren, zur großen Störung der übrigen, dahin zu senden, während sie die Kinder in einem bey weitem schulfähigeren Alter zu Hause behielten, weil sie ihnen schon hülfreich seyn konnten. Dies bewog uns, als eine der Regeln vestzustellen, kein Kind unter sechs Jahren aufzunehmen. Ich sagte den Müttern: dies sey eine Schule und nicht eine Warteanstalt. Auf diesen einfachen Umstand hat man die staunenswerthe Anschuldigung gegründet, es sey mir nicht darum zu thun Kinder zu lehren, sondern Erwachsene zu verführen! — Beyspiele solcher Verdrehungen könnte ich eine Unzahl anführen — doch wenige mögen zur Probe genügen. Nicht allein hat man Gespräche drucken lassen, die nie geführt wurden, und zwar mit Personen, die ich nie gesehen habe, sondern auch über Personen, deren Namen ich nie vernommen hatte. Ich wurde angeklagt, nicht allein der Schwärmerey und der Aufwiegelung Vorschub zu thun — nein, auch dem Diebstahl und der Unzucht. Auf alle diese Beschuldigungen oder Andeutungen habe ich nie eine Sylbe erwidert, obgleich einige meiner

Freunde mir riethen, eine gerichtliche Verfolgung zu erheben. Dies habe ich abgelehnt, obwohl ich gestehen muß, daß die Beschuldigung eines Mordes mich kaum mehr erschüttert haben könnte, als die der Aufwiegelung, oder des Mangels an treuer Anhänglichkeit an die Regierung.

Gestatten Sie mir, Ihnen noch eine Stelle aus einem Briefe der Gattin des Herrn Bere, den ich zur Hand habe, vorzulegen. „Die Schule gedeiht freudig. Es scheint unter dem gemeinen Volke ein eifriger Geist zum Besseren im Wirken zu seyn. Herr Bere trägt mir auf Ihnen zu sagen — und er glaubt, hiemit sey viel gesagt —: daß zwey Sessionen und zwey Assisen vorübergegangen sind und eine dritte in Aussicht steht, da weder Verfolger noch Gefangener, weder Ankläger noch Vertheidiger aus dieser Gemeine erschienen sind, die früher wegen ihrer Händelsucht und Verbrechen so bekannt gewesen. Haftbefehle wegen Waldfrevel, kleinem Diebstahl u. s. w. sind ganz außer Mode gekommen." — Vergleichen Euro Gnaden gütigst diese Stelle mit den vorhergehenden Anschuldigungen.

Mir ist durch diejenigen, welche aufmerksam die verschiedenen gegen mich gerichteten Flugschriften gelesen haben, versichert worden, daß, während ich in der einen aufwieglerischer Umtriebe beschuldigt wurde, eine andere mich als Feindin der Freyheit herunter=

reißt; in der einen Schrift werde ich als dem Staate und der Kirche widerspänstig geschildert, in einer andern nennt man mich einen Söldling des Ministers und das feile Werkzeug der Regierung. Ja die Tractate selbst werden namhaft gemacht, für welche „der feile Söldling" von der Verwaltung (Herr Pitt ist wohl gemeint?) — den Lohn empfangen habe. In einer Schrift werde ich beschuldigt, für den Erfolg der französischen Waffen gebetet zu haben, in der andern, durch meine Schriften den Krieg mit Frankreich zu nähren und einer wahnsinnigen Freude mich hinzugeben bey jedem Siege über diejenigen, welche der Verfasser „Freunde der allgemeinen Verbesserung der menschlichen Gesellschaft" nennt. Ich werde beschuldigt, meine Freude an einem Kriege zu haben, den „wir wahnsinnigerweise fortsetzen, nachdem er in Ungerechtigkeit begonnen und in Schmach beendet worden". An einem andern Orte heißt's: „daß ich auch nicht ein Wort vom Christenthume glaube; an einem andern: daß ich das Athanasische Symbolum abergläubisch verehre — „dieses ausgesuchte künstliche Stück Metaphysik" —, von dem der Verfasser meint, die Kirche möge seiner entrathen und mir daneben den Rath giebt, daß, wenn es nun aus der Liturgie ausgemerzt worden sey, ich mich „darin gleich als in meinem Leichentuche möge einhüllen lassen".

Allein, um auf meine Schulen zurückzukommen. Als ich vor dreyzehn Jahren mich in dieser Gegend niederließ, fand ich die Armen in verschiedenen Dörfern tief versunken in Elend, Laster und Unwissenheit. Ich glaube, es gab im ganzen Bezirk keine Sonntagsschule, ausgenommen die eine in der Gemeine, die ich bewohne, welche durch unsern ehrwürdigen Rektor gestiftet wurde, und eine zweyte in der benachbarten Gemeine von Churchill. Dies bewog mich, die ferner liegenden vernachlässigten Dörfer zu berücksichtigen, was ungemein beschwerlich wurde. Nicht eine einzige Schule habe ich je zu begründen versucht, ohne daß mir die herzliche Zustimmung des Ortsgeistlichen dazu geworden wäre. Mein Unterrichtsplan ist höchst einfach und hält sich in den engsten Schranken. Sie lernen an Wochentagen solche grobe Arbeiten, die ihnen als Dienstboten nützlich sind. Ich erlaube keinen Schreibunterricht für die Armen. Mein Zweck ist nicht Schwärmer heranzubilden, sondern die niedern Volksschichten zur Arbeitsamkeit und Frömmigkeit zu gewöhnen. Ich wußte keinen andern Weg Sittlichkeit zu lehren, als indem ich religiöse Grundsätze ihnen beybrachte; noch wußte ich christliche Grundsätze anders mitzutheilen, als indem ich eine gute Schrifterkenntniß anbahnte. Ich gestehe es, daß ich diesen Punkt auf's eifrigste getrieben und ihn aus allen Kräften gefördert habe. Meine Schwestern und ich unter=

richten die Kinder allemal selbst an jedem Sonntage, ausgenommen die paar Wintermonate, da wir abwesend sind. Indem wir etwa 13 Stunden außer Hause zubringen, haben wir es immer möglich zu machen gewußt, zwey Schulen am selben Tage zu besuchen und sie zu ihren verschiedenen Kirchen zu führen. Als wir mehr Schulen hatten, besuchten wir sie gemeiniglich Sonntags. Die einzigen als Lehrmittel gebrauchten Bücher sind zwey kleine Schriftchen; das eine heißt: „Fragen für die Mendip-Schulen" (bey Hatchard zu haben) und: „Der kirchliche Katechismus". Diese sind in Rahmen gefaßt und ein halb Dutzend hängt an den Wänden umher. Der Katechismus, in kurze Fragen und Antworten zerlegt, die Fibel, der Psalter, Common-Prayerbook, neues Testament, Bibel — sind unser ganzer Bücherschatz. Die Kleinen lernen Watt's Hymnen auswendig. Jeden Sonntag wird die Kollekte gelernt. Gewöhnlich lernen sie auch die Bergpredigt, einige andere Kapitel der heiligen Schrift und einige Psalmen. Da es sich herausstellte, daß die Kinder, was sie in der Schule gelernt, zu Hause durch die Unwissenheit und Gottesvergessenheit der Eltern wieder einbüßten, verfiel ich darauf, in einer der größeren Gemeinen, die letzten einzuladen, sich um sechs Uhr Abends am Sonntage auch einzufinden und, mit den älteren Schülern, eine Stunde in der Schule zuzubringen.

Es wird eine einfache gedruckte Predigt und ein gedrucktes Gebet mit ihnen gelesen und dann ein Psalm gesungen. Es ist nicht mein Geschmack der mich zu letztem bewogen, denn unglücklicherweise habe ich keine Freude an Musik; da ich aber inne geworden, welche Hülfe zur Andacht sie Andern ist, glaubte ich recht zu thun, wenn ich diesen Brauch einführte.

Viele Jahre hindurch habe ich fast zweyhundert Bibeln, Common-Prayerbooks (Gesangbücher) und neue Testamente vertheilt. Die Armen lesen lehren und sie ohne heilsame Bücher lassen, ist mir immer als eine große Verkehrtheit erschienen, und diese Ansicht war es, die mich bewog, dem mühsamen Unternehmen der wohlfeilen Volksschriften (Cheap Repository Tracts) mich zu unterziehen. In einigen Gemeinden, wo die Zahl der Armen sehr groß ist, wie in Cheddar und in den armseligen Bergdörfern Shipham und Rowbarrow, habe ich, mit nicht geringen Unkosten meinerseits, freundschaftliche Hülfsvereine unter armen Frauen eingerichtet, welche sich als überaus zweckmäßig zur Abhülfe der dringendsten Noth bey Kranken und Wöchnerinnen in Zeiten des Mangels erwiesen haben. Wir haben in einer einzigen Gemeine einen Grundstock von 200 bis 300 Pfund Sterling (in den andern nach Verhältniß) angesammelt; dies Kapital habe ich in Staatspapieren belegt. Die ver-

storbene Gutsbesitzerin von Cheddar, Mrs. Bouverie, die sich bey Lebzeiten stets als eine gütige Wohlthäterin meiner dortigen Anstalten erwiesen hatte, hinterließ bey ihrem Absterben zwey Vermächtnisse, deren eines dem Vereine, das andere der Schule zu Gunsten kommen und die zugleich ein Zeugniß für die Nützlichkeit beyder ablegen sollten. Wir haben jährlich zwey kleine Festlichkeiten für die Kinder und die armen Frauen dieser Vereine, welchen stets eine nicht geringe Anzahl Besuchender aus dem Landadel und der Geistlichkeit beywohnen.

Bey einer dieser Versammlungen gab Hr. Bere öffentlich die Erklärung ab, daß er jetzt, seit Einrichtung der Schulen, in Ruhe zu Mittag speisen könne, dahingegen er früher wohl zehn Verhaftsbefehle auszuschreiben gehabt, wenn er jetzt kaum um zwey angegangen werde.

Ich nehme mir die Freyheit, Euro Gnaden die Schulgesetze beyzulegen, die nie abgeändert worden sind und möchte Dieselben auf die (in den öffentlichen Blättern abgedruckten) Zeugnisse der Kirchenvorsteher und vornehmsten Einwohner einiger jener Kirchspiele hinweisen, wo mein Verfahren am meisten ist angefeindet worden. Sie werden so sich am besten überzeugen können, ob ich in Uebereinstimmung mit dem Geistlichen zu handeln pflegte, und ob meine Schulen von irgend einigem Nutzen gewesen sind, um die Sittlichkeit des gemeinen Mannes zu heben und ihn zum Kirchenbesuche heranzuziehen.

Meine Schulen haben sich stets der vollen und ehrenvollen Zustimmung des verstorbenen Bischofs, Ihres Vorgängers, zu erfreuen gehabt, von der neuere Belege in meinen Händen sich befinden. Es scheint nicht, als ob irgend jemand von den Personen, die dagegen geschrieben (Herrn Bere ausgenommen), jemals eine der Schulen selbst in Augenschein genommen habe. Ich bin es nicht gewohnt, mich auf Andere hinsichtlich meines Karakters zu berufen; ich bin es auch nicht gewohnt, selbst ihn rechtfertigen zu müssen; allein es ist wohl natürlich, daß ich nicht wünschen kann, man möge sich in dieser Beziehung Auskunft bey mir völlig Unbekannten, oder gar bey meinen offenkundigen Feinden erholen. Meine Freundschaften und Verbindungen fanden nicht statt unter dem, irgend wie verdächtigen Theile der Menschheit. Meine Anhänglichkeit an die Staatskirche ist und war stets unbedingt, herzlich, und bis vor kurzem unverdächtigt. Ihren Lehren wie ihrer Zucht zolle ich die vollkommenste Beystimmung. Ich habe die Ehre gehabt, lange mehre ihrer ausgezeichnetsten Würdenträger unter meine besonderen Freunde zu zählen.

Nur zu sehr empfinde ich die Schwäche und Gebrechlichkeit meines eigenen Wesens, als daß ich nicht bereit seyn sollte zu gestehen, daß viel Irrthum und Unvollkommenheit sich meinen Bestrebungen, etwas Gutes zu wirken, sollten beygemischt haben. Allein es würde nur eine falsche

Demuth seyn nicht zu sagen, daß mein ganzes Tichten und Trachten, nach bester Einsicht und Kraft, auf das beste Ziel gerichtet gewesen sey. Mein Fall ist so einzig in seiner Art, daß nicht allein ich mich der mir zugeschriebenen Beweggründe und Handlungen völlig schuldlos weiß, sondern mir auch bewußt bin, daß alle Anstrengungen meiner freylich geringen Kräfte geradeswegs auf das umgekehrte Ziel hingerichtet gewesen sind. Der erleuchtete Sinn Eurer bischöflichen Gnaden wird mir gerade das in Rechnung zu bringen wissen (was bey einem Richter gewöhnlichen Schlages vielleicht meiner Sache den meisten Vorschub gethan haben möchte), daß ich nämlich absichtlich vermieden habe, das Verfahren und die Beweggründe meiner Widersacher einer scharfen und tiefer eingehenden Beleuchtung zu unterwerfen.

Ich möchte mich getrost auf jeden unbefangenen Richter berufen, ob in einem so schwierigen und umfangreichen Unternehmen, während ich von allen Schulen fünf, zehn, ja funfzehn Meilen entfernt wohnte, es zu verwundern sey, wenn ich zuweilen (es geschah nicht oft) in den Werkzeugen, deren ich mich bediente, mich vergriffen habe. Die wachsamste Vorsicht konnte nicht mehr thun als sie entlassen, so bald sie sich als unpassend erwiesen hatten. In einigen wenigen Fällen, da ich keine Tauglichen am Orte finden konnte, habe ich Fremde angestellt.

allein im Allgemeinen wurden die Lehrer aus der Gemeinde selbst genommen, auf die Empfehlung des Geistlichen oder der vornehmsten Einwohner, oder auch beyder. Alle Unterlehrer in Blagdon sind durch Herrn Bere empfohlen worden. Der mißfällige Schullehrer in Wedmore hatte die Weisung erhalten, seinen Platz zu verlassen, sobald ich von London zurück sey, gleich nachdem die Klage bey mir eingelaufen war; auch verließ er den Ort, sobald seine Frau ihr Wochenbette abgehalten hatte. Ich glaubte in ihm einen vielversprechenden Mann gefunden zu haben. Ich fand ihn zu Bristol, ein kleines Geschäft treibend, nachdem es ihm mit einem größeren mißglückt war; er war dort ein thätiges Glied des Korps der Freywilligen und einer der Steuereinnehmer bey der Gemeine.

Es bedarfs nicht, daß ich Euro Gnaden darauf hinweise, wie die Ungebildeten, wenn sie eine religiöse Richtung nehmen, der Schwärmerey und dem Sektenwesen leichter anheimfallen, als die Besser-Unterrichteten. Auch haben sie eine plumpe Art ihre religiösen Gefühle darzulegen, die oft wie Schwärmerey aussieht, eigentlich aber nur Unbeholfenheit und Rohheit ist. Allein ich bin überzeugt, daß Euro Gnaden dies nicht als einen Grund werden geltend machen wollen, weshalb man die Armen ohne alle religiöse Belehrung lassen solle. Daß die Kenntniß der heiligen Schrift

die Menschen einerseits mehr den Täuschungen des Fanatismus, andererseits den Gefahren des Jakobinerthums blosstellen sollte, klingt so unwahrscheinlich, daß ich vielmehr glaube, das Gegentheil habe alle Wahrscheinlichkeit für sich. Ich will dem Schwarmgeist nicht das Wort reden — ich fürchte ihn. Allein darf die Möglichkeit, daß einige Wenige Schwärmer werden könnten, in der That als ein Argument geltend gemacht werden, Alle thatsächlich dem Laster und der Barbarey preis zu geben?

In einem der vornehmsten gegen mich gerichteten Flugblätter wird behauptet, daß meine Schriften eigentlich durch Henkershand sollten verbrannt werden. In vielen derselben wird gesagt, daß meine Grundsätze, wie meine Handlungen verderbt und unheilbringend in ungewöhnlichem Maaße seyen. Wenn die groben Verbrechen, deren man mich anschuldigte, wahr wären, so wäre ich nicht allein unwerth, daß man mir erlaubte, arme Kinder lesen zu lehren, — nein, ich wäre nicht werth, irgendwie noch in der Gesellschaft geduldet zu werden! Sollten hingegen die gewichtigsten dieser Anschuldigungen sich als unwahr erweisen, müßte nicht dies die Voraussetzung wecken, daß die geringeren eben so unbegründet seyen? Es giebt kaum irgend einen noch so verderblichen Beweggrund, noch eine so bodenlose Heucheley, die man meinen Plänen nicht hat

unterschieben wollen; doch habe ich weder meinen Einfluß noch mein Vermögen dadurch vergrößert. Ich gehöre nicht dem Geschlechte an, das Beförderung zu erwarten hat, noch ist mir die Gemüthsart zu Theil geworden, die um Gunst buhlt, noch bin ich so unbekannt mit der Menschheit, daß ich Lob zu ernten trachten sollte durch Mittel, die des Erfolgs verfehlen müßten —; wenn ich vielleicht auch nicht auf eine solche Häufung von Schmach gerechnet haben mag. War Eitelkeit mein Beweggrund, so ist sie gründlich bestraft worden; — wenn Heucheley mich getrieben, so eile ich rasch einem Richterstuhle entgegen, vor dem jede menschliche Meinung wahrlich zu leicht wiegen mag — vor dem aber auch freylich zu einem Nichts zusammenschrumpft das Opfer, das ich berufen ward darzubringen an Gesundheit, Friede und gutem Namen.

Und nun, Euro Gnaden, komme ich zu dem, was das Endziel dieses nur zu langen und langweiligen Schreibens von Anbeginn gewesen ist — das Ersuchen, Euro Gnaden wollen mir Ihren Willen eröffnen! Ich habe eine zu hohe Meinung von der Tiefe Ihrer Weisheit und der Aufrichtigkeit Ihres Gemüthes, um irgend wie die Gerechtigkeit Ihres Entschlusses in Zweifel zu ziehen; auch weiß ich zu gut, was ich der hohen Stellung, die Sie einnehmen, schuldig bin, um mich Ihrem Ansehen

entziehen oder Ihren Befehlen Widerstand entgegen setzen zu wollen. Ist es Ihr Wille, daß meine übrigen Schulen aufgelöst werden sollen, so kann ich wohl Ihre Entscheidung beklagen, allein ich werde ihr mich unterwerfen. Meine innige Ehrfurcht vor den Gesetzen und Einrichtungen meines Vaterlandes erfüllt mich mit einer angemessenen Ehrerbietung gegen alle verfassungsmäßig angestellten Behörden, sey es in der Kirche, sey es im Staate. Kann es mir nicht gestattet werden, den Ueberrest meines Lebens (welches fast durch diese verlängerten Angriffe vernichtet worden) einigermaßen in nützlicher Thätigkeit zuzubringen, so will ich doch mindestens meinen Anklägern ein Beyspiel des Gehorsams gegen jene Vorgesetzten geben, welchen Gott Gewalt über mich verliehen hat, und denen, nächst Ihm, ich zu gehorchen mich verbunden achte. Ich habe die Ehre zu seyn mit der allertiefsten Ehrfurcht Euro Gnaden

allerergebenste
Hanna More.

Anlage B.

Die politischen Dorfkannengießer.

Allen
Handwerkern, Tagelöhnern und Ackerleuten Großbritanniens
gewidmet von Wilhelm Span, einem Dorftischler.

„Wir dürfen es als ein Vorrecht betrachten, daß uns Regeln gegeben sind in den Dingen, über welche unser Verstand sonst durch die verschiedenartigsten Vermuthungen und Zweifel sich hindurchzukämpfen haben würde. Was aber die Freude daran betrifft, bekenne ich, daß ich so wenig von einem thörichten Verehrer jenes Volksgötzen, Freyheit, an mir habe, daß ich mir kaum irgend eine Art Gehorsams denken kann, der qualvoller sey als eine ungezügelte Freyheit. Gäbe es keine wahrhaften Bande der Obrigkeit, der Gesetze, der Frömmigkeit, der Vernunft in den Herzen, so würde ein Jeder einen Thoren, nein, einen wahnsinnigen Tyrannen an seinem eigenen Selbst als Herrn über sich haben, der ihm mehr Kümmernisse bereiten würde, als es Dornen und Disteln für Adam gab, da er zu gleicher Zeit frey ward von der Seligkeit und den Schranken des Paradieses, und nun in der Wildniß ein größerer Sklave ward, als er es in der Beschränkung gewesen.“ Dr. Hammond.

Ein Gespräch zwischen Hans Amboß, dem Hufschmidt, und Thoms Kelle, dem Maurer.

Hans. Was giebt's, Thoms. Warum schaust' so finster?

Thoms. Finster, ja wohl — hab' auch freylich Ursach dazu.

Hans. Wie? ist die alte Mähre todt? — oder keine Arbeit vorhanden?

Thoms. Nein, nein, Arbeit genug, hätt' man nur Muth dazu.

Hans. Was liest' denn da für ein Buch? Warum siehst du denn aus wie ein begoßner Pudel?

Thoms (in's Buch blickend). Grunds genug! Nun, ich finde hier, daß ich sehr unglücklich bin, sehr elend, was ich wohl nimmer erfahren hätte, wär' ich nicht auf dies Buch gestoßen. O, 's ist ein gar trefflich' Buch.

Hans. Ein gut Zeichen doch, daß du nimmer deines Unglücks bist inne worden, bis du in's Buch darnach geguckt hast. Nun, warum handelt's sich denn?

Thoms. Worum? mir fehlt Freyheit!

Hans. Freyheit? ja das ist schlimm! — Aber wie? hat denn Einer einen Freyzettel auf dich? Komm, Junge, sey lustig, ich will Bürge für dich seyn. Bist ein ehrlicher Gesell im ganzen, wenn du auch mitunter ein bischen zu viel im blauen Engel schwatzest und nippst.

Thoms. Nein, nein! ich muß eine neue Konstitution haben!

Hans. Wirklich? ich dachte, du wärst so ein kerngesunder Kerl. Ja, da schicke doch nur lieber gleich zum Doktor.

Thoms. Ach was! ich bin nicht krank am Leibe — des Staat ist's! — eine Konstitution, eine Verfassung mein' ich, die müssen wir haben. Freyheit, Gleichheit und die Menschenrechte und die Grundrechte und alle möglichen anderen Rechte dazu.

Hans. Na, nun versteh' ich dich. Was? bist ein Gleichmacher und ein Republikaner — ein Communist und Socialist geworden — hm?

Thoms. Ich bin ein Volksfreund. Eine Reform will ich, eine Verbesserung.

Hans. Nun, der kürzeste Weg ist, dich selbst zu bessern.

Thoms. Aber ich will eine allgemeine Verbesserung.

Hans. Nun, dann mag ein jedermann einen bessern, d. h. sich selbst.

Thoms. Pah! Ich will Freyheit und Glückseligkeit, wie sie's in Frankreich haben.

Hans. Was, Thoms, wir ihnen nachäffen! wir die Franzen nachahmen? Je, sie haben all den Lärm zuerst ja nur angezettelt, um das zu werden, was wir bereits sind; und wie gesegnet muß dies

Land seyn, da es im wirklichen Besitz von dem allen ist, was jene durch alle ihre Wühlereyen und Schlächtereyen zu gewinnen hofften. Ihnen nachahmen — na, das sollte uns fehlen! Nein, lieber holt' ich mir doch bey den Schwarzen Gelehrsamkeit und bey den Türken Gottesfurcht, als daß ich bey den Franzen mir Glück und Freyheit suchte.

Thoms. Was meinst du damit? Sind die Franzosen denn nicht frey?

Hans. Frey? nun ja, frey mit 'nem Haken dran. Sie sind alle so frey, daß niemand mehr sicher ist. Sie sind frey genug zu rauben, wo sie wollen und zu tödten, wen sie wollen. Wenn ihnen eines Mannes Nase nicht gefällt, so sind sie so frey, ihn ohne Richter und Geschworne an den ersten besten Laternenpfahl zu hängen. So nennen sie sich denn frey, weil, wie du siehst, sie kein Gesetz mehr haben, das sie verurtheilen, und keinen König, der sie dafür aufgreifen und hängen lassen dürfte.

Thoms. Aber, Hans, hat nicht ihr König früher auch die Leute so um nichts und wieder nichts hängen lassen? Und dann, waren sie nicht alle Papisten vor der Revolution?

Hans. Nun ja; freylich hatten sie nur ein armselig Ding von Religion — aber schlecht ist besser als gar nicht. Auch war die Regierung arg genug; denn sie konnte einen Unschuldigen in's Gefängniß werfen und ihn darin lassen dazu,

so lange sie wollte, und hatte nicht einmal nöthig zu sagen: mit eurer Erlaubniß, ihr Herren Geschworne. Allein, was geht das alles uns an?

Thoms. Uns? Je nun, sperren unsere Behörden nicht auch viele arme Schelme in's Gefängniß ganz gegen deren Willen? Was sollen auch alle diese Kerker? ich sage: alle Menschen sollten frey seyn.

Hans. Hör', Thoms, ein paar solcher Spitzbuben in's Gefängniß gesteckt, da verhalten sich die andern desto ruhiger, und dann können die ehrlichen Leute sicher an ihr Geschäft gehen, und haben niemand zu fürchten. Das ist die rechte Art frey zu seyn. Und laß mich dir's sagen, Thoms, du und ich wir werden eben so wohl von unseres Gleichen gerichtet, als ein Lord von seinen Pairs, die auch seines Gleichen sind. Nun, und der König selbst darf mich nicht ins Gefängniß schicken, wenn ich nichts Böses thue, — und thue ich Böses, da geschieht mir ja nur mein Recht. Ich kann mit Sir John, dort im großen Schlosse, eben so gut zur Klage gehen, und er darf seinen kleinen Finger eben so wenig gegen mich aufheben, als wär' ich seines Gleichen. Ein Lord wird gehängt, wenn er's verdient hat, eben so wohl wie du und ich, wenn wir in gleichem Falle wären. Und — wenn dich das trösten kann, so laß dir sagen, daß ein Pair des Reichs gehängt worden, weil

er seinen Diener erschlagen, ganz eben so wie der Diener hätte hängen müssen, wenn er seinen Herrn erschlagen hätte.

Thoms. Ein Lord! nun, das ist wirklich ein kleiner Trost, gewißlich. Aber hast du die: Rechte des Menschen gelesen?

Hans. Nein, ich nicht; auch möchte ich lieber die Hälfte gelesen haben von den: Pflichten des Menschen. Ich habe nur wenig Zeit zum Lesen, und deshalb sollten wir Alle, die eben so gestellt sind, nur ein Stück vom Besten lesen.

Thoms. Ach, komm mir nicht mit dem alten verschimmelten Kram. Warum sollten wir nicht eben die schönen Sachen haben, wie sie's in Frankreich jetzt haben? — Ich bin für die Konstitution, und für die Organisation und den Communismus, und das Egalisiren und das Fraternisiren u. s. w.

Hans. Nur ruhig. Nun, Thoms, nehmen wir einmal an, diese unsinnige Gleichmacherey würde zu Stande gebracht; — aber, die würde nicht vorhalten, bis man ein Vaterunser gesagt hat. Oder, gesetzt auch, sie dauerte an — gesetzt unsere neuen Gewalthaber gäben in der allgemeinen neuen Gütervertheilung jedem von uns einen oder einen halben Morgen Landes. Da könnten wir freylich Kartoffeln darauf bauen; da aber jedermann beschäftigt seyn würde für die Seinigen Kartoffeln zu ziehen — wenn sich's nun begäbe, daß dir etwa der

Spaten abbräche, da könnte ich, dessen Handwer es sonst ist, dir ihn dann nicht mehr zurecht machen. Nachbar Schnip würde keine Zeit haben, uns ein paar Hosen zu machen, der Tuchmacher keine, das Tuch zu weben; denn Alle wären mit Graben beschäftigt. Was nun gar Schuh und Stiefel betrifft, so würde der Mangel von Leuten, die sie für uns machen, ein weit größerer Uebelstand seyn, als der Zoll auf das Leder gewesen. Würden wir krank, da gäb's keinen Doktor und keine Arzeney für uns — denn Doktor und Apotheker wären auch Graben gegangen. Und wenn die Nothwendigkeit nicht triebe und es keine Ungleichheit gäbe, so würden wir keinen Schornstein und keinen Kamin gefegt bekommen, noch eine Ladung Steinkohlen erhalten und böten wir auch alles Geld der Welt dafür.

Thoms. Aber dennoch würd' ich niemand über mir haben.

Hans. Da bist du sehr im Irrthum. Ich bin stärker als du, und Sanders, der Zolleinnehmer, ist viel unterrichteter, als wir Beyde; so würden wir auch nicht eine Minute lang gleich seyn und bleiben. Ich würde dich körperlich unterkriegen und er mit seinem Witze über dich siegen. Und wenn nun so ein stämmiger Bursche, wie ich bin, käme, und risse dir deinen Zaun weg zur Feuerung, oder holte dir deine Kartoffeln von deinem Felde weg,

da bin ich gar nicht sicher, daß diese neugebacknen Gesetze dir zu deinem Rechte verhelfen würden. Ich sage dir, Thoms, wir haben schon eine wackere Verfassung, und unsere Vorfahren haben das auch gewußt.

Thoms. Sie waren eine Hetze Narren und hatten nie die Menschenrechte gelesen.

Hans. Ich will dir eine Geschichte erzählen. Als Sir John sich verheirathete, wollte seine Gemahlin, die voller Grillen ist und alles nach französischem Schnitte haben möchte, ihn durch Bitten bewegen, jenes schöne stolze Schloß dort niederzureißen und ein neues nach ihrem Flittergeschmacke dafür wiederaufzubauen. Nein, sagte Sir John, wie? soll ich diesen stattlichen Bau niederbrechen, den die Weisheit meiner tapferen Vorfahren aufgerichtet hat? der die bürgerlichen Kriege ausgehalten und nur einer kleinen nothwendigen Ausbesserung zur Zeit der (englischen) Revolution bedurft hat? Ein Schloß, das alle meine Nachbarn sich zum Muster nehmen — soll ich's ganz und gar niederreißen, weil etwa ein dunkles Kämmerchen darin sich finden mag, oder ein unbequemer Durchgang, oder etwa ein oder zwey unwohnliche Gemächer? — Unsere Voreltern ließen sich Zeit bey dem was sie thaten. Sie verstanden sich darauf, einen vesten Unterbau zu legen; — nichts von euren kleinlichen leichten

Latten- und Mörtel-Pfuschwerk-Häuserchen, welche über Tag aufschießen und über Nacht zusammenfallen wie die Pilze. Mylady schmollte und maulte — aber das Schloß blieb stehen; und ein stattlich Gebäude ist's — obwohl's einen kleinen Fehler haben mag oder zwey, und hie und da eine Ausbesserung noth thut. Und so bessern sie auch dann und wann daran aus und werden bis zum Ende der Tage damit fortfahren, wenn sie Zeit haben und man sie nur ruhig gewähren läßt. Aber nichts von Niederreißen in Bausch und Bogen. Und was verlangst denn du, Thoms?

Thoms. Je nun, eine vollkommene Regierung.

Hans. Nun, da könntest du eben so gut nach dem Monde verlangen. Es giebt nichts Vollkommenes auf dieser Welt, da hast du mein Wort darauf, obgleich Sir John sagt: wir seyen näher daran als irgend sonst ein Land der Welt.

Thoms. Ich sehe aber nicht ein, warum wir wie die Sklaven arbeiten sollen, während Andere in Wagen herumkutschiren und sich vom Fette des Landes mästen und nichts thun.

Hans. Mein kleines Mädel brachte mir vor einiger Zeit ein Geschichtsbuch aus der Sonntagsschule mit nach Hause, darin steht so ein Stück von einer Fabel vom Bauch und den Gliedern. Die Hände sagen: Wir wollen nicht länger

arbeiten, um diesen trägen Bauch zu ernähren, der so stattlich wie ein Lord dasitzt und nichts thut. Die Füße sprechen: Wir wollen nicht länger gehen und uns müde schleppen, um ihn umher zu tragen — mag er für sich selbst sorgen. So sagen alle Glieder, gerade wie eure Sozialisten und Republikaner jetzt es thun. Und was war die Folge? Nun, der Bauch wurde freylich gezwickt und magerte ab dabey, allein die Hände und Füße und alle übrigen Glieder litten so sehr unter dem Mangel der gewohnten Nahrung, welche der Bauch all die Weile in aller Stille verarbeitet und ihnen zugeführt hatte, während sie ihn beschuldigten in müssiger Ruhe dazusitzen, daß sie alle erkrankten, abfielen, und gestorben seyn würden, wenn sie sich nicht noch eben eines Besseren besonnen, ehe es zu spät war, um ihr Leben zu fristen — — und ich hoffe, das werdet ihr Andern auch noch thun.

Thoms. Allein die drückenden Zeiten — die schweren Abgaben! Hans!

Hans. Gewiß, alles ist theuer: allein Aufruhr und Mord ist nicht der Weg es wohlfeiler zu machen. Die Abgaben sind hoch, allein ich höre, daß viel alte Schulden abbezahlt werden und noch dazu nicht von denen, die sie dem Staate aufgeladen haben. Ueberdies, Thoms, hoffe ich, daß die Sachen sich zum Bessern anlassen, und was geschieht, geschieht dem gemeinen Manne zu Nutz.

Und ich möchte wohl behaupten, daß wenn der ehrliche Mann (Pitt), der jetzt an der Spitze der Verwaltung steht, nur nicht durch euch Unruhstifter gestört wird, die Dinge von Tag zu Tage besser gehen werden. Eins aber merke dir wohl: je mehr Krawall wir machen, desto mehr haben wir zu zahlen; je mehr Unfug getrieben wird, desto mehr kostet die Herstellung; je mehr Zeit wir verschwenden dem öffentlichen Unrecht zu steuern, desto mehr wird unser persönlicher Mangel anwachsen. Und das bedenke auch noch, daß nicht das Murren, sondern das Arbeiten es ist, was unseren Kindern Brod in ihre Mäuler und uns selbst eine neue Jacke auf den Buckel schaffen muß. Bedenke ferner, daß wir nicht denselben Grund zur Klage haben wie die Franzosen: in Frankreich bezahlten die Armen alle Abgaben, wie ich mir habe sagen lassen, und die Vornehmen zahlten nichts.

Thoms. Gut, ich weiß auch schwarz von weiß zu unterscheiden eben so gut wie ein Andrer; und ich kann eben so gut regieren — —

Hans. Nein, Thoms, nein, und abermal nein. Du bist in der That eben so gut wie jeder andere Mann, denn du hast Hände, die arbeiten können und eine Seele, die gerettet werden mag. Aber sind alle Menschen denn geschickt zu allerley Dingen? Salomo spricht: „Wie kann der Weisheit vorbringen, der nur von Ochsen zu sprechen weiß?“

Jeder in seiner Art. Ich bin ein besserer Richter über ein Hufeisen als Sir John; aber er versteht sich besser auf Staatsangelegenheiten denn ich; und ich mag seines Amtes so wenig entrathen, als er sich ohne meine Hufschmiede behelfen kann. Ueberdies sind Wenige nur so arm, daß sie nicht ihre Stimme für eine Parlamentswahl abgeben dürften; und so siehst du, daß die Armen gerade so viel Antheil an der Regierung haben, als sie zu handhaben verstehen.

Thoms. Aber ich sage: alle Menschen sind einander gleich. Warum sollte Einer über den Andern seyn?

Hans. Wenn das deine Rede ist, Thoms, so haderst du mit der Vorsehung und nicht mit der Regierung. Denn das Weib steht unter ihrem Manne, die Kinder unter der Mutter und der Diener unter seinem Herrn.

Thoms. Allein der Unterthan steht nicht unter seinem König. Alle Könige sind „gekrönte Räuber", und alle Regierungen sind niederträchtig. Was mich betrifft, ich bin vest entschlossen keine Steuern mehr zu zahlen.

Hans. Thoms, Thoms! wenn du öfter zur Kirche gingest, würdest du wissen, wo es geschrieben steht: „Gieb dem Kaiser, was des Kaisers ist" — und ferner: „Fürchtet Gott, ehret den König." Euer Buch sagt euch, daß wir keiner Regierung

zu gehorchen haben als der des Volks; und daß wir die Regierungen absetzen und verändern mögen nach unserm Belieben. Allein mein Buch sagt mir: „Ein Jeder sey unterthan der Obrigkeit, die Gewalt hat über ihn, denn es ist keine Gewalt als von Gott; die Obrigkeit ist von Gott verordnet. Wer also der Obrigkeit widerstehet, der widerstehet Gott.“ Du sagst, du willst keiner von ihnen die Steuern entrichten. Weißt du, wer es ist, der lieber ein Wunder verrichtete, auf daß er Geld habe den Zins zu entrichten, als daß er dir und mir ein Beyspiel des Ungehorsams gegen die Regierung gegeben hätte? Ein Beyspiel, sag' ich dir, mehr werth als hundert Vorschriften, und dem kein Menschenwitz je den Gehalt verkürzen wird. Und da ist noch ein anderer Umstand aller Beherzigung werth. Als St. Paulus alle diese Lehren gab (in seinem Römerbriefe), Lehren des Gehorsams und der Unterwürfigkeit; was meinst du wohl, was für eine Art von König sie damals auf dem Throne hatten? Glaubst du, daß es etwa ein Heiliger gewesen, dem zu gehorchen ihnen so ernst empfohlen worden?

Thoms. Nun, es war gewiß ein guter, barmherziger, mitleidsvoller König, der niemand in den Kerker warf oder gar zum Tode verurtheilte?

Hans. Da bist du weit von der Fährte. Unser Pfarrer sagt: er war ein Ungeheuer —

er beraubte die Reichen und ermordete die Armen — steckte seine eigene Hauptstadt, so schön wie unser London, in Brand — geigte zu den Flammen und hernach hängte und verbrannte er die Christen, die alle arm waren, als hätten sie die Stadt angezündet. *) Da findet sich aber keine Spur von Aufruhr. Die Abgaben sind bewilligt, Thoms, die Gesetze sind aufgerichtet —; ein Christ hat keine Wahl, ob er gehorchen wolle oder nicht. Doch wir haben nicht so schwere Prüfungen zu bestehen. Wir haben einen König, der gerade das Gegenstück zu Jenem ist.

Thoms. Ich sage, wir werden nimmer glücklich seyn, wenn wir's nicht machen, wie's die Franzosen gemacht haben.

Hans. Wenn die Franzosen und wir mit einander über Freyheit streiten, so ist's gerade so, als wollten du und ich einen Wettlauf halten, du eben vom Abgangspunkte ablaufend, während ich bereits das Ziel erreicht hätte — du noch den ganzen Weg zu durchmessen habend und ich bereits angelangt. Je, Junge — wir haben keinen Lauf mehr zu halten, wir haben's bereits gewonnen, das Ziel! Unsere Verfassung ist so wenig der ähnlich, welche die Franzosen gehabt haben, als eine Kanne unseres kräftigen Porter's einem Napf ihrer Fastensuppe.

*) Kaiser Nero.

Thoms. Ich weiß, daß wir alle unglücklich sind, wenn wir keine neue Verfassung bekommen — und damit Punktum.

Hans. Und ich weiß, wir sind verloren, wenn wir eine bekommen. Ich verstehe gerade nicht viel von Politik, allein ich erkenne am geringen, was im großen statt findet. Um dir nun den Stand des öffentlichen Credits zu beweisen, wie Sanders es nennt, so hör' dieses: Da ist der Pächter Furche — der hatte vor ein paar Jahren so circa 50 Pfund Sterling übergespart; um die sicher zu stellen, legte er sie in Staatspapieren an, wofür die Regierung Sicherheit leistet. Nun gut; einen dieser Tage will er eine seiner Töchter verheirathen und denkt ihr die 50 Pfund Sterling als Heirathsgut mitzugeben. Thoms, so wahr ich lebe! hat er nicht für seine 50 Pfund beynahe 100 bekommen! und das Hundert wäre voll geworden zu dieser Stunde, wenn sie den Herrn (Minister) nur hätten machen lassen.

Thoms. Gut, aber ich komme doch auf den alten Satz zurück — ich möcht' es so machen, wie sie's in Frankreich machen.

Hans. Wie, hast du Lust, mit so wenig Umständen getödtet zu werden, wie Meister Haublock ein Kalb abschlachtet? oder möchtest du bey jeder kleinen Katzbalgerey mit deinem Weibe auseinander laufen wollen? Und was Gewissens-

freyheit betrifft, nun da haben sie ihre Pfarrer weggejagt (ja, und einige sogar gemordet) weil sie nicht das beschwören wollten, was sie verlangten. Und dann schwatzen sie auch von Preßfreyheit und neulich haben sie erst einen Mann aufgehenkt, weil er ein Buch gegen dies hübsche Stück Regierung geschrieben hatte.

Thoms. Aber du hast ja selbst gesagt, es wären schlimme Zeiten in Frankreich gewesen, ehe sie das alte Regiment umstießen.

Hans. Gut, aber zugegeben, daß die Franzen eben so sehr im Rechte waren, als ich sie im Unrecht glaube, was beweiset das für uns? — Weil mein Nachbar Furche seine alte baufällige Kathe niederreißt, folgt daraus, daß ich mein schmuckes, warmes Häuschen anstecken muß?

Thoms. Ich sehe aber immer noch nicht ein, weshalb ein Mann in einem Prachtwagen mit Sechsen fahren soll, indeß der Andere die Landstraße für ihn ausbessern muß?

Hans. Ich sehe eben so wenig wie du ein, weshalb ein Mann in der Kutsche den Fußgänger überfahren oder ihm sonst ein Haar krümmen soll. Aber was unsere vornehmen Leute angeht, auf die ihr Gleichmacher einen so gewaltigen Zahn habt — da will ich nun gerade nicht behaupten, daß sie um eines Haares Breite besser sind, als sie seyn sollten — da mögen sie zusehen, das haben sie selbst zu

verantworten. Gewiß, ich möchte wünschen, daß sie uns ein besseres Beyspiel gäben im Kirchengehen und dergleichen. Doch Sparen und Schätzesammeln ist nicht eben das Laster unserer Zeit — sie häufen ihre Gelder nicht auf — die fliegen umher, und uns und Andern kommt's zu gute. Sie verschwenden freylich ein gut Theil in Bällen und Festlichkeiten, und wär' ich ein Pfarrer, da würd' ich sie nicht dafür loben, sondern sie tüchtig abkanzeln; da ich aber ein armer Handwerker bin, so bringt's mir nur mehr Korn auf meine Mühle. Es kommt Alles unter die Leute. Ihre Verschwendung selbst, um derentwillen die Pfarrer sie schelten sollten, ist ein Fehler, durch den der geringe Mann, wie wir sind, verdient — da beklagt ihr euch also am verkehrten Ende. Ihre Kutschen, ihr glänzender Hausrath, ihre Bauten und Gartenanlagen beschäftigen eine Masse Handwerker und Arbeiter. Nimm nur dies eine wahr, hier im Dorfe, was wären wir ohne die im Schlosse? Freylich ist Mylady etwas zu wanderlustig und fliegt den ganzen Sommer umher, nach Warmbrunn und Salzbrunn, nach Karlsbad und Franzensbad, wenn sie hübsch zu Hause bey Sir John bleiben sollte. Allein wenn sie nun endlich wiederkommt, da bringt sie so viel Gäste vom Adel mit, daß ich die Hüll' und die Fülle mit Hufeisenschmieden zu thun habe, mehr als ich vorkommen kann — und meine Frau mehr Leinen-

zeug zu waschen, als sie zu bestreiten vermag. Ueberdies dienen alle unsere erwachsenen Kinder auf dem Schlosse und machen hübschen Verdienst an Lohn und Trinkgeldern. Unsere kleinen Buben aber verdienen sich zum öftern noch etwas mit Jäten im Garten, und die Dirnen lernen nähen und stricken auf Sir Johns Unkosten — der sie außerdem noch alle zur Sonntagsschule schickt.

Thoms. Ja, aber nicht in jedem Dorfe giebt es solche Sir Johns.

Hans. Desto schlimmer. Doch da haben wir noch eine andere Hülfe. Wie war's, da du vorig Jahr das Bein gebrochen hattest und neun Wochen im Krankenhause zu Bristol lagst, wo man dich pflegte, als wärst du ein Lord gewesen, und deine Familie wurde die ganze Zeit über von der Gemeinde versorgt? Keine Armenunterstützung in Frankreich — und hier, Thoms, werden zwey und eine halbe Million jährlich für die Armen ausgesetzt, — wenn sie nur ein bischen sorgfältiger verwaltet würden.

Thoms. Zwey Millionen und eine halbe?

Hans. Ja wahrhaftig. Und nicht zu zehn Pfennigen reducirt, wie eure französischen Millionen (Franken) sind, sondern zwanzig blanke Schillinge (Englisch) auf's Pfund. Aber wenn diese Gleichmacher, diese Kommunisten nun kommen, da wird's keine Krankenhäuser, keine Spitäler, keine Armenschulen

und keine Sonntagsschulen mehr geben, wo so viel hunderttausend arme Seelen das Wort Gottes umsonst lesen lernen. Denn wer soll's bezahlen? Die Gleichheit kann's nicht aufbringen; und die den guten Willen hätten, haben nicht die Mittel.

Thoms. Aber wir werden dann Einer so gut seyn wie der Andere, das ist doch gewiß.

Hans. Ja, und der Schlimmste wird der Beste seyn. Aber wir werden arbeiten müssen, wie jetzt auch, nur mit dem Unterschiede, daß niemand im Stande seyn wird, uns zu bezahlen. Thoms! ich bin im Genuß des Gebrauchs meiner Glieder, meiner Freyheit, der Gesetze und meiner Bibel. Die beyden ersten betrachte ich als meine natürlichen Rechte; die beyden letzten als meine bürgerlichen und religiösen Rechte: diese, denk' ich, sind die wahren Menschenrechte, und alles übrige ist baarer Unsinn, Wahnwitz und Gottlosigkeit. Mein Haus ist meine Burg; ich sitze darin Abends nieder mit Frieden und Dank gegen Gott und habe niemand zu scheuen. Statt Unzufriedenheit zu nähren, weil ein Andrer reicher ist denn ich in dieser Welt (denn der Neid liegt all jenem Gelüste nach Gleichheit zu Grunde) — lese ich meine Bibel, halte mich zur Kirche, und trachte nach dem Schatze, der mir im Himmel aufbehalten ist.

Thoms. Ja, aber die Franzosen haben ihn schon in dieser Welt zu genießen.

Hans. Es ist alles eine freche Lüge, Thoms. Sir Johns Kellner sagt, daß sein Herr Briefe hat, welche aussagen, daß alles eine bloße Lüge sey. Es giebt da nichts als Hunger, Blöße und Mord. Viele von den armen Soldaten müssen fechten, ohne Nahrung im Leibe und Kleider auf dem Leibe zu haben. Das sind eure Demokraten, Thoms!

Thoms. Wie so! — glaubst du denn etwa, daß alle auf unsrer Seite Schurken sind?

Hans. Nein — keineswegs: — wenn einige der Führer Schelme sind, so sind die Mehrzahl der Geführten — Angeführte — Narren! Sir John, der klüger ist als ich, sagt: das ganze Unwesen sey ein Getrieben-werden der Thoren durch Betrüger. Sie haben fast euch alle zu Narren gemacht, Thoms. Ich will niemand richten, — ich hasse niemand, Thoms. Selbst Republikaner und Kommunisten werden, wie ich hoffe, immer des Schutzes unsrer Gesetze genießen, obgleich ich eben so stark hoffe, daß sie uns nie Gesetze geben werden. Es giebt manche gläubige und fromme Dissenters und manche hohle und faule Glieder der (bischöflichen) Kirche. Ein guter Mensch bleibt ein guter Mensch, mag sein Gotteshaus einen Thurm haben, oder nicht. Der neumodische Weg seine Religion zu beweisen

aber ist der, irgend wen zu hassen. Nun, wiewohl es Leute giebt, die behaupten: einen Papisten oder Nonkonformisten hassen, beweise schon eines Mannes kirchliche Gesinnung — so glaube ich doch nicht, daß dies ausreicht, seine christliche zu beweisen. So sehr ich auch die Werke der Republikaner hasse, so möcht' ich doch nicht in einem Lande leben, wo es keine Gewissensfreyheit gäbe, und wo Jeder seinem Gott nicht auf seine eigene Art dienen könnte. Nun, diese Freyheit hatten sie eben nicht in Frankreich — und die Bibel war ihnen, in einer fremden heidnischen Sprache, wie ein verschlossenes Buch. Während ich hier mich ihres freyen Gebrauchs eben so gut erfreuen mag, wie der Bischof selbst; eben so wenig ohne Ursach in's Gefängniß geworfen werden kann, als der Richter, der mich verhört; und eben so wohl durch die Gesetze in Schutz genommen werde, als das Parlamentsmitglied, das sie machen hilft. Wenn du aber glaubst, daß die neue Ordnung der Dinge dich glücklich machen wird, so sieh dich nur um in deinen eignen Reihen und sag' mir, ob's wohl in der Welt ein trübseligeres und unzufriedeneres Wesen geben mag, als so einen Alles-Gleichmacher. Schau hin nach Frankreich. Diese armen französischen Schelme waren die lustigsten Vögel von der Welt; aber seit die Gleichheit eingeführt ward, hat kein Franze je wieder fröhlich gelacht, wie ich glaube.

Thoms. Was hältst du denn von der französischen Freyheit?

Hans. Daß sie dazu diene, mehr Menschen in einer Nacht hinzuschlachten, als ihr armer König in seinem ganzen Leben verurtheilt hat.

Thoms. Und was hältst' von einem Demokraten?

Hans. Daß er ein Narr ist, der gern sich von einem tausend Tyrannen beherrschen läßt — und doch einen einzigen König nicht ertragen kann.

Thoms. Und was ist Gleichheit?

Hans. Das Recht eines Jeden, einen Jeden herunterzureißen, der über ihm ist; und das Streben, statt die zu erheben, die unter ihm oder seines Gleichen sind, sie als Stufen zu benutzen, um auf die Stelle sich hinaufzuschwingen, von der er Jene heruntergerissen hat.

Thoms. Was sind die neuen Menschenrechte?

Hans. Kampf, Mord und jäher Tod.

Thoms. Was heißt: ein aufgeklärtes Volk seyn?

Hans. Das Licht des Evangeliums auslöschen, recht und unrecht vermengen, schwarz weiß nennen und in pechschwarzer Finsterniß umhertappen.

Thoms. Und was ist Philosophie, von der Tim Sanders so viel Redens macht?

Hans. Glauben daß es weder Gott, noch Teufel, noch Hölle giebt. Eines alten gottlosen Buben verwesende Gebeine wieder ausgraben — (dessen Bücher, wie Sir John sagt, Tausende in's Verderben geführt haben — *) und sein Bild in einer Kirche zur Verehrung aufstellen.

Thoms. Und was ist ein Patriot nach der neuen Schule?

Hans. Ein Mensch, der jedes Land mehr liebt, als sein eigenes Vaterland, Frankreich aber allen vorzieht.

Thoms. Und was ist Wohlwollen?

Hans. Je nun, in der neugebackenen Sprache da bedeutet's Religionsverachtung, Gerechtigkeitshaß, Umsturz der Gesetze, das ganze Menschengeschlecht in Bausch und Bogen abgöttisch lieben und verehren, und jeden Einzelnen insbesondere hassen.

Thoms. Und was meinen die andern grausamen Worte, die Tim Sanders immer im Munde führt: Organisation und Funktion, und Civismus und Egalisirung, und Inviolabilität und Fraternisiren u. s. w.

Hans. Unsinn, Kauderwelsch, baarer Hocus pocus. Ich weiß, daß es kein Englisch ist; Sir John sagt, daß es kein Latein sey, und sein Kammerdiener behauptet, es sey auch ebensowenig Französisch.

*) Voltaire.

Thoms. Und doch sagt Tim Sanders, daß wir hier in England nie glücklich seyn werden, ehe wir diese schönen Dinge nicht auch herüber gebracht haben.

Hans. Wie? in dies christliche Land, Thoms? Wie? — weißt du denn, Thoms, daß sie keinen Sonntag mehr haben in Frankreich? — Ihr Pöbelparlament kommt Sonntags zu seinem gottlosen Werke zusammen gerade wie wir uns in der Kirche versammeln! Sie haben des Herrn Wort und den Tag des Herrn aufgegeben und sie zählen nicht einmal mehr ihre Jahre nach Christi Geburt. Wirst bleich? Mann! Und dann machen die Schurken immer solchen Spektakel in ihrem Parlamentshause, Thoms, daß ihr Sprecher eine Schelle zieht, wie unsre Fußbotenpost, um das Pack in Ordnung zu halten.

Thoms. Und glaubst du wirklich, daß sie so grausam sind, wie Einige behaupten?

Hans. Ich bin's gewiß, und ich will dir auch den Grund davon sagen. Wir Christen setzen hohen Werth auf ein Menschenleben, denn wir wissen, daß jeder unsrer Mitmenschen eine unsterbliche Seele hat, eine Seele, die gerettet werden, oder verloren gehen kann, Thoms. Wer das nun im Ernste glaubt, der ist doch wohl ein bischen schwierig darin, eine Seele so unvorbereitet ihrer großen Rechenschaft entgegen zu senden? — Aber

der, welcher meint, ein Mensch sey nicht besser als ein Hund, wird sich auch eben so wenig ein Gewissen darüber machen, den einen zu tödten, wie den andern.

Thoms. Und glaubst du, daß unsre Menschenrechte all dies gottlose Wesen herbeyführen würden?

Hans. So gewiß, als Eyer — Eyer sind, und ausgebrütet Küchlein geben werden.

Thoms. Da fang' ich doch an zu glauben, daß wir's besser haben, als ich dachte.

Hans. Davon bin ich überzeugt. Das ist nur ein Plan, uns in allen Dingen den Krebsgang machen zu lassen. Das heißt uns arm machen, da wir reich werden können und unbehaglich, da wir's gut haben.

Thoms. Ich fange an zu denken, daß ich doch nicht so gar unglücklich bin, als ich mir eingebildet.

Hans. Mir ist's nicht um's Trinken zu thun, Thoms, du aber magst doch deinen Humpen Bier wohl — und nun, so will ich denn nicht nach Grundsätzen, sondern nach deiner Art, dir den Beweis führen. Wenn alles gleich gemacht ist, da giebt's nirgends mehr Ueberfluß; wenn kein Lohn mehr ist, giebt's kein Getränk mehr — und die Gleichmacherey wird dir mehr deines Ale's rauben, als die Malzsteuer es gekonnt hat.

Thoms. Allein Tim Sanders sagt: wenn wir eine gute Regierung hätten, so würde kein Mangel seyn an irgend etwas.

Hans. Nun, er ist auch einer von denen, die des Königs Brod essen und ihn verrathen: laß ihn seine Stelle aufgeben mit ihrer schönen Einnahme, ehe er wider die Hand ausschlägt, die ihn füttert! — Obwohl ich kein Gelehrter bin, weiß ich doch sehr gut, daß eine gute Regierung ein schön Ding ist. Aber wolle mir nur nicht glaubhaft machen, daß irgend eine Regierung aus einem schlechten Menschen einen guten und aus einem unzufriedenen einen glücklichen machen könne. Worauf sinnst', Thoms?

Thoms. Laß mich die Beweisgründe zusammenstellen, wie sie's bey den Assisen nennen. Jedes Mannes Kehle abschneiden, der nicht denkt, wie ich thue, oder ihn an den nächsten Laternenpfahl henken! Gewissensfreyheit vorgeben und die Pfarrer verbannen, weil sie gewissenhaft gehandelt! Die Preßfreyheit verkündigen — und den ersten Mann, der seine Meinung kund giebt, aufhängen! Unsere Armengesetze einbüßen! Seines Weibes quitt gehen bey jeder kleinen Katzbalgerey, die vielleicht nicht des Nennens werth ist. Ohne Kleider marschiren — und kämpfen ohne Nahrung! Kein Handel — kein Gewerbe — keine Bibel! kein Sonntag — kein Ruhetag! keine Sicherheit, kein Behagen, kein

Friede in dieser Welt — und keine zukünftige Welt in Hoffnung! — Hans, ich weiß, du hast dein Lebenlang keine Lüge gesagt?

Hans. Und möcht's auch nimmer, nicht einmal gegen die Welschen.

Thoms. Und du glaubst, daß wir nicht zu Grunde gerichtet sind?

Hans. Ich will dir sagen, wie wir zu Grunde gerichtet sind. Wir haben einen König, so gut, so liebreich, daß er nimmer dem Volke wehe thun möchte, wenn er auch könnte — und solche Schranken ihm gesetzt, daß er das Volk nicht verletzen könnte, wenn er auch wollte. Wir haben gerade so viel Freyheit, als wir bedürfen, um glücklich zu seyn, und mehr Handel, Güter und Gewerbe, als uns dienlich, um gut zu seyn. Wir haben die besten Gesetze auf der Welt, wenn sie nur strenger gehandhabt würden, — und die beste Religion in der Welt, wenn sie nur besser befolgt würde. So lange Altengland in Sicherheit ruht, will ich mich sein rühmen und für dasselbe beten, und wenn es in Gefahr kommen sollte, so will ich dafür fechten, ja wenn es seyn muß, sterben.

Thoms. Und das will auch ich, Hans — das will wahrlich auch ich: Hoch England! für immer!

Hans. Du bist eine ehrliche Haut, Thoms.

Thoms. Heut Abend ist im blauen Engel Versammlung, und Tim Sanders ist darüber aus, seine Unheilssaat auszustreuen; aber wir wollen hin und dem Gesellen das Handwerk legen — oder er verführt noch die ganze Versammlung!

Hans. Komm mit denn!

Thoms. Nein, noch nicht. Erst will ich das alberne Buch hier verbrennen — und dann will ich ein Freudenfeuer machen, und —

Hans. Nicht doch, Thoms. Es giebt nur ein Ding, das schlimmer ist als ein bittrer Feind, und das ist — ein unvorsichtiger Freund! — Wenn du deine Liebe zu König und Vaterland beweisen willst, so laß uns keine Zechgelage, keine Krawalle und Freudenfeuer anstellen, — aber den Text in's Leben überführen, über den unser Pfarrer am verwichenen Sonntag gepredigt hat: „Trachtet darnach, daß ihr arbeitet mit stillem Wesen und euer eigenes Brod esset, und treibet keinen Vorwitz."

Thoms. Ja, das will ich thun, mein Freund wahrlich! — und nun komm mit mir.

Anlage C.

Karakterschilderungen.

I.

König Georg III.

Wenn es je einen Karakter gegeben hat, gebildet aus den Elementen des Landes, das ihm das Daseyn gab, so war es in der Person unsers nun hochseligen Beherrschers. Unser König bot gerade das besondere Musterbild dar des ächten englischen „Gentlemans", in seinen edelsten und lieblichsten Zügen. Ihm war nicht nur im allgemeinen der Stempel des Briten aufgedrückt — er zeigte auch alle die feineren und zarteren Umrisse und Schattirungen desselben. Auch die Religion seines Landes kam in ihm in ihrer reinsten und edelsten Darstellung zu Tage. Er war Protestant, nicht nur dem Namen nach, auch mit Herz und Seele. Er trat seine Regierung mit einer That der Selbstbeherrschung an,

welche ein viel verheißender Vorbote seiner künftigen Großherzigkeit seyn mußte. Er brachte, in der zartesten Beziehung, der Pflicht die Leidenschaft als Opfer dar. In der Blüthe des Lebens, jung, glühend, und ein König, empfand er, daß es etwas gebe, dem auch Könige sich zu unterwerfen haben — die Gesetze ihres Reiches. Er brachte dies Opfer und ward alsdann dafür belohnt durch den blühenden lieblichen Kranz, den die Familie um ihn bildete, durch den verlängerten Genuß der Segnungen einer anmuthigen Häuslichkeit in ihrer reinsten Gestalt und in der größten Vollkommenheit, die den menschlichen Dingen hienieden nur gestattet seyn mag.

Eine strenge Gewissenhaftigkeit scheint jeden Theil seines Karakters durchdrungen zu haben; sie kam zu Tage in der öfter auf's feyerlichste ausgesprochenen Ehrfurcht, mit der er auf seinen Krönungseid zurückkam; in seinem gleichförmigen Bestreben, das Wohl seines Volkes zu fördern; in seinem Eifer für das Wohl der Armen, dargelegt in einer Weise, die zu bekannt ist, als daß sie hier der Wiederholung bedürfte. Die Furcht des Herrn scheint das bewegende und leitende Prinzip seines ganzen Regierungslebens gewesen zu seyn und ein tiefes Gefühl der ernsten Verantwortlichkeit, die auf ihm ruhe, das nothwendig nachfolgende Ergebniß dieses Prinzips.

Wenn, wegen einer zu zähen Beharrlichkeit bey einer einmal gefaßten Meinung, man ihn eines politischen Fehlers in seinem ausdauernden Kampfe mit dem westlichen Vestlande zeihen möchte, war selbst da seine Hartnäckigkeit Folge seiner Grundsätze, und, wenn er gefehlt hat, so war's nicht seine Absicht, die sich verirrte, sondern vielmehr nur sein Urtheil. Allein er wußte, selbst in diesem Falle, auf anmuthige Weise einer Lieblingsmeinung zu entsagen, wenn der Erfolg diese Nachgiebigkeit heischte. Bey einem Besuche, den Georg III. von Cheltenham aus dem Dechanten Tucker in Gloucester machte (der mit großer Kraft zu Gunsten der Trennung der Kolonie vom Mutterlande sich ausgesprochen) — hatte der König die Offenheit, zu gestehen: „Herr Dechant, wären wir Ihrem Rathe nachgekommen, und hätten ihm zufolge dem Kriege mit Amerika früher ein Ziel gesetzt, da hätten wir weise gehandelt. Sie haben Recht gehabt." Dies erzählte der Dechant der Schreiberin wenige Tage nachher, sowie den Inhalt des ganzen Gesprächs, welches für das gesunde Urtheil, die richtige Erkenntniß und die Geradheit des Gemüthes Sr. Majestät einen so ehrenvollen Beleg abgab, daß wir nur bedauern müssen, es nicht vollständig uns aufbehalten zu sehen.

Sein Verstand, obwohl er vielleicht nicht die größtmöglichste Ausbildung erhalten hatte, deren

er fähig seyn mochte, war kerngesund, und die ganze Grundlage und Richtung desselben Gegenständen von allgemeiner Nützlichkeit zugewendet. In denjenigen Gesprächen, die uns Johnson, Beattie und Andere aufbehalten haben, erscheinen seine Geistesgaben sehr im Vortheil. Seine Bemerkungen waren scharf, sein Ausdruck klar. In den Einzelnheiten der Geschäfte soll er besonders pünktlich gewesen seyn und aufs genaueste bekannt mit den örtlichen Zuständen jedes Platzes, um den es sich eben handelte. Seine häuslichen Pflichten erfüllte er mit ausnehmender Gewissenhaftigkeit und sich stets gleichbleibender Zartheit. Die Freuden im Schooße seiner Familie boten ihm Erleichterung und Erholung dar von den Sorgen des öffentlichen Lebens; während die an seinem Hofe herrschende, sprüchwörtlich gewordene Reinigkeit der Sitte ein Muster ward für die Herrscher, seine Zeitgenossen, — seiner erlauchten Nachkommenschaft aber ein edles Vorbild hinterließ und seinen eigenen Unterthanen das schönste Beyspiel gab. Er beobachtete stets die Gesetze der Freundlichkeit und des Wohlwollens eben so gewissenhaft als alle anderen Gesetze; auch beschränkte sich deren Ausübung nicht allein auf die Umgebungen seiner Person und seines Hofes — sie umschloß auch so manche Individuen niederen Ranges, als nur in den Bereich seiner persönlichen Aufmerksamkeit treten mochten. — Eben so

pünktlich gewissenhaft war er auch in der Erfüllung seiner religiösen Pflichten — eine Gewohnheit, die allein ihn befähigen konnte, seine andern Pflichten so musterhaft zu erfüllen. Die Schreiberin vernahm einst von einem Einwohner Windsors (einem an Wissen und Frömmigkeit gleich ausgezeichneten Arzte) die Versicherung, daß bey seiner täglichen Anwesenheit in der Königlichen Kapelle zur Morgenandacht, sein eigenes Herz erwärmt worden sey und sein tieferes Gefühl erweckt, durch die Kraft der Inbrunst in des frommen Königs Antworten (Die Responsorien der anglikanischen Liturgie). Wer wagt es auszusprechen, oder gar zu berechnen, welchen Antheil an den Segnungen, die sein geliebtes Volk überschüttet haben, ihm gewonnen seyn mögen durch das Flehen, das ein so volksfreundlich gesinnter, väterlicher, betender König vor dem Throne des Allerhöchsten beständig darbrachte?

Innig zugethan der Kirche zu deren obersten Bischof Gott ihn eingesetzt hatte — stark in dem Glauben zu dessen erblichem Verfechter Gott ihn bestellt hatte — durfte dennoch niemals irgend ein Akt religiöser Verfolgung seine Regierung entehren. Seine Vestigkeit blieb ohne Unduldsamkeit, — seine Mäßigung ohne schlaffe Nachgiebigkeit. — Obwohl lange Jahre hindurch, besonders in seiner letzten Lebenszeit, gehüllt in geistige und leibliche Blindheit, blieb er stets bey seinem Volke der

Gegenstand eines innigen, aus Betrübniß, Ehrfurcht und zärtlicher Sorge gemischten Gefühls. Er war in der That der Verborgenheit anheimgegeben — nicht der Vergessenheit. Die Unterschiede der Partheyen waren, in Beziehung auf ihn, in ein gemeinsames Gefühl zusammengeschmolzen; und der heimgesuchte Monarch wurde stets von den Herzen der Tugendhaften in zärtlichem Andenken getragen, in welcher religiösen oder politischen Farbe sie auch einhergehen mochten. Selbst in den Abirrungen seiner Vernunft war er nicht der Verlassene. Die Hand, welche den Schlag führte, milderte auch mitleidsvoll dessen Weh. Sein verwundetes Gemüth wurde durch vorausnehmende Gesichte einer ewigen himmlischen Glückseligkeit getröstet. Sollten nicht diese Erquickungen, so phantastisch sie auch waren, eine Andeutung geben von der Gewöhnung eines reinen Gemüthes, das seine schönsten Stunden in der Betrachtung göttlicher Dinge zu feyern pflegte? Und dürfen wir nicht im allgemeinen zu bemerken wagen — zur Rechtfertigung auch der schwersten Heimsuchungen des Allmächtigen —, daß selbst während der trauervollen Zeit der Gemüthsverwirrung, die Stunden, welche ohne Kummer und ohne Sünde zugebracht werden, für den Dulder selbst, nicht die unglücklichsten sind?

Ungeachtet der öffentlichen Unfälle, mit denen es Gott gefiel, eine schuldige Welt heimzusuchen, Unfälle,

von denen auch auf England ein Theil lastete, obwohl ein bey weitem geringerer, doch darf die Regierung Georg III. ein glänzender und glorreicher Zeitabschnitt genannt werden. Abgesehen von dem Ruhme unserer geographischen Entdeckungen, unserer Erwerbungen in Ostindien und anderer denkwürdiger Staatsereignisse, mögen wir keck jeden andern Zeitpunkt in der Weltgeschichte herausfordern, eine Folge auch nur des zwanzigsten Theils der trefflichen Anstalten aufzuweisen, welche diese segensreiche Regierung ausgezeichnet und geschmückt haben —: unter diesen haben einige mit Erfolg die schönen Künste, andere die tiefere Forschung und die gründlichen, nutzenbringenden Wissenschaften gefördert und begünstigt. Die Malerey, die Bildhauer- und Kupferstecherkunst sind unter dem königlichen Schirm neu erblüht; die Anwendung der Chemie und der Mechanik auf die Gegenstände des gewöhnlichen Lebens ist von ungeahneten Erfolgen begleitet gewesen. Die Seesignale sind zu einer Wissenschaft zusammengestellt, der Telegraph ist erfunden worden; die Taktik und Strategie sollen den höchsten Grad ihrer Vollkommenheit erreicht haben. Unter den sanfteren Künsten des Friedens ist das Studium der Landwirthschaft, die der König liebte und ausübte, eine der Lieblingsbeschäftigungen unserer Ehrenmänner geworden. Es gebricht mir an Zeit, alle die zahllosen Privatvereine aufzuzählen, von

allen nur möglichen Arten, die begründet worden sind, um das sittliche und zeitliche Wohl dieses Landes zu fördern. Standespersonen, selbst vom höchsten Range, Männer aller Partheyen und Bekenntnisse, versammeln sich zu bestimmten Zeiten, um die besten Mittel zu berathen, auf daß die Unwissenden belehrt und die Lasterhaften bekehrt werden. Daß jedem Mangel, den nur ein Mensch empfinden, oder den ein anderer Mensch lindern mag, abgeholfen werde — daß das verirrte Gemüth, der sieche Körper Heilung empfange — ja, daß der Scheintodte erweckt werde zu neuem Leben. Die Gefängnisse sind verwandelt worden in Stätten sittlicher Zucht und Besserung und die Zahl der Kirchen ist in rascher Zunahme begriffen. Allein den besondersten und ihm eigenthümlichsten Glanz empfängt der Zeitabschnitt, dessen wir hier gedenken, dadurch, daß der schwärzeste Flecken, der je, nicht allein dem Karakter des christlichen Britanniens, nein, der menschlichen Natur selbst aufgedrückt war, durch die Abschaffung des schändlichen Handels mit Menschenwaare ist hinweggewischt worden.

Wenden wir uns nun zu andern denkwürdigen Umständen, welche diese Regierung auszeichnen, — während neue Welten in den Räumen des Himmels entdeckt worden, von denen eine den Ehrennamen des Herrschers trägt, in dessen Zeitalter sie uns enthüllt ward — so sehen wir das Christenthum

mit Erfolg bis an die äußersten Grenzen der Erde getragen. Unter dieser Herrschaft ist uns auch der Ruhm geworden — und wahrlich kein geringer! — ganz allein einer Welt in Waffen gegenüber gestanden zu haben; doch nicht durch unsere eigene Kraft, nein, durch den Arm des Herrn der Heerschaaren ist England Sieger geblieben.

England seufzt jetzt in der That unter großen, vielfachen, allein, wie wir hoffen, nicht unüberwindlichen Schwierigkeiten. Wir empfinden das Unglück eines gelähmten Handelsverkehrs — allein wir genießen den Trost unbefleckter Ehrenhaftigkeit: wir stehen noch immer als Nation groß und ehrenwerth da an Karakter — Karakter aber ist Macht und Wohlfahrt. Zu den Unfällen, welche die göttliche Vorsehung über uns verhängte, haben unsere Landsleute noch ein gut Theil hinzugefügt. Wenn wir uns nach den Ursachen dieser Bestürzung verbreitenden Heimsuchung umsehen, sollte nicht eine davon darin zu finden seyn, daß wir den plötzlichen und andauernden Strom unseres öffentlichen Wohlergehens nicht mit Dankbarkeit, Demuth und Mäßigung aufgenommen und benutzt haben? — Groß sind unsere unerläßlichen Bedürfnisse, aber groß auch sind unsere Hülfsquellen. Wir besitzen einen mächtigen, reichen Grundstock an Talent, an Kraft, an Mannestugend — und, trotz der Lästerungen der Gotteslängner und dem Verrath

der Abtrünnigen, besitzen wir, wie ich mit Zuversicht glaube, einen Fond lebendiger und lebengebender Religiosität.

Würden diese und alle unsere andern unzähligen Hülfsquellen in eine Schaale geworfen und auf die gleichen großen Zwecke und Gegenstände verwendet; wollten die Partheyen in diesem kritischen Zeitpunkte, dem einengenden Geiste ihrer besondern Meinung entsagen; zeigte Jeder als einen solchen sich bekennende Vaterlandsfreund sich eifrig, nicht seine eigene Parthey zu vergrößern, sondern die wesentlichen Interessen seines Vaterlandes zu fördern — welch' ein mächtiges Zusammenströmen von Segnungen würde hievon das Ergebniß seyn, und mit welcher Berechtigung dürften wir dann nicht erwarten, daß auch die göttliche Gnade herabthauen werde auf eine Einigung, die so patriotisch, so sittlich, so christlich zugleich ist!

Es hat Gott nach seinem Gnadenrathe gefallen, dem Sohne unseres dahingeschiedenen Monarchen die Gesundheit wiederzuschenken und ihn auf den Thron seiner erlauchten Vorfahren zu erheben. Wir haben die feyerliche Bewährung seines eignen Königswortes dafür, daß er wandeln wolle in den Fußtapfen seines hochgeliebten Vaters.

Wir haben noch ein anderes theures Unterpfand seiner königlichen Absichten. Jede Kirche ist erfüllt worden mit dem Schalle der königlichen

Proklamation, die da Ermunterung giebt der Frömmigkeit und Tugend und Strafe dräuet der Gottlosigkeit, dem Laster und der Unsittlichkeit. Er hat seine Ehre verpfändet — Ehre ist das Gesetz der Könige und seine Ehre ist unantastbar. Trotz der Umtriebe der Gottlosen trägt er durch allgemeine Zustimmung die auf ihn vererbte Krone und möge Der, welcher die Krone der Unsterblichkeit trägt, die seinige ihm lange wahren!

Er hat seine Regierung heilverkündend durch die That einer umsichtigen und zeitgemäßen Wohlthätigkeit eröffnet. Indem Seine Majestät einen ansehnlichen Streifen Landes, von einer angemessenen Geldgabe begleitet, einem wichtigen Zwecke gewidmet haben, wird Dartmoor der späten Nachkommenschaft noch ein Denkmal königlicher Freygebigkeit darbieten. Durch die Gründung einer bleibenden Anstalt zur Aufnahme, zum Unterhalte und zum Schutze einer zahlreichen Klasse hülfloser, obdachloser Wesen, wird nicht allein die Wüste in ein fruchtbares Gefilde verwandelt werden, auch die vernachlässigten Pflanzen werden erzogen und gepflegt — der Leib erlöst von dem Elende des Mangels, die Seele bewahrt vor der Verderbniß des Müssiggangs und den Verheerungen der Sünde.

— — — Dies in der That sind Künste,
Des Kaisers werth und der Könige Ruhm.

O, möge er so leben in den Herzen seines Volkes und so herrschen in der Furcht Gottes, daß, bey den noch ungebornen Geschichtsschreibern einst ein Zwist darüber entstehen könnte, ob der Dritte oder der Vierte Georg den gewichtigsten Anspruch habe auf die, jetzt sprüchwörtlich gewordene Benennung des: besten der Könige!

II.

William Wilberforce.

(Geschildert unter dem Namen: Candidus, im Coelebs.)

Candidus ist ein ächter Sohn der Reformation, allein da er ein Laie ist, hält er es nicht für nöthig, seinen Glauben, wie einige Andere thun, beständig durch fortwährende Zurückbeziehung auf die Glaubensartikel, die Liturgie und die Homilieen der Kirche zu umschreiben, obwohl in diesen Bezeichnungen nichts ist, das mit seinen Gesinnungen im Widerspruch stände. Allein er ist inne geworden, daß dies eine Art Panier geworden ist, das gleichmäßig von jeder Parthey im bewußten Gegensatze zu der andern aufgeworfen wird, so daß dies sehr zweydeutige Zeichen noch immer nichts darüber entscheiden würde, welcher davon er angehöre.

Er giebt indeß den allerunwidersprechlichsten Beweis seines Eifers für diese Formen des Gottesdienstes, durch die unwandelbare Gleichförmigkeit seines Lebens und seiner Rede mit deren Grundsätzen.

Die Wärme seines Gefühls und die Innigkeit und Stärke seiner Anhänglichkeit an die Kirche, die ihn groß gezogen hat, setzten Candidus früher der nicht geringen Gefahr aus, leidenschaftlich Parthey dafür zu nehmen; er wurde indeß davor bewahrt durch die zarte Scheu, die sein Herz erfüllte und ihm nicht zuließ, die halbe Welt zu hassen, weil sie anders dachte — welches er als die nothwendige Folge dieser Partheynahme nur zu gut erkannt hatte. Bald lehrte ihn auch eine genauere Beobachtung, daß die Christen den Angriffen der Ungläubigen weit leichter entgehen würden, wenn man sie dazu bewegen könnte, unter einander einig zu seyn. Allein er sah mit Bedauern, daß die Religion, statt als eine gemeinsame Sache betrachtet zu werden, den Grund zu unzähligen Spaltungen herlieh, so daß das allgemeine Heil vernachlässigt, wo nicht gar hin und wieder verrathen wurde. Und während die pflichtverbundenen Unterthanen desselben Herrn einen bürgerlichen Krieg gegen einander um kleinlicher Dinge und geringer Fleckchen Landes willen unterhielten, wurde die Kraft, die zur allgemeinen Vertheidigung sich hätte zusammenraffen sollen, in kleinen gegenseitigen Schar-

mützeln und unheilbringenden, wiewohl geringfügigen Feindseligkeiten zersplittert. Als Folge hievon wurde selbst die Ehrfurcht verwirkt, mit der auch der offenkundige Feind die in sich einige Kirche hätte betrachten müssen.

Candidus ist, obwohl standhaft in seiner Anhänglichkeit, nicht übertrieben strenge in seinen Forderungen; er ist, im besten Sinne: katholisch — allgemein umfassend — allein nicht verflachend (latidunarian); duldsam aus Grundsatz, nicht aus Gleichgültigkeit. Bewundernd betrachtet er den ehrwürdigen Bau, der auch ihn beschirmt. Er ist dieser Kirche zugethan nicht sowohl aus Gewohnheit, als aus Neigung. Seine Anhänglichkeit ist die Frucht der Ueberzeugung, oder seine beharrliche Zähigkeit wäre Folge des Vorurtheils. Sie ist begründet durch Erziehung, durch Nachdenken bevestigt und bestätigt durch Erfahrung. Allein obwohl er selbst unsere kirchlichen Einrichtungen mit kindlicher Ehrfurcht betrachtet, läßt er doch für Andere, die sie nicht mit seinen Augen betrachten, weiten Raum, in denen dies Wirkung der Erziehung, der Gewohnheit, des Gewissens seyn mag. Es ist ihm leid um die, so nicht zu ihren Pforten eingehen mögen, noch mehr leid um die, so sie auf nimmerwiederkehren verlassen; aber noch weit mehr bekümmern ihn die, welche in ihrem Schooße verharren mit einer Gesinnung, die sich ihren höchsten

Gütern feindselig erzeigt, mit Grundsätzen, die ihrem Geiste fremd sind, mit einem Wandel, der nicht von ihrer Heiligkeit durchdrungen ist.

Wie ein ächter Liebhaber findet er keine Freude, sich über die Unvollkommenheiten, die ihr etwa inne wohnen, auszubreiten; allein er wird nie, wie ein thörichter Liebhaber, eine Unvollkommenheit als einen Vorzug erheben. Ueberzeugt, daß ein Muttermaal oder ein Bläschen keine wesentliche Verminderung der Schönheit bedingt, wird er sie eben so wenig zu einer ungeheuern Mißgestalt vergrößern, als er deren Vorhandenseyn läugnen wird. Sein Gemüth ist so von den wesentlichen Punkten eingenommen und so durch ihren innern Werth befriedigt, daß er alles, was keine Lebensbedingung derselben ist, gerne denen preis giebt, die mit den Augen eines Maulwurfs nur das kleinliche zu erspähen fähig, damit groß thun, wenn sie hie und da ein Fleckchen aufgefunden haben, als sey dies eine ihnen ganz eigenthümliche, große Entdeckung, — obwohl schärfere Augen lange zuvor dieselben bemerkt, doch als zu geringfügig sie nicht der Beachtung werth gefunden hatten. Damit zufrieden, daß sie die beste der wirklich vorhandenen Kirchen sey, sorgt er sich nicht darum, nachzuforschen, ob sie auch die bestmögliche sey. Die Kirche von England befriedigt ihn durch ihre Trefflichkeit, und er ist es zufrieden,

auf die Vollkommenheit bis dahin zu harren da er ein Mitglied der triumphirenden seyn werde.

Candidus machte frühzeitig die Entdeckung eines Geheimnisses, das sich einem Karl V. entzog, bis er in seinem Nichtwissen desselben, die Reihen des menschlichen Geschlechts furchtbar gelichtet hatte: die unheilbare Verschiedenheit in den Meinungen der Menschen. Von diesem unabwendbaren Unterschiede machte er die verständigste Anwendung, indem er das eitle Bestreben, Andere zu überzeugen, dahintenlassend, das minder hoffnungslose Ziel anstrebte, sich in dem geduldigen Tragen dieser Ungleichheiten zu üben. Er war selbst im Zweifel darüber, ob dieser Mangel an Uebereinstimmung, so unglücklich für das Ganze, nicht vielleicht besser darauf berechnet sey, die Frömmigkeit der Einzelnen zu fördern, als eine Gleichförmigkeit gethan haben möchte, in welcher jene Gesinnung keinen Spielraum zur Ausübung gefunden hätte.

Je tiefer er in den Sinn der heiligen Schrift eindringt (und er beschäftigt sich unablässig damit), je mehr überzeugt er sich, daß die Grundlehren seiner Kirche mit dem Worte Gottes übereinstimmen; während er unter dieser Prüfung selbst immer fähiger wird, sich mit dem Geiste der Liebe erfüllen zu lassen, welche sein Herz mit Wohlwollen gegen jeden gewissenhaften Christen erwärmt, wenn er auch in einigen Punkten von ihm abweichend denken sollte,

Seine Anhänglichkeit ist begrenzt, aber die christliche Liebe in ihm kennt keine Schranken.

Er hat bemerkt, daß das lauteste Geschrey für die Staatskirche nicht immer von denen erhoben wird, die zu ihrem frömmsten oder anhänglichsten Jüngern gezählt werden dürfen; deshalb freut es ihn nicht, wenn er ihren Namen als ein politisches Vereinigungszeichen aufgerichtet sieht von solchen, die sich um ihr geistiges Wachsthum wenig kümmern. Zu Zeiten findet er einen gar nicht unbeträchtlichen Unterschied zwischen denen, die ihr das Hoch bringen, und Andern, die ihr wahres Wohl zu fördern streben, wenn auch die ersten den Ruhm davon tragen, welchen die letzten nur wünschen wirklich zu verdienen. Er bezeigt seine eigene Anhänglichkeit durch seinen Eifer, ihre Sache zu vertheidigen, wenn sie angegriffen wird — durch seine Vorsicht, nie ohne zureichenden Grund einen solchen Angriff herauszufordern. Stets besorgt, daß die Mauern des heiligen Tempels uneinnehmbar seyn mögen, ist er doch noch weit mehr darum besorgt, daß die Feuer auf ihren Altären in stets ungetrübter Reinheit brennen mögen —, und daß, während ihre Wächter angemessene Sorge tragen jene zu sichern, die reine Flamme auf diesen vor dem Erlöschen gehütet werde. Er giebt den unzweydeutigsten Beweis, daß er ihren Lehrsätzen treu anhange, indem er dieselben nie von deren Vorschriften trennt, und beyde im Wandel

zur Ausübung bringt, durch sein Beyspiel sie zierend, in seinen Schriften sie empfehlend, und in seinen Gesprächen sie in's klarste Licht stellend.

Wenn er auch wenig Aufsehen erregt bey den Maßlosen, welche ihre Treue gegen die Kirche immer dadurch zur Schau tragen, daß sie diese stets am Rande des Abgrundes darstellen, würde er doch, bräche nun die Gefahr wirklich herein, weit kräftiger zu ihrer Vertheidigung auftreten, als manche ihrer ruhmredigsten Vorkämpfer. Ja, er thut schon jetzt mehr zur Abwendung ihres Verderbens als sie, welche, wie es scheint, deren Sicherheit von ihrem lärmenden Gebahren wollen abhängig machen. Wenn er nicht beständig offenen Krieg verkündigt, so ist er doch stets wachsam gegen die hohle Sicherheit eines falschen Friedens. Der schwierigste und gewiß nicht unwichtigste Theil seiner Sorgfalt ist nicht sowohl sie zu rechtfertigen gegen ihre offenkundigen Feinde, als gegen Freunde, die zwar laute Stimmen erheben, aber schlaffen Armes sind.

Candidus, so gut er sich auf's Lieben versteht, hat es doch in der Kunst zu hassen noch nicht weit bringen können; und dieser Mangel an Haß ist es eben, weshalb bey gewissen Leuten seine Liebe der Verdächtigung unterliegt. Er hat bemerkt, daß Einige ihre Anhänglichkeit mehr durch die Heftigkeit ihrer Angriffe desjenigen, was sie miß=

billigen, bethätigen, statt daß sie zur Unterstützung dessen, was recht ist, lieber jenen Geist in sich pflegen sollten, der „erst lauter, dann friedfertig" ist — und der, wenn nicht friedfertig, auch nicht lauter ist. Diese machen sich bemerklicher durch ihre Furcht vor äußerlichen Uebeln, als durch ihre sorgliche Förderung innerer Frömmigkeit. Ihre Religion besteht eher im Abstoßen als im Anziehen. — Andererseits muß es bemerkt werden, daß Candidus nichts von jener Fügsamkeit hat, welche, in diesem erschlafften Jahrhundert, von anderer Seite her, das Lob der Freysinnigkeit von denen erntet, welche eine Religion für eben so gut als die andere haltend, leichten Kaufes Duldsamkeit gegen jede zeigen können, da ihnen alle vollkommen gleichgültig sind.

Er ist, durch die Irrthümer zweyer Partheyen belehrt, inne worden, daß der Fanatismus dazu führt, die Religion verächtlich — und die Frömmeley, sie verhaßt zu machen. Er weiß, daß seine Unbefangenheit von den Vorurtheilsvollen für Schlaffheit —, und seine Vestigkeit von den Ungläubigen für Unduldsamkeit gehalten wird. Doch ist seine Mäßigung durchaus ohne Zweydeutigkeit, und niemals läßt er, um bey beyden Partheyen in gleicher Gunst zu bleiben, es je zweifelhaft, auf welche Seite er sich stelle. Auch giebt er nie einen an sich wahren Grundsatz preis, weil die eine

Parthey Mißbrauch damit treibt, oder die andere ihn verläugnet; und während er die bloßen angemaßten Namen verwirft, deren der Betrug sich bemächtigen mag, kann dieser seine Ansicht von den Dingen, die sie ursprünglich bedeuten, keineswegs umändern. So hält er zum Beyspiel nicht dafür, daß Vaterlandsliebe nur ein schönes Gedicht, Uneigennützigkeit ein Wahn, brünstige Andacht eine Täuschung, die heilige christliche Duldsamkeit Mangel an Rechtgläubigkeit, oder ein Gläubiger nothwendig ein Heuchler seyn müsse. Er sieht unter seiner Bekanntschaft solche, die das Brandmaal des Fanatismus auf verschiedene Lehrsätze drücken möchten, welche die heilige Schrift sowohl als die Kirche nicht allein billigen, sondern als die Grundsteine der heiligen Arche anerkennen, als die Grundsäulen, auf deren Stärke der ganze Oberbau ruht. Diese Grundlehren, welche sie aus ihrem Glaubensbekenntnisse ausmerzen, vermengen sie, in dem Bekenntnisse Anderer mit gewissen gefährlichen Meinungen, mit denen sie durchaus nicht nothwendig verknüpft sind, obgleich sie beständig diejenigen, welche jene annehmen, beschuldigen, auch diese unabweislich zu hegen. Vergebens ist es, wenn jene so Angeschuldigten diese Ansichten beharrlich abläugnen; es hilft ihnen zu nichts, wenn sie bitten, man möge doch nur sie selbst darüber vernehmen, was sie bekennen und was verwerfen?

Candidus indeß, ungeschreckt durch wildes Geschrey und unbewegt durch feinere Verdächtigungen, hält standhaft die Lehren vom menschlichen Abfall aufrecht, von der Erlösung, Gnade durch den Glauben, und von der Einwirkung des Heiligen Geistes zur Wiedergeburt und Erneurung des Herzens. In ihrem Bekenntniß vom menschlichen Verderben rede die Kirche Englands — so hebt er hervor — mit dem feyerlichsten Gewicht. Leset — sagte er eines Tages im ernsten Zwiegespräch mit jemand, den er kaum, obwohl im Schooße der bischöflichen Kirche verharrend, für etwas anders als für einen wirklichen Socinianer (Läugner der Gottheit Christi) halten konnte — leset das ausdrückliche und scharf bezeichnende Bekenntniß, womit ihr Gottesdienst eröffnet wird. — Dieselbe Sprache führt er gegen Andere, bey denen die Kirche in höherem Ansehen steht, als selbst die Heilige Schrift, in Beziehung auf einen Gegenstand, der genau mit dem menschlichen Unvermögen zusammenhängt, nämlich die Wirksamkeit des Heiligen Geistes. Er bemerkt, daß beyde Lehrsätze in jedem Gebete, in jedem Amte anerkannt werden; daß sie besonders bekannt werden in den Kollekten, jenen kurzen aber köstlichen Ergüssen der Andacht, welche an Kraft des Ausdrucks, gedrängter Kürze bey aller Tiefe der Gedanken, wie Klarheit der Zusammenstellung, nicht allein alles das weit übertreffen, was in jenem

Jahrhunderte, da sie abgefaßt wurden, an's Licht kam, die noch immer von ähnlichen Ansprachen unserer Zeit unübertroffen geblieben; da deren bester Ruhm immer nur der seyn mag, daß in diesem Zeitalter der Blüthe der Literatur, unsere Fürbitten für mehr oder weniger gelungen gelten, als sie mehr oder minder sich ihren Mustern annähernd anschließen. Leset diese selbsterniedrigenden Bekenntnisse: — „Du Gott, der da siehet, daß wir unser Vertrauen nicht setzen auf irgend etwas, das wir thun". — „O Gott, da wir ohne dich dir nicht zu gefallen vermögen." — „Da die Gebrechlichkeit des Menschen ohne dich nur straucheln kann." — „Gieb uns, daß wir, die ohne dich nichts zu thun vermögen, durch dich fähig werden, deinem heiligen Willen gemäß zu leben." — „Reinige die Gedanken unsrer Herzen durch die Einwohnung deines Heiligen Geistes." — „Weil wir vermöge der Schwachheit unserer menschlichen Natur nichts Gutes thun können ohne dich, so gewähre uns dazu die Hülfe deiner Gnade."

Doch die Aufzählung ähnlicher Stellen würde kein Ende nehmen; dieselben Grundlehren durchdringen die ganze Liturgie und sind ihr innig einverleibt. Um ihrer sich zu entledigen, würden Auslassungen nicht genügen; wir müßten das ganze Gewebe auflösen, wir müßten ein ganz neues weben und zwar aus ganz neuen Stoffen, denn die alten

Fäden würden noch die Farbe der alten Grundlehren behalten, und den ursprünglichen Karakter auch dem neuen Gewebe mittheilen. Die alte Form müßte nicht nur umgeschmolzen werden, neue Grundsätze müssen eingeflößt, eine neue Gefühls- und Gedankenreihe müßte angenommen, kurz eine neue Religion müßte eingeführt werden."

Candidus bemerkt, wie himmelweit verschieden die Ansichten mancher unserer Zeitgenossen in dieser Hinsicht doch von denen der ersten Kirche seyn müssen, daß während bey Jenen die göttliche Einwirkung viel mehr ein Gegenstand des Spottes als der Verehrung ist, diese Alles, was nur lauter und heilig war, ihrem Einflusse zuschrieben.

Da er zugleich ein fleißiger Leser der Kirchengeschichte und ein aufmerkender Beobachter desjenigen ist, was um ihn her vorgeht, gewahrt er sehr wohl, welche Mißbräuche getrieben worden und noch immer im Schwange, und welche Täuschungen stattfinden, unter dem Namen, als seyen es Werke des Heiligen Geistes. Die Wichtigkeit der Lehre zeigt sich eben in der Masse falscher, werthloser Nachprägungen, zu denen sie Gelegenheit giebt; und Candidus weiß, daß der schädliche Mißbrauch einer Sache immer im geraden Verhältniß steht mit ihrer Vortrefflichkeit. Das alte und das neue Testament sind voll von Belegen dazu. Auf jene bezieht sich St. Petrus, um seine Neubekehrten gegen diese zu warnen:

„Es standen falsche Propheten auf unter dem Volk; so wie es auch unter euch falsche Lehrer geben wird." Ein anderer Apostel lehrt seine Jünger auf der Huth seyn gegen alles Unheil, welches er durch jene gottlosen vorgeblichen Propheten hatte herbeygeführt gesehen, indem er sie lehrt: „— die Geister zu prüfen, ob sie von Gott seyen." Deshalb giebt Candidus übereinstimmend mit jenem weisen Gottesgelehrten (Dr. Owen), uns den Rath, auch die Geister zu prüfen, nicht indem wir übernatürliche Werke von ihnen verlangen, sondern nach einer viel untrüglicheren Regel — d. h. durch die Lehre, die sie vortragen, ob nämlich dieselbe in völliger Uebereinstimmung sey mit der heiligen Schrift. Er glaubt, daß auch jetzt noch dieselbe Regel und dieselbe Nothwendigkeit ihrer Anwendung in der vollen Kraft bestehe, wie damals, da die Mahnung zuerst ertheilt wurde.

Candidus ist sich bewußt, daß es nothwendig sey, nicht allein scharf und genau in seinen eigenen Ausdrücken, sondern auch auf der Huth zu seyn, durch die Unbestimmtheit der von Anderen gebrauchten Ausdrücke nicht irre geführt zu werden. Er trägt also Sorge, sich über den Karakter und die Sinnesart des Mannes, der etwa solchen vieldeutigen Ausdruck gebraucht, gewisse Auskunft zu verschaffen, so wie auch vorkommenden Falles von dem, auf welchen ein solcher Ausdruck angewendet

wird; ohne diese Vorsicht möchte er nicht über die Richtigkeit von dessen Anwendung sein Urtheil abgeben. Selbst der Stifter der Sekte der Epikuräer konnte sagen: „Ein Mann der nicht weise lebt, kann nicht glücklich leben.“ Obwohl nun ein Jeder, seine Grundsätze seyen welche sie wollen, dieser Wahrheit als einem allgemeinen Satze, Beyfall schenken muß, welch' einen verschiedenen Sinn bot nicht die Redensart: „weise leben“ dar in der Schule des gottesläugnenden Philosophen, verschieden von dem Begriffe, den sie in einem Jünger des Zeno erwecken, und noch weit verschiedener von dem Ideal, das dem Nachfolger Christi vorschweben mußte. Enthusiasmus — Schwärmerey ist auch einer dieser vieldeutigen Ausdrücke.

Candidus ist vorsichtig, gehalten, nach einem Grundsatze, der oft abgeläugnet wird. Er betrachtet die Vorsicht, in einem von Natur lebhaften und beweglichen Karakter, weit mehr als das Werk der Gnade, als es selbst der Eifer seyn möchte; denn wenn er sich seinem Eifer überläßt, folgt er seiner Naturanlage, dahingegen in jenem Falle er diese überwindet; und er hat gefunden, daß, wenn wir einer Neigung widerstehen, dies weit mehr von der Wirksamkeit eines Grundsatzes zeuge, als wenn wir ihr Folge leisten. Hieraus schließt er, daß, wenn der Widerstand ein Werk der Gnade ist,

der Schlaffe und Kaltherzige wohl seinen Sieg über die Natur nach seinem neugewonnenen Eifer abschätzen möge, während er hingegen meint, den Sieg über seine eigene Aufregung nur der neu errungenen Vorsicht verdanken zu müssen: so wird dieselbe Wahrheit noch durch die beyden Gegensätze bestätigt und ins Licht gestellt.

Unnöthig ist es daher, den besonnenen und erleuchteten Candidus vor Schwärmerey zu warnen. Er vermeidet sie eben so natürlich, wie ein Weiser die Thorheit, wie ein Nüchterner jedes Uebermaaß. Allein es ist die Sache selbst, nicht was der Frömmling so nennt — es ist das Wesen, nicht das Phantom — vor dem er auf der Huth ist: denn da er nicht abergläubig ist, wird er nicht durch Gespenster und allerley Spukgebilde geschreckt. Er beklagt es, wenn ihm ein wirklicher Schwärmer aufstößt, denn er weiß, daß wenn er's selbst auch ehrlich meint, er doch nur schaden könne. Allein obwohl er ihn tadeln muß, so hält er ihn doch nicht für „schlimmer als Vater- oder Mutter-mörder". Er betrachtet die Schwärmerey als unheilbringend, aber hält sie nicht für ärger als die Gottlosigkeit, ärger als die Ausschweifung, ärger als den Unglauben, ärger als irgend ein offenkundiges Laster — vor allem hält er sie nicht für schlimmer als alle anderen Laster zusammengenommen. Allein fast wird er versucht zu glauben, daß dies der Fall sey,

wenn er sieht, wie man alle anderen Laster gewissermaßen in ungestörtem Frieden sich brüsten läßt, und diese mächtige Ungeheuerlichkeit allein, die eingebildete sowohl als die wirkliche, einzig und allein von der verbündeten Kraft aller der Waffen angegriffen erblickt, welche der Reihe nach gegen die ganze Sippschaft der Sünde sollten aufgeboten werden. Da er sich sehr wohl auf die Krankheitssymptome versteht, so trägt er Sorge, sich der augenscheinlichen Kennzeichen zu vergewissern, greifbarer Diagnose des tollen Hundsbisses, ehe er sich über das Uebel ausspricht, oder sich der Ansteckung zu entziehen trachtet.

Sein wohlgeübtes Urtheil reicht gemeiniglich aus, die verschiedenen Ursachen des gegenwärtigen Uebels auszumitteln. Er unterscheidet, ob der Kranke in Folge einer irre geleiteten Einbildung leide, oder weil er in Berührung gekommen mit anderen davon Ergriffenen; ob er durch schlaue oder durch unwissende Heilkünstler verpfuscht sey; ob die Krankheit ihren Sitz habe in der Schwäche seiner natürlichen Gaben, in der Aufregung seiner seelischen Kräfte, oder in der Eitelkeit seines Sinnes — ob es eine Gehirnentzündung oder ein Herzübel sey — da einige oder alle diese Erscheinungen gewöhnlich das Fieber des Fanatismus anzuzeigen pflegen. In jedem dieser Fälle unterscheidet er bereitwillig die Wirklichkeit und die Gefahr des

Siechthums, aber selbst dann wagt er's nicht bestimmt auszusprechen, daß die Schwachen gottlos seyen, oder die Ungeregelten sich verstellen.

Allein wenn er — was nicht selten der Fall — findet, daß mit dieser Benennung nur Solche belegt worden, die tiefdurchdrungen von dem unaussprechlichen Gewichte der Religion, und dem Werthe der unvergänglichen Dinge sind — die ihre Seelen nicht für eine Waare halten, deren man sich aus Furcht mit Höflichkeit entschlagen könne —; wenn er findet, daß bey aller Wärme des Gefühls sie nüchternen Verstandes sind; bey allem Eifer in Demuth einhergehen; bey aller Energie beharrlich folgerecht handeln; bey aller Geistigkeit Mäßigung beweisen; wenn sie den Vorschriften des Evangeliums eben so treulich Gehorsam leisten, als sie dessen Lehrsätzen anhangen —; wenn ihre Gottseligkeit nicht minder in der Ausübung beruht als im Bekenntniß; wenn sie einen augenfälligen Beweis ihrer Liebe zu Gott in der Zärtlichkeit darreichen, mit der sie ihre Mitmenschen behandeln; wenn sie ihren leiblichen Bedürfnissen eben so freygebig abhelfen als diejenigen, welche vergessen deren Seelen mit in Anschlag zu bringen; wenn ihre Frömmigkeit eben so wohl in ihrem Wandel als in ihren Gesprächen zu Tage kommt, und ihre Vorsicht Schritt hält mit ihrem tiefen Ernste — dann wird Candidus nimmer vorschnell ihnen, als eine un-

verantwortliche Sünde, jene höheren lebendigen Gefühle anrechnen, welche ihnen selbst „Friede und Freude im Glauben" sind und den Anderen gegenüber Wohlwollen, Menschenliebe und Freundlichkeit.

Und wie er einen wohlgeleiteten Eifer nicht Fanatismus, eine großherzige Innigkeit nicht Selbsttäuschung nennt, so zählt er auch die, so an die allbelebende, alleinmächtige Kraft der göttlichen Gnade glauben, nicht zu den Feinden tugendhafter Werke; noch hat er die Anwälte einer kraftvollen Werkthätigkeit im Verdacht, daß sie geschworene Feinde des Glaubens seyen. So verläugnet er auch nie einen Lehrsatz, den er aus Ueberzeugung angenommen, weil es sich vielleicht ergeben mag, daß dieser im Gemüthe eines Anderen mit andern Lehrsätzen vergesellschaftet ist, denen er selbst seine Beystimmung versagen muß. Da er etwas weiß von der inneren Beschaffenheit des menschlichen Herzens und der Natur religiöser Hinneigungen, so unterscheidet er genau in dem heiter fröhlichen Wesen der Jugend die Wärme, welche in einem auf's rechte Ziel gerichteten Gemüthe, die Zeit abkühlen und die Erfahrung dämpfen wird, und die, wenn ihre erste Gluth verraucht, nur das rechte Maaß warmen, innigen Gefühls zurücklassen wird; er unterscheidet diesen Sinn von dem blinden Eifer und der tollkühnen Heftigkeit, welche, nie einen Theil irgend einer Religion ausmachend, einer jeden zur Unehre gereichen müssen.

Er hat bemerkt, daß die Ursache, weshalb wir solche wahnschaffene Darstellungen von der Religion aufgestellt sehen, um sie dem Fingerzeige der Lächerlichkeit oder Verwerflichkeit bloßzustellen, die ist, daß der Verächter gar nicht nach Wahrheit ausgesehen hat. Er hat seine Zeichnung nicht allein nicht nach dem höchsten Muster entworfen, auch nicht einmal nach dem gewöhnlichen Mittelschlage ernstgesinnter Christen — er hat sie vielmehr nach dem allerniedrigsten Pröbchen entworfen, das ihm vor Augen gekommen, und öfter noch nach den entstellten Berichten Anderer. Er hat ausgesehen nach Ungereimtem, und wo man dies mit Fleiß sucht, da wird es nicht schwer halten, es auch zu finden, und wenn es nicht gefunden ward, mag man es leicht erdichten. Dieses Zerrbild wird nun als die Darstellung der ganzen Körperschaft aufgerichtet; der Zeichner trägt indeß Sorge, in seinem Bildniß gerade soviel Aehnlichkeit bestehen zu lassen, daß er einen oder zwey Züge seines Urbilds beybehält, damit die abgeschmackte, widerwärtige und verzerrte Physiognomie eben noch kenntlich bleiben möge. Wenn kein Schatten von Aehnlichkeit aufzufinden wäre, so würde es seinem Zwecke ja nimmer entsprechen, noch weniger aber wäre der vorherrschende Karakter des saubern Bilds nicht Mißgestalt.

Candidus ist vollkommen überzeugt, daß von allen Verbindungen der Gottlosigkeit mit der Thorheit,

welche Satan erfunden hat, die Heucheley die höchste, zugleich aber auch die unfruchtbarste sey. Der Heuchler darf ganz sicher auf Abscheu von beyden Seiten rechnen. Wo man seine Doppelsinnigkeit nicht vermuthet, da hasset die Welt ihn wegen seines Anscheins von Frömmigkeit — Gott, der das Herz kennt, haßt ihn wegen des Mißbrauchs und der Verstellung, die er ausübt. Allein obwohl Candidus jeder Heucheley gründlich feind ist, hütet er sich doch sehr, sie irgendwo so leichthin vorauszusetzen, oder gar, ohne zureichende Beweise, jemand derselben zu beschuldigen. Da er nicht allwissend ist, kann er freylich nicht gewiß seyn, ob irgend ein Mensch, der mehr als gewöhnliche Frömmigkeit zeigt, wirklich ein Heuchler sey, auch nennt er ihn nicht so einzig und allein dieses Grundes halber. Da er das Herz nicht erforschen kann, beurtheilt er ihn nach seinen Handlungen und überläßt es ihm, der Beweggründe halber mit seinem Schöpfer selbst abzurechnen.

Im Ganzen — begegnet er irgendwo einem Manne, dessen ganzes folgerechtes Leben stärkere Zeugnisse für die Aechtheit und Tiefe seiner religiösen Ueberzeugung ablegt, als das anderer Menschen, da ist er langsam, ihn entweder der Heucheley oder der Schwärmerey zu bezichtigen. Ja er ist so fern davon, daß er vielmehr sich selbst im Glauben gestärkt, seinen eigenen Sieg über

die Welt bestätigt, seine eigene Gleichgültigkeit gegen den Beyfall der Menschen vermehrt findet durch eine solche lebendige Erläuterung der Wahrheit des Christenthums — und während er sich dieser reinen unselbstsüchtigen Freude hingiebt, überläßt er es ruhig den Unbesonnenen, den Nichturtheilsfähigen, den Böswilligen, den Karakter zu beschmutzen, welchem er Verehrung zollt.

Diejenigen, welche irgendwo hervorragende Frömmigkeit und Eifer bemerken, die den Durchmesser der gewöhnlichen Fluth übersteigen und gern zu verstehen geben, daß solche Merkmale in einem lebendigeren Christen verkünden, daß er eine Neigung zum Separatismus habe, sagen hiemit der Staatskirche eigentlich nichts weniger als eine Schmeicheley. Denn was heißt dies anderes, als behaupten, ihr öffentlicher Gottesdienst stehe nicht auf der Höhe und habe nicht die Fülle, um einem lebendigen kraftvollen Geiste Befriedigung zu gewähren? Sie besitze nicht Anziehungskraft genug, um ein andächtiges Gemüth zu gewinnen, nicht Stoff genug, es auszufüllen, nicht Geist genug, um es zu erwärmen — ein höherer Grad tieferen Ernstes müsse nothwendig den Eigner der Gefahr bloßstellen, außerhalb der Hürde der Kirche sich nach reicherer und frischerer Weide umzusehen? Ist es nicht wesentlich eins von zwey Dingen, aussprechen — entweder, daß eine brünstige Frömmigkeit schlecht, oder auch die Kirche nicht gut sey?

Bey Candidus ist dies so wenig der Fall, er ist so gar nicht zum Wechsel geneigt, daß er sich's vielmehr zur Freude rechnet, einer Kirche anzugehören, deren Formeln er, wie wir schon sahen, so hoch zu rühmen gewußt. Auf diese Banner freuet er sich, die Wahrheit gleichsam niedergeschrieben, an sie gefesselt, und, so viel dies in dieser Welt der Vergänglichkeit möglich ist, bewahrt und fortgepflanzt zu wissen. Ihre bedeutsamen und geistvollen Anordnungen (ordinaries) und der reiche Schriftinhalt, der ihr gottesdienstliches Amt und ihre Liturgie erfüllt, sichert sie vor der Ebbe und Fluth menschlicher Meinungen, so daß, sollten selbst ihre Geistlichen einst entarten, ihr Cultus doch vor diesem Wechsel geschützt bleiben würde. Keine Gesinnungen, als solche, die das vorgeschriebene Ritual selbst enthält, können den Weg finden zu dem Pulte des Vorlesers; dieses Pult wird immer das beständige Muster- und Vorbild der Kanzel selbst bleiben, so wohl als der Prüfstein, an welchem Andere der Reinheit ihrer Lehre gewiß werden mögen.

Candidus schätzt die Oberleitung der Kirche aus eben den Gründen, aus welchen er ihre Liturgie so hoch hält, weil sie eine bestimmte Begrenzung des Gartens bildet. Doch vergißt er nie, daß die eingehegte Frucht von größerer Wichtigkeit ist, als der Zaun, der umhergezogen ist. Es ist ihm indeß

noch stets im Gedächtniß gegenwärtig, daß zu einer nicht so gar entfernten Zeit, als der Zaun niedergebrochen war, Unordnung und Verwüstung den schönen Weinberg heimsuchten.

Unter anderen Lehrsätzen hat er auch die Lehre von den Verhältnissen wohl beherzigt in allem, was die Anstalt der Kirche betrifft. Obwohl er ihren Formen und ihrer Zucht vollkommenen Beyfall schenkt, obwohl er glaubt, daß diese zu ihrer Würde nicht allein wesentlich, sondern auch zu ihrer Fortdauer nothwendig sind, so unterscheidet er doch zwischen dem, was von untergeordnetem Werthe und was unerläßlich ist. Das eine ist der Leib, das andere ist die Seele. Darin aber erblickt er allein die Gewähr für ihre Dauer, daß sie kräftig die Glaubenswahrheiten des Neuen Testamentes aufrecht erhalte. Dies ist ihr Palladium. Auch gleicht es darin der fabelhaften Statue Ilions, weil es, wie diese, vom Himmel zur Erde kam, und zwar wie diese auch herabfiel, während der Fürst an der Burg bauete.

Wenn Candidus die Liturgie als Musterbild aufstellt, so ist es, weil er einsieht, wie völlig sie in der Bibel das ihre gefunden hat, indem auch sie keiner Lehre ein ungebührliches Uebergewicht zum Nachtheil der übrigen verleiht; gleich ihr würdigt er sie und weiset ihnen ihre Ordnung an nach dem größeren oder geringeren Grade ihrer Wichtigkeit.

Unter den vielfachen Ursachen seiner Verehrung der anglikanischen Kirche ist die vornehmste, daß sie ein innewohnendes und ausgezeichnetes Glied der allgemeinen Kirche Christi ist. In dem besonderen Karakter läßt er doch nie den allgemeinen aus den Augen; als Mitglied der Kirche ist er erst ein Christ und dann ein Protestant. Die Verästelung, statt ihn von der Wurzel zu trennen, fügt ihn nur vester an diese an. Wenn er viel Frucht bringt, so ist's weil er dem wahren Weinstock einverleibt ist. Obwohl scharfsehend in dem, was er als Irrthum betrachten muß, läßt er doch allem, was in andern Gemeinschaften von Werth seyn mag, volle Gerechtigkeit widerfahren. In vielen Gliedern solcher, die mehr in den äußern Formen der Verwaltung, als in den Lehren von der seinen abweichen, sieht er viel gründliche Gelehrsamkeit und kräftiges Geschick, das er zu bewundern und viel gesunde Frömmigkeit, die er zu verehren hat. Selbst in Betreff der Kirche, von deren Verderbniß und geistlicher Tyranney die unsere unter der Leitung der göttlichen Vorsehung sich losgemacht hat, erkennt er die Trefflichkeit jener Missale an, denen unser Ritual größtentheils entnommen ist; er findet in manchen ihrer Schriftsteller einen Genius, eine Erhabenheit, eine Salbung, die selten übertroffen worden. Kurzum er übt christliche Liebe und Wohlwollen aus gegen alle Sekten und alle Partheyen,

eine ausgenommen —: eine Sekte, vor der man jüngst auf's verständigste und bezeichnendste gewarnt hat. Sie ist in der That keine bestimmte Sekte; sie bildet keine besondere Gemeinschaft, denn dann könnte seine Vorsicht alle Berührung mit ihr vermeiden; doch aber ist es eine, deren Schlaffheit (sloth) dieselbe gewinnende Wirkung hervorbringend, welche die Schlauheit der Jesuiten einst begleitete, ohne uns, wie die Schule Loyola's die Hoffnung ihrer Ausrottung zu lassen, — Mittel gefunden hat, nicht wenige ihrer Anhänger in jede Art religiöser Gemeinschaft und Gesellschaft der Welt einzuschwärzen — die Sekte der Nichtsthuer.

Diese schlimmsten aller Sektirer wird kein noch so prahlendes Glaubensbekenntniß, keine flammende Schaustellung von Rechtgläubigkeit, kein Geschrey für bevorzugte, keine Feindseligkeit gegen verworfene Lehrmeinungen; kein Aufruf für oder wider Staat und Kirche, je in seiner Werthschätzung steigen machen. Er betrachtet sie als den unfruchtbaren Feigenbaum einer jeden Gemeinschaft, auf deren Boden sie sich erheben. Sie können in der That Anspruch machen, ihr anzugehören — allein nur, wie der Wurm zur Wurzel gehört, der Wurmfraß zur Knospe, der Auswuchs zum gesunden Körper sich verhält.

In der Verfassung der Staatskirche billiget Candidus die verschiedenen Stufen an Rang und

Würde, wie die Abstufungen des Einkommens. Doch, obwohl er nie wünschen wird, daß die höchsten erniedriget werden, kann er doch einen herzlichen Wunsch nicht unterdrücken, daß die niederen besser gestellt würden. Ueberzeugt indeß, daß Unvollkommenheit die Natur der menschlichen Dinge und ihr inne wohnend sey — tröstet er sich mit der Hoffnung — einer Hoffnung, die durch wirkliche Thatsachen bestätigt wird — daß Einige der am höchsten begabten, Beyspiele christlicher Freysinnigkeit seyn werden — so wie Einige der am schlechtesten gestellten, Muster geduldiger Unterwerfung, so daß diese verschiedenen Abtheilungen, indem sie Andern zum Vorbilde dienen, ihr eigenes ewiges Heil schaffen.

Allein die Uebel, die er nicht wegschaffen kann, wird Candidus nie verschlimmern. Er würde es selbst als ein Verbrechen betrachten, Fragen anzuregen, welche nur die Wunden entzünden und zur Eiterung bringen könnten, deren Heilung sie im Sinne tragen; er weiß, daß fruchtloses hin- und her-erwägen nur zu reizen, selten zu heilen vermag, daß streitlustiges auseinanderbreiten und -zerren an unheilbaren Beschwerden allein dazu dienen mag, Unzufriedenheit zu wecken oder Widersetzlichkeit zu erregen.

Er ehrt jede Ordnung und Abstufung unter den Würdeträgern der Kirche um des Herrn willen;

und sollte ein Fall sich ergeben, in dem er den Mann nicht ehren kann, so wird er doch das Amt ehren. Wenn er um seine Meinung über irgend einen Mangel befragt wird, so werden seine Ausstellungen bescheiden seyn; wird er nicht dazu aufgefordert, so schweigt er lieber. Allein wenn sein Tadel, obgleich gerecht, auch mild auftritt, so ist dennoch sein Lob, wo es verdient wird, desto herzlicher. Vor allem aber hält er das Verfahren, welches ganze Gemeinschaften und Körperschaften verantwortlich machen will für die Fehler und Irrthümer Einzelner, für eben so ungerecht, ehrlos und unaufrichtig als es gemein ist — obgleich er sich nie herbeylassen wird, etwas zu loben oder auch zu rechtfertigen, sey es in den Einzelnen, sey es in den Gemeinschaften, was irgend wie entschieden verwerflich ist.

Anlage D.

Kleinere Auszüge und Bruchstücke aus verschiedenen Schriften der Hanna More.

I.

Ueber den Werth und die Nothwendigkeit einer religiösen Erziehung der Jugend — sowohl der vornehmen Welt als des Volks.*)

Wenn es sich um die Wahl handelt von zwey Erziehungsweisen, von denen die eine mit dem Strome der Vorschriften des Evangeliums geht und die andere wider ihn, so muß die erste in ihren Folgen sich der letzten überlegen erweisen, sowohl was die allgemeine und wesentliche Ausbildung und Erweiterung des Geistes, als was die Kräftigung des sittlichen Muthes anbelangt.... Warum sollten denn nun die Armen allein, unseres Wohlwollens genießend, sich dieses Vorzugs zu erfreuen haben? Warum sollten die Reichen, in diesem vereinzelten Falle, so gar uneigennützig sich erweisen?

*) Aus den Moral Sketches — Moralische Skizzen.

Warum sollte dieselbe heilige Sorgfalt und Liebe sich nicht über die Kinder der Vornehmen und Reichen verbreiten? Warum sollte der Sohn des Edelmannes nicht die Vortheile genießen, welche jetzt den Kindern seiner Diener, seiner Arbeiter, der ärmsten unter seinen Nachbarn zugänglich gemacht worden? Warum sollte christliche Belehrung nicht eben sowohl zum vorherrschenden Theile der Erziehung Solcher gemacht werden, welche zur Verwaltung der Gesetze, ja zu ihrer Erlassung selbst berufen sind, als derer, die zu gehorchen und zu arbeiten bestimmt sind? Warum sollten diese menschlichen Wesen — so wichtig wegen ihres Einflusses und des Beyspiels, das sie einst geben werden — die einzigen in diesem erleuchteten Lande seyn, deren höchste Interessen verabsäumt werden? ... Wenn wir angefangen haben den Armen Belehrung zukommen zu lassen, in der Absicht, den Geist der Empörung und Auflehnung gegen die gesetzlichen Gewalten zu unterdrücken, so bedarf dieser Geist in unseren eigenen Familien wohl nicht weniger der Hemmung und Bewältigung. Dieser ist unter allen Ständen das herrschende Uebel unserer Tage. Der verminderte Gehorsam der Kinder gegen die Eltern, der Diener gegen ihre Herrschaften, der Unterthanen gegen die Fürsten — alle entspringen einer und derselben gemeinsamen Wurzel: einem Nachlaß in der Ehrfurcht vor dem Ansehen Gottes.

Aus seiner Bibel und aus seiner Bibel allein (so redet Hanna die Wohlhabenden unter den Eltern in Beziehung auf ihre Kinder an) — muß euer Kind die Grundsätze in sein Bewußtseyn aufnehmen, welche die Richtschnur seines Lebens bilden sollen, wie die Regel, nach der es einstens wird gerichtet werden. Und traget Sorge, daß es wohl unterscheiden lerne zwischen der weltlichen Moral, die es von der Menge lernen kann, und jener christlichen Vollkommenheit, welche die heilige Schrift, und nur sie allein uns vorschreibt. Lehrt es frühe sich bewußt werden — es kann nimmer zu frühe seyn — daß es nicht eine Reihenfolge sprüchwörtlicher sittlicher Maximen sind, nicht einige sogenannte gute Handlungen hie und da verrichtet, nicht gewinnende, anständige Sitten, die Wirkung natürlichen Gefühls, der Gewohnheit, der Mode, der Rücksichtnahme auf Gesundheit, auf guten Ruf — daß dies alles noch nicht ausreicht einen wahrhaft ehrenwerthen Karakter zu bilden. Dieser mag nicht errungen werden durch Ausübung gewisser, die allgemeine Gunst gewinnender Tugenden, oder vielmehr Bruchtheile von Tugend; denn es giebt keine wesenhafte, innewohnende Tugend da, wo keine Religion ist. Anmuthige Sitten werden die allgemeine Gunst gewinnen, und weltliche Beweggründe werden solche allgemein gebilligte Handlungen hervorrufen — allein die ächte, auch im

Kampf, auch im Widerspruch, unter der allgemeinen Ungunst beharrende Tugend geht nur aus christlichen Grundsätzen hervor. Die Eine ist die flüchtige Blüthe, die andere die heilsame Frucht.

II.

Aus der: Religion im Leben.*)

In der Vorrede sagt Hanna More: Die Schreiberin hat versucht sich an Christen zu wenden mit ihrer Rede, als eine Christin die bald sterben muß, zu Christen, die einst sicher sterben müssen. Sie hofft, man wird sie nicht anklagen, sich zur Sittenrichterin aufgeworfen zu haben — vielmehr wird man sie als eine solche ansehen, die in dem vollen Bewußtseyn geschrieben hat, daß sie noch ferne von der Vollkommenheit sey, die sie schildert, und voll der herzinnigen Ueberzeugung, wie mißlich es sey, eine Richtschnur aufzustellen, welche ihre eigene Ausübung nur zu sehr in Schatten stellen möchte. Sie schreibt, nicht mit der Anmaßung einer Ueberlegenheit — vielmehr mit einem tiefen Selbstgefühl, Theil an den Schwächen zu haben, gegen welche sie gewagt hat, Andere zu warnen. Sie möchte die Sprache des Mitgefühls führen, nicht aber Vorschriften geben — es ist die Rede

*) Practical Piety, or the Influence of the Religion of the Heart on the Conduit of the Life.

der Erfahrung, nicht die der Pergamente. Fern davon, sich selbst der Gebrechen ledig zu wähnen, die sie warnend enthüllt, ist es gerade das Gefühl dieser Gebrechen selber, das ihr deren Schilderung erleichtert hat. So ist es denn eben das innere Bewußtseyn ihrer eigenen Mängel, welche man als ein Hinderniß geltend machen könnte, das, wie sie glaubt, sie befähigt hat, Andern diese Gefahren bemerklich zu machen. Kann auch der Leidende nicht die Regeln zur Heilung einer herrschenden Seuche vorschreiben, viel weniger dieselbe bewirken, doch mag er aus den gemeinsamen Merkmalen derselben Krankheit, unter der er leidet, Anderen die Nothwendigkeit bemerklich machen, sie zu beachten. Er kann den Fall mit wahrem Mitgefühl behandeln, wenn auch nicht mit wissenschaftlicher Gründlichkeit. Er mag die Erfahrung geltend machen anstatt der Kunst; er mag den Werth des Heilmittels hervorheben, das er vielleicht verabsäumt, wie auch dasjenige empfehlen, bey dessen Gebrauch er sich selbst wohl befunden hat.

Die Verfasserin kann auch wohl, wie einer ihrer frühesten und erleuchtetsten Freunde (Dr. Johnson) fragen: Wo ist die Welt in der wir geboren wurden? Der Tod hat die meisten unter jenen Verbindungen abgebrochen, welche die Ehre und das Glück der Tage ihrer Jugend ausmachten. Neue Bande indeß haben sie fortwährend an die menschliche Gesellschaft

geknüpft. Sie fühlt sich besonders glücklich in der ehrerbietigen Zuneigung, mit der eine große Zahl liebenswürdiger jüngerer Personen ihr anhangen, welche vielleicht mit vermehrter Aufmerksamkeit Gedanken und Empfindungen aufnehmen werden, die ihnen durch die Wärme ihrer eigenen Anhänglichkeit näher gebracht werden möchten, als durch irgend einen Anspruch von Verdienst auf Seiten der Schreiberin. Giebt es nicht ein Etwas in persönlicher Bekanntschaft, etwas in den Gefühlen eines uns theuren Freundes, welches, durch jene verborgene Ideenverbindung, auf welcher so vieles in der unbestimmten Empfindung unsres Vergnügens beruht, das, wenn es alten Wahrheiten auch keine neue Kraft verleihen kann, doch eine neue Theilnahme erwecken mag, die bekannten Wahrheiten auf's neue zu erwägen? Ihr inniges Gefühl für jene jungen und liebenswerthen Gemüther erstreckt sich weit hinaus über den schwindenden Zeitraum persönlichen Umgangs in der Gegenwart. Es würde ein Sonnenblick seyn für ihre Scheidestunde, dürfte sie hoffen, daß irgend eine hier beleuchtete Vorsicht, eine hier empfohlene Gewohnheit, Einer von ihnen nützlich seyn könne, wenn die Hand, welche jetzt diese Feder führt, längst in Staub zerfallen, nicht mehr zu ihren Diensten thätig seyn kann. Dies würde in der That eine Art seyn, ihrer Freundin auf eine Weise zu gedenken, welche in ihnen die

reinste Zuneigung offenbaren und ihr selbst die schönste Ehrenkrone flechten würde.

III.

Die Religion ist in's Leben überzuführen.*)

Mit Recht wird bemerkt: „Die schönste Theorie hat noch nie einen Menschen in den Himmel geführt.“ Eine Religion aus abgerissenen Begriffen bestehend, die den Verstand beschäftigen, ohne das Herz zu erfüllen, mag die Rettung des Menschen wohl hemmen, aber nimmer fördern. Wenn diese Begriffe falsch sind, so sind sie freylich desto schädlicher; wenn aber wahr, jedoch unwirksam, so häufen sie nur die Schuld. Wenn unwesentlich, obwohl nicht gerade verkehrt, so nehmen sie einen Platz ein, der würdigeren Gegenständen gebührte, und drücken den Geist unter sein eigenes Maaß herab, indem sie die Dinge, welche man nur nicht ungethan lassen sollte, an die Stelle derjenigen unterschieben will, welche durchaus gethan werden sollten, und die allerwesentlichsten ungethan läßt. Nicht eine solche Religion zu verkünden ist Christus in die Welt kommen, nicht eine solche hat Er die Menschen lehren wollen.

Alle Glaubenslehren des Evangeliums sind Grundsätze, die im Leben zur Ausübung kommen sollen. Das Wort Gottes ward nicht geschrieben,

---

*) Ebendaselbst.

der Sohn Gottes ist nicht in's Fleisch kommen, der heilige Geist ist nicht herabgesendet worden, einzig und allein, damit die Christen richtige Ansichten und wahre Begriffe empfängen. Religion ist etwas mehr noch als bloße klare Anschauung des Verstandes, richtige Auffassung und Schärfe des Urtheils. Sie ist ein belebendes, lebeneinhauchendes Prinzip. Sie muß in die Lebensgewohnheiten übergehen, ebensowohl als sie den Verstand leiten muß; sie muß den Willen regeln, wie das Bekenntniß auf die Lippe legen. Sie soll nicht allein den Meinungen das richtige Maaß leihen, sie soll dem Herzen eine neue Gestalt geben. Sie ist ein umbildendes, ja ein alles durchdringendes Prinzip. Sie verändert den Geschmack, giebt den Neigungen frische Thätigkeit, und zugleich mit dem neuen Herzen zeugt sie eine neue Gestalt des Lebens.

Das Christenthum verpflichtet alle seine wahren Bekenner zu einer und derselben Sinnesart, haucht ihnen denselben Geist ein, erfüllt sie mit derselben Willigkeit zu allem Guten. Die That, die Art der Ausführung mag, nach den verschiedenen Umständen, die nicht in unserer Gewalt stehen, wechseln. Die Macht das Gute auszurichten wird Einigen versagt, denen dennoch der Lohn nicht vorenthalten werden wird. Wenn die äußere That den ganzen Werth christlicher Tugend ausmachte, dann wäre

der Urquell alles Guten selbst Quelle der Ungerechtigkeit, indem er es zahllosen Mengen unmöglich machte, seine eigenen Gebote zu erfüllen. In den Grundsätzen, in den Gesinnungen, in dem brünstigen Verlangen, im heiligen Streben — darin besteht das eigentliche Wesen der christlichen Tugend.

IV.

Die stoßweise Religiosität (Periodical Religion).*)

Es giebt eine Religiosität, die zu aufrichtig ist, um für Heucheley zu gelten, allein zu vorübergehend um Nutzen zu schaffen; zu oberflächlich um in's Herz einzudringen, zu unfruchtbar um daraus hervorgegangen zu seyn. Sie ist seicht, aber nicht falsch. Sie hat wohl Unterscheidungskraft genug, um die Sünde zu erkennen, allein nicht Vestigkeit genug, um ihr zu widerstehen; Reue hinlänglich, das Herz zu erweichen, doch nicht Kraft genug, es zu bessern. Sie beklagt es, wenn sie übel gethan und erfüllt alle Bedingungen der Reue über die Sünde, ausgenommen die, ihr zu entsagen. Sie hat jedes Merkmal der Andacht, nur nicht deren Beharrlichkeit, und giebt der Religion alles — nur nicht das Herz. Dies ist die Religion abhängig von Zeit, Umständen, Ereignissen; sie wird durch Zufälle in Bewegung gesetzt,

*) Ebendaselbst.

und schwindet dahin mit dem Anlasse, der sie hervorrief. Große Fest- und Fast-tage, welche selten einfallen, werden beobachtet, und wir fürchten, weil sie selten vorkommen; indeß der große Feyertag, welcher jede Woche wiederkehrt, zu oft kommt, um sich gleicher Ehre erfreuen zu dürfen. Die Gottseligkeit solcher Leute bricht gewöhnlich plötzlich hervor auf dem Krankenlager — pflegt aber den Rückzug anzutreten, so wie die Genesung eintritt. Sterben sie, so schreiben ihre Bewunderer sie ein in den Kalender als Heilige — genesen sie, so kehren sie in die Welt zurück, der sie entsagt hatten, und schieben ihre Bekehrung auf, eben so oft, als der Tod seinen letzten Streich zurückhält.

Hieran schließen wir folgende im genauen Zusammenhange damit stehende Betrachtung *):

V.

Ueber die verkehrte und die rechte Art, Welt und Christenthum zu verbinden.

Es kann nicht abgeläugnet werden, daß „die besten Menschen von der Welt" (wie man sie nennt) — oft die Religion gebrauchen wie der Lüstling die Arzney. Der Letzte nimmt das Heilmittel ein, um die Wollust mit der Gesundheit verbinden zu

*) Aus: Die Sitten der Großen (Thoughts on the Manners of the Great).

können, die Ersten betrachten die Religion als eine Vermittelung, um den Frieden des Gewissens mit einem dem Vergnügen gewidmeten Leben auszusöhnen. Aber keine moralische Chemie vermag natürliche Gegensätze zu vereinigen. In allen solchen widernatürlichen Mischungen wird die Welt stets die Oberhand gewinnen, und die Religion verschmäht es, mit dem ihr Widerwärtigen sich zu verbünden.

Man wolle mich indeß nicht der Absicht verdächtigen, daß ich andeuten wolle, die Religion muntere die Menschen dazu auf, sich der Gesellschaft zu entziehen und sich in die Einöde zu verbergen —; die großherzigen wichtigen Pflichten des thätigen Lebens hintan zu setzen, um den traumartigen, kalten, unfruchtbaren des Klosters oder der Einsiedeley sich hinzugeben? — Nein — das Unheil besteht nicht darin, daß **wir** in der **Welt** leben — sondern daraus, daß die **Welt** in **uns** lebt! unsere Herzen beschäftigend, unsere Neigung an sich reißend. Thätigkeit ist das Leben der Tugend, und die Welt ist der Schauplatz der Thätigkeit. Vielleicht möchten einige der vollkommensten Vorbilder menschlichen Wohlverhaltens gerade in den öffentlichsten Stellungen zu finden seyn, und unter den geschäftreichsten Klassen der Menschheit. Die Welt ist in der That eine Bühne der Prüfung, allein die Glorie des

Sieges steht auch im geraden Verhältniß zu dem Wagniß des Kampfes. Ein Bewußtseyn der Gefahr schärft die Umsicht und erhöht die Wachsamkeit der Tugend. Loth ist vielleicht nicht der Einzige, der seine Unbescholtenheit inmitten einer großen Stadt, die wegen ihrer Gottlosigkeit verrufen war, bewahrt hatte, und sie im Schooße der Zurückgezogenheit einbüßte.

Es ist gesagt worden, daß jene weltlichen besten Menschen ihrem Bekenntnisse mehr Ehre brächten, als die ernsteren Christen dem ihrigen, indem sie mehr von Heiterkeit, Freundlichkeit und Glück an sich offenbar werden ließen als jene. Sollte diese Behauptung wahr seyn, was ich noch sehr in Zweifel ziehen möchte, ist es nicht wahrscheinlich, daß das größere Maaß scheinbarer Heiterkeit und Frohsinns der ersten, jener Trostquelle entnommen seyn mag, die Frau Hurtig dem Falstaff, in Shakespeare's bewundernswerther Schilderung vom Todtenbette jenes witzigen Wüstlings, diesem empfiehlt? „Er verlangte nach Trost," sagte die Frau Wirthin, „und fing an von Gott zu sprechen; aber ich, um ihn zu trösten, sagte ihm, er solle nicht an Gott denken, es wäre noch immer Zeit genug, an solche Dinge zu denken." Täuschen nicht Manche sich selbst, indem sie Wasser aus diesen löcherigen Brunnen des Trostes schöpfen? und eine ungewisse und unvollkommene Glückseligkeit

in dieser Welt sich zusammenflicken, während sie ihre Aufmerksamkeit von den wichtigen Belangen der zukünftigen hinwegwenden?

VI.

Uebereinstimmung des Lebens mit dem Bekenntnisse.*)

Ich will diese flüchtigen und zusammenhanglosen Winke mit einer schlichten und kurzen Ansprache an Diejenigen schließen, welche sich mit einem anstandsvollen Bekenntnisse zu den Lehrsätzen des Christenthums, wie mit dem Besuche seiner Gottesdienste und dem äußerlichen Gebrauche seiner Heilsmittel begnügen, ohne zugleich Fleiß zu thun in der Ausübung ihrer christlichen Pflichten. Glaubt mir — und verzeiht mir's — wenn ich euch sagen muß: Ihr seyd die Leute, welche die Religion herabsetzen in den Augen ihrer Feinde. Die offenbaren Ungläubigen, die sich als Feinde Gottes und alles Guten offen Bekennenden, dienen nur dazu, die Wahrheiten zu bestätigen, welche sie zu bekämpfen im Sinne haben, die Lehrsätze zu erläutern, welche sie läugnen, und selbst die Weissagungen zu erfüllen, welchen keinen Glauben zu schenken sie vorgeben. Allein ihr, gleich einer ungenügenden und wankenden Stütze, erschüttert das Gebäude, welches aufrecht zu halten ihr euch anmaaßt.

*) Ebendaselbst.

Wenn ein scharfsichtiger und durchdringend beobachtender Ungläubiger euer Leben mißt an der Regel, nach welcher einherzugehen ihr vorgebt — da findet er so wenig Gleichförmiges zwischen beydem, das Nachbild ist dem Vorbilde so ganz unähnlich, daß diese Unzusammengehörigkeit, dies euer Schwanken der Zugang ist, der seinem stärksten Angriffe die Bahn öffnet. Und ich muß bekennen, daß von allen Beweisführungen, welche die so geschäftige Böswilligkeit des Unglaubens von allen Enden zusammengelesen hat, das unverantwortlich nachlässige Verhalten derer, die sich als Christen bekennen, die einzige ist, die wirklich im Stande wäre, einen Mann von Urtheil stutzig zu machen. Er vernimmt von einer Religion, die den Geist der Selbstverläugnung athmet; er lieset die acht Seligkeiten jener Bergpredigt; er bemerkt wie das ganze grobe Geschütz des Evangeliums gegen Stolz und Sinnlichkeit gerichtet ist. Er wendet sich dann zu dem Abdrucke dieses vollkommenen Urbildes, zu den Leben, die nach Ihm gestaltet zu seyn vorgeben. Nun erblickt er mit dem Siegeslächeln des Hohnes, daß Stolz, Eigenliebe, Selbstgerechtigkeit, ungezügelte Verschwendung zur Befriedigung jedes Gelüstes, und ungeregelte Vergnügungssucht, als wohlanständige Laster in den Augen derer gelten, die sich zu den Wahrheiten der christlichen Lehre bekennen. Er wägt jene Sanftmuth, die selig

gepriesen wird, ab gegen diese Anmaaßung, welche so gewöhnlich ist, daß sie aufgehört hat Schande zu bringen. Er vergleicht das „Nicht sich der Welt gleich stellen", welches die Bibel als den Prüfstein des wahrhaft Gläubigen aufstellt, mit jenem unsinnigen Haschen nach Vergnügen, das man für einen Christen nicht mehr ungeziemend hält.

Er stellt dem sich selbst verläugnenden und sich erniedrigenden Karakterbilde des Stifters unseres Glaubens, den der Sinnlichkeit fröhnenden Wandel seiner Bekenner entgegen. Er findet da wenig Uebereinstimmung zwischen den Schranken, die dort gezogen worden und den Genüssen, denen man hier sich hingiebt. Welche Schlüsse muß ein betrachtender urtheilender Zweifler aus solchen Prämissen ziehen? Ist es ein Wunder, wenn solche Redensarten als: „ein zerbrochener Geist" — „ein zerknirschtes Herz" — „Armuth des Geistes" u. s. w. dem Ungläubigen als eine „Thorheit" erscheinen, wenn diese demüthigenden Lehren der bekennenden Christen ihm zum „Steine des Anstoßes" werden; der Christen welche wahrlich nicht von Herzen eine Religion lieben können und ihr Beyfall schenken, welche ihnen ausdrücklich sagt, daß sie in die Welt gesandt worden, den Stolz menschlicher Herrlichkeit nieder zu halten und allem Rühmen ein Ende zu machen? Allein obwohl die leidenden und selbstverläugnenden Tugenden nicht eben hoch

in der Werthschätzung der bloß natürlich guten Menschen stehen, sind sie darum nichts desto weniger die eigenthümlich evangelischen Tugenden. Die Welt preiset glänzende Handlungen — das Evangelium empfiehlt gute Gewohnheiten und reine Beweggründe: selten flößt es die strahlenden Thaten ein, welche den Helden machen, noch lehrt es solche erhabene Gesinnungen, welche den Philosophen bilden — allein es legt uns die schwierige Aufgabe vor uns selbst zu verläugnen, unbefleckt in der Welt zu leben, Lieblingssünden zu besiegen und „von uns selbst nicht höher zu halten als sich ziemt.“ Das Streben nach Ruhm war die Vorschrift anderer Religionen — die Verachtung desselben ist die Vollkommenheit des Christenthums.

Seyn wir denn nur beharrlich, folgerecht — und wir werden nie, auch in den Augen unserer Feinde, nimmer verächtlich seyn. Nie möge der Glaubenslose von uns sagen dürfen, daß wir eine Reihe von Meinungen für die Theorie, eine andere für unsere Praxis haben, — daß wir dem Volke den rauhen, dornigen Pfad zum Himmel weisen, während wir selbst tändelnd auf dem rosigen Pfade des Vergnügens einherwandeln.

Würde es nicht den Karakter eines verständigen Mannes zieren, dessen unzweydeutiges Merkmal folgerechte Beständigkeit ist, eine Richtschnur sich

zu erwählen und bey dieser zu beharren? Ein zeitweiliger Christ ist ein lächerlicher Karakter. Veste Grundsätze, wenn sie wirklich zu Triebfedern des Herzens geworden und nicht blos Verstandesmeinungen geblieben sind, werden auch einen fortlaufenden Gang der Thätigkeit einhalten; während Unentschiedenheit des Sinnes auch Unbeständigkeit im Verhalten zur Folge haben wird. Giebt es ein Muster, welches zu verehren wir uns gedrungen fühlen, so müssen wir unser Leben darnach einrichten. Ist entweder der Koran Mahomeds, oder die Offenbarung des Zoroaster ein so vollkommener Leitfaden, so laßt uns einem von diesen folgen. Mag Epikur, Zeno oder auch Confucius der Gegenstand unserer Ehrfurcht und Verehrung seyn, so lasset uns offen unser Verhalten den Vorschriften ihrer Philosophie nachformen; und dann, wenn wir auch im Irrthum sind, werden wir nicht als thöricht erscheinen; wir werden falsch gewählt haben, aber nicht unbeständig seyn. Ist jedoch die Bibel in Wahrheit das Wort Gottes, wie wir bekennen zu glauben, so haben wir uns nicht weiter nach einem vollendeten Musterbilde umzusehen. „Wenn der Herr Gott ist, so lasset uns Ihm anhangen." Ist Christus das Opfer für unsere Sünde, so sey Er uns auch das Vorbild eines heiligen Lebens.

VII.

Das Beyspiel der Vornehmen wirkend auf den geringen Mann.*)

.... Ein wachsendes Verlangen, die Armen zu unterrichten, die Unwissenden zu belehren und die Lasterhaften zu bekehren, macht sich bey uns bemerklich, besonders unter den höheren Ständen.

Allein vergeblich werden alle Bestrebungen nach einer theilweisen und die untern Klassen allein in Betracht nehmenden Besserung sich erweisen. Die Umkehr muß bey den Vornehmen beginnen, oder sie wird nimmer in Wirkung treten. Ihr Beyspiel ist der Bronnen, daraus das gemeine Volk seine Sitten, seine Gewohnheiten, seine Handlungen, sein Wesen schöpft. Zu erwarten, daß man die Armen im Volke bessern könne, während die Wohlhabenden verderbt bleiben, heißt Wohlgerüche in den Strom werfen, dessen Quelle verpestet ist.

Wenn nun die Reichen und Großen in der Welt nicht durch den freysinnigen Geist des Rechtthuns, und durch den christlichen Geist der Gottesfurcht sich bewogen finden, jener Uebertretungen sich zu enthalten, um derentwillen den Armen Mulcten

*) Die ganze Abhandlung hat das Motto aus dem Shakespeare: „You are the Makers of Manners" — Ihr seyd's die da die Sitten schaffet.

und Haften auferlegt werden, so kann nichts wirksam Gutes gethan werden. (Die Verfasserin hat hier besonders die Verletzungen der Sabbathsgesetze — zur Aufrechthaltung einer zweckmäßigen Sonntagsfeyer — im Auge.) ....

Muß der geringe Mann es nicht für unbillig halten, wenn ihm die Erholungen des Wirthshauses und der Kegelbahn am Sonntagabend gekürzt werden, wenn er hört, daß viele Häuser des vornehmsten Adels an jenem Abende mit Gesellschaft überfüllt sind und man dort sich solchen Vergnügungen überläßt, welche die menschlichen Gesetze selbst an Werktagen verbieten? Da der Trieb der Nachahmung und das Verlangen, es den höhern Ständen gleich zu thun und auch die Mode mitzumachen, die niederen beseelt, ist es nicht zu fürchten, daß sie die Besserung nicht für wohlanständig halten werden, die von den Höhergestellten ihnen wohl empfohlen, jedoch nicht geübt wird? Eine Regel, der das Beyspiel entgegenwirkt, ist mehr als nur unfruchtbar, sie ist lächerlich (auch für Eltern zu merken!): und das gemeine Volk wird verleitet werden einen gar geringen Werth auf ein gutes Verhalten zu legen, wenn es sieht, daß es nur von den niedern Schichten erwartet wird. Sie müssen wahrlich lächeln über die Uneigennützigkeit der höher als sie Gestellten, welche sie so ängstlich bemüht sehen, Andere zu retten,

und die so unbekümmert um ihren eigenen Zustand bleiben. Der Ehrgeizige im Volke wird kaum einer Rettung Geschmack abgewinnen können, welche sich nur für das Proletariat zu ziemen scheint und allenfalls den kleinen Bürgersmann in's Auge faßt. Auch können sie wahrlich sich keinen sehr hohen Begriff von jenem verheißenen Lohne der zukünftigen Welt machen, zu welchem der Weg von ihren Vorgesetzten ihnen wohl mit Ernst vorgezeichnet wird, den jene aber selbst zu wandeln verschmähen!

Nicht dadurch, daß es Strafen und Bußen auferlegte, brach das Christenthum sich Bahn in der Welt: die göttlichen Wahrheiten, die es anempfahl, erhielten eine unwiderstehliche Bestätigung durch das Leben, den Wandel und das Beyspiel seiner ehrwürdigen Bekenner. Dies waren Beweisführungen, denen kein Volksvorurtheil widerstehen, die keine jüdische Logik widerlegen, keine heidnische Philosophie abschwächen, keine römische Verfolgung um ihr Ansehen bringen konnte. Hätten die ersten Christen die vollkommenste Religion, welche je die Welt gesehen, nur angepriesen und ausgebreitet, sie würde sich von geringem Einflusse auf den Glauben und die Sitten der Völker erwiesen haben. Die bewunderungswürdigen Erfolge, welche die Verkündigung des lautern Evangeliums begleiteten, würde nie statt-

gefunden haben, wenn das neidische, eifersüchtige und durchdringend forschende Auge der Böswilligkeit eine Spur davon hätte auffinden mögen, daß die Lehren, welche die Christen vortragen, nicht durch ihr Leben in das hellste Licht gesetzt, bestätigt und erläutert werden.

VIII.

Ueber eine würdige Sonntagsfeyer der höhern Stände.

(Vorrede zur zweyten Ausgabe der: Sitten der Großen.)

.... Man hat die Frage aufgeworfen: wie der Sonntag möge würdig ausgefüllt werden? Diese Frage bezieht sich wohl nicht so sehr auf die Pflichten, als auf die diesem Tage ziemenden Erholungen? Man würde vielleicht finden, daß die Zwischenzeiten eines Sonntags, der regelmäßig seinem vernünftigen und angemessenen Gebrauche geweiht wird, nicht so gar langwierig seyn werden, als daß sie nicht leicht und angenehm durch heitere, unschuldige und belehrende Gespräche sollten ausgefüllt werden können. Der Kreis der Freuden des Menschen wäre in der That ein sehr beschränkter, wenn jene oben als irrig bezeichneten rauschenden Vergnügungen und Gewohnheiten die ganze Zahl von Genüssen umschlösse, deren der Mensch fähig ist.

Der heiligen Freude an den gottesdienstlichen Uebungen gesellen sich die Freuden der Zurückgezogenheit, der Freundschaft, der Intelligenz und der Wohlthätigkeit; — sind diese alle für nichts zu achten? ....

.... Personen, die sich auf der glänzenden und heiteren Bühne des Lebens bewegen, führen beständig Klage, daß eine ausgebreitete Bekanntschaft und die Nothwendigkeit, sich stets in großen Kreisen und gemischten Gesellschaften umher zu treiben, ihnen wenig Zeit lasse, die Freuden des Familienlebens zu genießen, so wie die einer ausgewählten Unterhaltung und der häuslichen Ruhe. Andere beklagen nicht minder ernstlich, daß die eilfertige Hast, der ihre öffentliche Stellung sie aussetzt, die nothwendigen Anforderungen eines thätigen Lebens ihnen keine Zeit für andere als nur die leichteste Lectüre übrig lasse. Nun scheint eben das einladendste Heilmittel der wöchentlich wiederkehrende Sonntag, der beyden Uebelständen zugleich abhilft. Die süßen und anmuthigen Freuden des Familienlebens können ohne Unterbrechung genossen werden, wenn man sich dann gegen die müssigen und eitlen Besucher abschließt, welche nicht kommen, um ihre Freunde zu sehen, sondern nur um sich selbst zu entfliehen. Personen die in der Welt leben müssen, unter demselben Dache wohnend und durch die engsten Bande verknüpft,

welche aber Geschäfte und Vergnügungen während des größten Theils der Woche von einander trennen, würden dann die Gelegenheit haben ein wenig Zeit mit einander zuzubringen und die Freundschaft für einander, die Zuneigung zu ihren Kindern zu pflegen, und jener Gemeinschaft mit ihrem Schöpfer, denen unsere gegenwärtigen Sitten wahrlich nicht allzu günstig sind! Jene andere Reihe von sich Beklagenden aber, welche keine Zeit zum Lesen finden können, ihnen bietet diese Zwischenzeit sich als natürliche Aushülfe dar. Und es hat sich ergeben, daß einige der erleuchtetsten Männer, welche die Welt je besaß, ihre seltenen Geistesgaben häufig solchen Gegenständen gewidmet haben, die diesem Tage am angemessensten seyn möchten, und zwar nicht nur in der Lehrform als Predigten (welche Weltmenschen zu verschmähen pflegen), auch in jeder andern anziehenden Gestalt, welche menschliche Einsicht nur annehmen mochte. Unter tausend andern Beyspielen können wir glücklicherweise darauf hindeuten, daß gerade der tiefste Metaphysiker, der größte Sternkundige, der erhabenste Dichter, der schärfste Dialektiker, der feingebildetste Schriftsteller, der vollendetste Philosoph, und der gründlichste Naturforscher*), welche dieses und vielleicht irgend ein Land hervorgebracht hat, alle über solche

*) Locke, Newton, Milton, Butler, Addison, Bacon, Boyle.

Gegenstände geschrieben haben, die eine Beziehung zu der großen Angelegenheit des Tages des Herrn haben. Solche Autoren wie diese, müssen selbst Witzlinge, Philosophen und Weltleute anerkennen, könne man ohne Frömmler zu seyn, lesen, und ohne Schwärmer zu seyn, empfehlen. ....

IX.

Das Christenthum wird in unseren Tagen von sich selbst ausgeleert.

Die starke und großartige Hinneigung unserer Zeit zu Gunsten allgemeiner Duldsamkeit, so edel der Grundsatz an sich selbst auch seyn mag, hat eine gefahrbringende Vorstellung erzeugt, nämlich, daß aller Irrthum unschuldig sey. Mag es nun dieser Ursache oder auch andern zuzuschreiben seyn — die unterscheidenden Züge des Christenthums verlieren von Tage zu Tage mehr von ihrem Ansehen; und es ist Mode geworden selbst unter den Bessergesinnten, die dasselbe auszeichnenden Eigenthümlichkeiten zu umgehen, abzuschwächen und ins Allgemeine herabzuziehen.

Man hat so wenig von dem Gründer des Christenthums in seiner eigenen Religion übrig

*) Aus der: Würdigung der Religion der vornehmen Welt (Estimate on the Religion of the Fashionable World) 1791.

gelassen, daß ein schüchterner Gläubiger bereit seyn möchte, mit der Maria am Grabe auszurufen: „Sie haben meinen Herrn hinweggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben.“ ....

Während wir uns rühmen, aus den Fesseln menschlichen Ansehns uns losgerungen zu haben, wandeln wir da nicht unsere Freyheit um in Zügellosigkeit und streben muthwillig, auch die Bande der göttlichen Oberherrschaft abzustreifen? — Die Freyheit wird mit Recht als der Ruhm der menschlichen Vernunft betrachtet, wenn sie sich in ihren richtigen und angemessenen Schranken hält; allein wenn wir uns auch hinsichtlich unserer Meinungen vor keinem menschlichen Gerichtshofe verantwortlich wissen, sollten wir doch bedenken, daß Gedanken sowohl als Handlungen einst vor dem Richterstuhle Gottes zur Verantwortung gezogen werden sollen. Und obgleich wir uns freuen mögen, daß die Tyranney der geistigen Procrustes in so weit vernichtet ist, daß unsere Meinungen nicht Gefahr laufen, verkürzt oder ausgereckt zu werden, bis sie dem Maaße menschlicher Willkühr gerecht sind — doch giebt es eine Waage, auf der nicht allein Thaten gewogen, eine Richtschnur, darnach auch Meinungen gerichtet werden; und jede Gesinnung, die in offenbarem Widerspruche mit dem uns verkündigten Willen Gottes stehet, ist eben so sehr ein Abschütteln seines Gehorsams,

als die Verletzung irgend eines seiner Sittengesetze. Dies schneidet die Wurzel ab jener frechen vielverbreiteten Redensart: „Daß Gedanken frey sind" — denn in jener Beziehung haben wir eben so wenig Freyheit, Meinungen zu hegen, die dem ausdrücklichen Worte Gottes widersprechen, als uns die Freyheit zusteht, thatsächlich seine Gebote zu übertreten.

Es giebt also wohl nur einen sichern Prüfstein, auf dem wir, ohne Vorwurf der Unduldsamkeit, die Grundsätze der Menschen prüfen dürfen, nämlich: das Gesetz und das Zeugniß (des Wandels); und wenn wir diesen Maaßstab anlegen, da können wir nicht umhin zu beklagen, daß, während ein freysinniger Geist unser Urtheil leitet, kein reineres Prinzip unser Leben zu ordnen scheint. Möchte es nicht gesagt werden können, daß, indessen man uns mit Recht lobt, daß wir milde denken von den Meinungen Anderer, es scheine, als wollten wir ihnen hingegen eine Gelegenheit darbieten, ihre Vorurtheilslosigkeit zu zeigen dadurch, daß wir selbst nach schlaffen Grundsätzen einhergehen? Wenn die Herzen der Menschen wirklich so vest durch die Bande der christlichen Liebe mit einander verbunden wären, als Einige vorgeben, da würden sie mit Gott gewißlich nicht minder vest vereinigt seyn durch ein gemeinsames Grundgefühl von Frömmigkeit. Und die christliche Gottseligkeit allein

ist die sichere Quelle alles christlich-milden Urtheils, so wie alles tugendhaften Verhaltens.

Statt bey der heilsamen Vorschrift zu bleiben: „Richtet Niemand" —, ist es Sitte, unsern Auftrag meist über seine Grenzen auszudehnen, und Jeden in einem Zustande der Sicherheit zu wähnen. Es ist nicht mehr Ermuthigung von Seiten der weltlichen Unpartheylichkeit vorhanden falsch zu richten, als deren von Seiten christlicher Liebe ist, hart zu richten. Wenn wir uns Begriffe und Ansichten bilden wollen, haben wir die Wahl zwischen der Bibel und der Welt, zwischen der Regel und der Ausübung. Wo diese nicht übereinstimmen, muß es doch mindestens dem Urtheil der Gläubigen überlassen bleiben, nach welcher wir entscheiden sollen. Doch handeln wir in religiösen Belangen, niemals nach derselben Regel des gesunden Menschenverstandes und billiger Beurtheilung, welche uns bey andern Gelegenheiten leitet. Wenn wir irgend ein Lebensbedürfniß wägen, so ist's nach einem allgemein bestimmten Maaßstabe; und sey die Waare nun schwerer oder leichter, als das zum Maaße dienende Gewicht, so fügen wir hinzu, oder nehmen hinweg von dieser; niemals aber brechen oder schneiden wir etwas ab, noch verringern wir irgendwie das Gewicht um der Sache zu entsprechen, die wir wägen wollen, — denn die allgemeine Einwilligung der Menschen ist dahin

übereîn gekommen, daß das Eine das Maaß seyn soll, nach dem der Werth des Andern bestimmt und gemessen werde. Allein wenn wir unsere Grundsätze nach dem Richtmaaße des Evangeliums messen, da verfahren wir gerade in entgegengesetzter Weise. Statt unsere Meinungen und Handlungen zur „Waage des Heiligthums" zu bringen, um ihre verschiedenen Mängel zu bestimmen und zu berichtigen, erniedrigen und verringern wir das Richtmaaß der Evangelischen Lehren, bis wir sie zu unsern eigenen Absichten zurechtgeschnitten haben; so daß, statt uns selbst und Andere nach dieser untrüglichen Richtschnur Gottes zu prüfen, wir die Wahrheit des göttlichen Richtmaaßes an der Gleichförmigkeit oder Ungleichförmigkeit mit unseren eigenen verkehrten Begriffen und verderbten Handlungsweisen prüfen zu dürfen vermeinen.

X.

Unser Zeitalter wird das des Wohlwollens und der thätigen Menschenliebe genannt.*)

.... Man hat unser Zeitalter: das Zeitalter der thätigen Menschenliebe genannt. .... Mit der lebhaftesten Freude erkenne ich die erfreuliche Wahrheit an, daß viel geschieht zur Erleichterung der Armuth — des Elends aller Art. Die Freygebigkeit ergießt reichlich in tausend Kanälen ihre Fülle. ....

*) Aus dem zweyten Kapitel der: Würdigung ꝛc.

Jedoch bey allen diesen eingestandenen und augenfälligen Vortrefflichkeiten — sollte es nicht scheinen, als habe man die Freygebigkeit unseres Zeitalters etwas zu sehr auf Unkosten vergangener Jahrhunderte erhoben? Eine gänzliche Umwandelung in den Sitten und den Gewohnheiten hat gleichzeitig die öffentliche Wohlthätigkeit und die Noth der Einzelnen vermehrt; und es ist kaum ein Paradoxon auszusprechen, daß wahrscheinlich es weit weniger Elend gab, als weniger Wohlthaten gespendet wurden.

Wenn eine vermehrte Wohlthätigkeit jetzt einen weiteren Kreis des Elends umfaßt und erleichtert, so sind auch die Beyspiele von Ueppigkeit und Vergeudung, welche jene Noth fördern, unendlich angewachsen, und so steht das Gute, was ausgerichtet wird, wenig im Verhältniß zu der Masse des Uebels, das gefördert wird. Wenn die durch die wachsende christliche Wohlthätigkeit hinweggeräumte Fülle des Elends, in Zahl und Gewicht, weit unter dem Maaße des durch Laster und Unordnung anwachsenden bleibt; wenn wir finden, daß, obwohl die Mildthätigkeit ihre Grenzen erweitert, jene Verderbnisse, welche die Mildthätigkeit nothwendig machen, sich gleichfalls ausdehnen, weit über alle Berechnung hinaus! wenn es scheint, daß, obwohl durch unsere Almosen weit mehr Gegenstände als früher unterstützt, noch unver-

gleichbar mehre aber durch unsere Zügellosigkeit zu Grunde gerichtet werden — dann möchte die Schaale wohl nicht so entschieden zu Gunsten unserer Zeiten den Ausschlag geben, als wir geneigt sind zu wähnen!

Wenn denn nun die gedeihlichste Art christlicher Liebe die ist, Elend zu verhüten, indem man das Laster zu verhüten oder doch zu vermindern sucht, welches die größte und unvermeidliche Ursache aller Uebel ist — so dürften wir die Milde der Großen unserer Tage nicht gar so hoch erheben, im Gegensatz zu jenem weiten Schirmdach des Schutzes, des Unterhalts und der Begünstigung, welche die Milde unserer Vorfahren über ganze Dörfer, ja ganze Landschaften ausbreitete. Wenn einige wenige Edelleute in einer Grafschaft, ihren stattlichen Eichen gleichend (diesen Ureichen, die nicht wie jetzt geschieht auf eine Karte gesetzt wurden!), ihre schützenden Aeste über das Unterholz des Forstes als Schild ausbreiteten — wenn es eine Art passiver Milde gab, eine negative Art des Wohlthuns, welche ganz natürlich Gutes wirkte ohne Anstrengung, ohne Mühe, ohne Kosten, ohne Schautragung — und dieselbe Wirkung herbeyführte, und auf die beste Art alle Thätigkeiten der Barmherzigkeit in's Leben führte, obgleich sie nicht den stolzen Namen derselben beanspruchte — so war es ganz einfach diese: der vornehme Adel

blieb daheim und der einfache Prunk und die geordnete Herrlichkeit und Pracht einer edlen Familie, die den größten Theil des Jahres auf ihrem Schlosse weilte, trug auf die einfachste Weise bey, den Armen Unterhalt zu geben und der Noth vorzubeugen, welcher — mit Dank wollen wir's erkennen — die gegenwärtige Mildthätigkeit sich löblich bestrebt abzuhelfen. Damals freylich wohnte ein Mann von Vermögen vielleicht nicht so oft einem öffentlichen Mittagsmahle bey zum Besten der Armen; allein die Armen selbst wurden weit regelmäßiger und reichlicher gespeiset mit den Brocken, die von der Wohlhabenden Tische fielen. ....

Doch, selbst wenn wir den gerühmten Vorzug der heutigen Wohlthätigkeit zugeben wollten — möchte es noch immer in Frage stehen, ob die Ausbreitung dieses Zweiges der christlichen Milde, obgleich der lieblichste Sprößling der Gottseligkeit, auch wirklich ein entscheidender Beweis des Vorherrschens christlicher Grundsätze sey? Und ob es nicht vielmehr bräuchlich worden ist, die Mildthätigkeit vielmehr als ein Surrogat, denn als einen Erweis des Christenthums anzusehen? Es scheint einer der herrschenden Irrthümer unserer Zeit selbst unter den Bessergesinnten zu seyn, alle Religion im Wohlthun, und dieses Wohlthun im Almosengeben zu suchen. Die große und umfangreiche Idee christlicher Liebe kann indeß nicht

in den engen Rahmen einer Unterstützung an Geld eingeschränkt werden. Diese Art der Milde ist freylich einer der lichten Edelsteine im Schmucke eines Christen; aber sie allein macht noch lange nicht die Reihe der Juwelen vollzählig, die an seiner Krone strahlen; diese erhält ihren Glanz nur von allen den hier vereinten und gesammelten Strahlen christlicher Gnadengaben. Ueberdies sind die ächten Tugenden alle von einem Geschlechte und einer Abstammung; und nur wenn sie im Verein mit einander und mit der Gottseligkeit, ihrer gemeinschaftlichen Mutter, erscheinen, darf man sie als ächt anerkennen.

Allein es ist die Eigenschaft der christlichen Tugenden, daß alle liebenswerthen Glieder dieser Familie, während jede ihre besondere Pflicht erfüllt, sie auch zum Wohlergehen der übrigen beyträgt; und je größer ihre Anzahl, um so glücklicher ist das Familienleben unter ihnen, da keine fortschreiten kann, ohne auch für den Fortschritt des Ganzen zu wirken. So mag niemand nach christlichen Grundsätzen wohlthätig seyn ohne Selbstverläugnung — und so ist's mit allen anderen Tugenden — jede ist mit einer anderen zusammenhangend und alle mit der Religion.

Ich höre schon, wie man mit dem scheinbaren und abgedroschenen Einwande mir entgegentritt, daß „welches auch das Werkzeug und was auch

der Beweggrund der Wohlthat seyn möge, doch jedenfalls dem Armen geholfen und also das Ziel erreicht werde." Und man kann nicht umhin zu bekennen, daß jene mitleidigen Herzen, die den Armen so gern geholfen sehen möchten, nicht zu gewissenhaft der Quelle nachforschen sollen, wenn der Erfolg ein wohlthätiger ist. Auch wird der einfache Sinn nicht zu neugierig die Irrthümer irgend eines Lebens auszuspähen trachten; denn immerhin mag zugestanden werden, daß Wohlthun demselben einen lieblichen Schmuck verleihe, wenn man nur nicht verlangt, daß diese eine Tugend alle andern Mängel zudecken solle.

Man wolle mich nicht mißverstehen, als sey ich geneigt den Werth dieses liebenswürdigen Gefühls herabzusetzen: wir suchen wahrlich nicht die Ausübung herabzuwürdigen, wenn wir das Prinzip zu veredeln trachten; die That wird nicht geschmälert, wenn wir den Beweggrund derselben erhöhen — und niemand wird je darauf fallen, den Armen weniger zu geben, weil er Gott mehr zu gefallen trachtet.

Man kann nicht umhin zu wünschen, daß Almosen an Geld nicht allein nicht verliehen, ja daß sie nicht sogar zu Zeiten empfohlen würden, als eine, alle anderen ersetzende, Tugend. In manchen Gesprächen (fast hätte ich gesagt: in manchen Predigten zu milden Zwecken) wird nicht

undeutlich darauf hingewiesen, daß ein wenig Almosen spenden viele alte Schulden tilgen möge, die durch jahrelange Nachgiebigkeit gegen Schooß-sünden gehäuft worden sind. Wenn dies auch oft von Wohlmeinenden in der Absicht geschieht, die Theilnahme für irgend einen gerade vorliegenden wohlthätigen Zweck kräftiger zu fördern —, so hat dies doch immer die unheilbringende Wirkung jener Arzneymittel, die, während sie einen örtlichen Schmerz vielleicht mildern mögen, das Allgemeinbefinden untergraben.

Daß eine große Zahl Solcher, die nicht durch ein so erhabenes Prinzip, als das Christenthum darbeut, geleitet werden, wirklich ohne Heucheley und ohne Schaugepränge mitleidsvoll sind, wer kann das bezweifeln? Allein wer, der die ganze Schönheit der ächten Wohlthätigkeit empfindet, könnte sich des innigen Wunsches erwehren, daß die Gaben nicht allein dem Empfänger zu gute kommen, nein, auch als Segen auf das Haupt des Gebers zurückkehren möchten, indem sie aus solchen Beweggründen entspringen und von solcher Gesinnung begleitet sind, die zu seinem ewigen Heil gereichen müssen. Denn daß für den Gegenstand die Wohlthat dieselbe bleibt, der Karakter des Wohlthäters sey welcher er wolle, ist für den wahren Christen eine sehr unerquickliche Ansicht, denn dessen Erbarmen umfasset vor allen die Seelen

der Menschen. Ein solcher möchte den mildthätigen Geber eben so glücklich wissen, als dieser den Gegenstand seiner Milde machen möchte; allein er weiß auch, daß es kein volles, wahrhaftes und dauerndes Glück giebt als das, welches auf dem vesten Grunde christlicher Frömmigkeit ruhet.

Denn wenn die Religion nicht einerseits nur eine Meinung, oder ein Gefühl ist, so ist sie andererseits auch nicht nur eine Handlung, oder ein Werk: sie ist vielmehr eine Geneigtheit, eine Gewöhnung, eine Gemüthsfassung, eine Gesinnung — sie ist nicht ein leerer Name, sondern eine Natur, ein Wesen: sie ist das Hinwenden des ganzen Gemüthes zu Gott, sie ist ein Zusammenfassen aller Kräfte und Neigungen der Seele auf einen Centralpunkt, ein einfältiges unwandelbares Verlangen Ihm wohl zu gefallen. Dieses Verlangen giebt sich natürlich und nothwendig kund, indem wir unsern Mitgeschöpfen allewege alles in unsern Kräften stehende Gute erweisen: denn es wird sich zeigen, daß keiner der beyden wesentlichen Theile, in welche die lebendige Religion zerfällt, in irgend einem Grade von Vollkommenheit geübt werden kann als nur von denen, in denen beyde wirksam sind. Denn es steht sehr zu fragen, ob irgend jemand wirklich „seinen Nächsten liebt" und lieben kann „wie sich selbst", der nicht zuerst darnach trachtet, „Gott zu lieben von ganzem Herzen." Wie man

den Genius bezeichnet hat als eine Fülle kräftiger allgemeiner Geistesgaben, die durch einen Zufall bestimmt, irgend ein besonderes Ziel in's Auge gefaßt haben, so mag die Frömmigkeit eine kräftige allgemeine Hinneigung des Herzens genannt werden zu allem, was recht ist, und die in löblichen und schönen Thaten hervorbricht, wie sich nur eben die Gelegenheit dazu darbietet. Die Stimmung muß vorhanden seyn im Gemüth, und das ganze Herz bereitet und gewöhnt zu jeder tugendhaften Handlung, die man von ihm fordern dürfte. Denn religiöse Grundsätze sind ähnlich der Kriegsübung; sie halten sich stets bereit und gefaßt zum wirklichen Dienste aufgerufen zu werden; und, indem er nie etwas an der Zucht nachläßt, findet der wahre Christ sich stets vorbereitet für jegliche Tugend, die von ihm gefordert werden möchte. Rechthandeln beweiset die Einwohnung der Religion im Herzen — doch ist es davon nur der Zeuge, nicht die Ursache desselben.

Will also jemand darüber gewiß werden, ob seine Handlungen der Mildthätigkeit aus religiösem Grunde hervorsprießen, so untersuche er: welches die allgemeine Verwendung seiner Zeit und seines Vermögens sey, und ob seine Ergötzungen und Ausgaben so für gewöhnlich und in Beziehung darauf geregelt sind, daß er Andern mehr oder minder nützlich werden möge?

Vergebens mag er das besitzen, was die höfliche Sitte unserer Tage „das beste Herz von der Welt" nennt (eine Benennung, die wir nur zu häufig dem Verschwender, dem Wüstling beygelegt finden), wenn er seine Zeit und sein Gut in einem solchen Wirbel ausschweifender Genüsse und gedankenloser Verschwendung verschleudert, die ihm wenig Geld und noch weniger Muße für edlere Zwecke gestatten. Es ist nur ein geringer Unterschied vorhanden, ob ein Mann durch filzige Hartherzigkeit, oder durch ungeregelte Vergeudung am Gutesthun verhindert wird —: der Strom nützlicher Thätigkeit wird durch Beydes gedämmt.

Die nur zufällige Wohlthätigkeit eines Mannes darf wenig Anspruch auf wahre Achtung machen; auch verdient keine Milde den Namen einer christlichen, die nicht aus der vesten Ueberzeugung unserer Pflicht hervorgeht; die nicht aus einer vestgewurzelten Bereitwilligkeit entspringt, dem ganzen Willen Gottes zu gehorchen; welche deshalb nicht einen Bestandtheil des allgemeinen Verhaltens ausmacht, das er sich vorgezeichnet hat; und welche ihn nicht dazu anleitet, das Ganze seiner Lebensordnung in Beziehung darauf zu gestalten.

Derjenige aber, welcher sich nicht selbst gewisse innere Schranken zieht, der einen geordneten Gang der Selbstverläugnung inne hält, wird kaum öftere Handlungen des Wohlthuns ausüben, wenn es

nöthig seyn sollte, solchen Zwecken von der Zeit und dem Gelde zu opfern, welche die Lust, die Eitelkeit, die Versuchung ihn anderen Zwecken zu widmen drängen.

Und sicher, wer nur selten eine Lieblingsneigung opfert, wer nicht eine Befriedigung aus dem weiten Kreise seiner Genüsse hingiebt, wenn jene Neigung seiner Fähigkeit wohlzuthun Eintrag thäte, oder wenn dieses Opfer seine Kraft dazu vermehrte, der verdient nicht den schönen Namen eines Wohlwollenden, Und wo sollen wir einen solchen unzweydeutigen Prüfstein der christlichen Liebe suchen, als nur bey dem gewissenhaften Christen? Kein anderer Geist als der, der ihn erfüllt, vermag die Selbstsucht zu besiegen; und wo die Selbstsucht die herrschende Leidenschaft ist, da wird das Wohlwollen nur eine schwache, eine zufällige Herrschaft ausüben.

Wenn wir um uns her schauen und sehen dieses Uebermaaß von Ueppigkeit, die kostbaren Erlustigungen, und die ungeregelte Zerstreuung, welchen eine große Zahl sich so nennender Christen sich hingiebt, kann irgend eine noch so weit ausgedehnte Unbefangenheit, kann selbst das zärtliche Gefühl, welches uns gebeut „alles zu hoffen und alles zu glauben“, uns hoffen und glauben machen, daß alle solche vom Geiste christlicher Mildthätigkeit geleitet werden bloß deshalb, weil wir sie zu

Zeiten irgend eine zufällige Handlung der Milde verrichten sehen, welche der Geist der Welt sehr wohl verträglich mit einem üppigen Leben zu machen versteht; und deren Betrag, alles in allem, in gar keinem Verhältnisse steht zu dem was ein Laster verschlingt — oder auch nur eine Eitelkeit!

Die Menschen wollen sich nicht überzeugen lassen, daß es kaum irgend eine gute menschliche Eigenschaft geben mag, welche ihre eigenen Grenzen erkennen und sich innerhalb derselben zu halten vermöge, ohne den zügelnden Einfluß religiöser Grundsätze. So ist z. B. große Gefahr vorhanden, daß eine beständige Aufmerksamkeit auf eine so löbliche Gewöhnung, als die haushälterische Sparsamkeit ist, das Herz zur Geldliebe geneigt mache.

Nichts ist so geeignet diesem natürlichen Hange entgegen zu wirken, als die christliche Gewohnheit solche Ersparnisse irgend einem guten Zwecke zu widmen; alsdann wird die haushaltende Sparsamkeit, statt das Herz zu verengen, es erweitern, indem es eine beständige Verbindung aufrecht erhält zwischen Wohlthätigkeit und einfacher Lebensweise. Die uns zur Gewohnheit gewordene Aufmerksamkeit auf die Bedürfnisse Anderer ist die einzige heilsame Ordnerin unserer eigenen Ausgaben; und sie hat eine ganze Zahl anderer Tugenden im Gefolge, als da sind Uneigennützigkeit, Nüchternheit und Mäßigkeit. Und diejenigen, welche die Sitte an-

genommen, beständig solche Steuern von ihren eitleren Genüssen zu solchen Zwecken zu erheben, dienen weit weniger den Armen, als sie sich selbst dienen. Denn, wenn sie Barmherzigkeit nach christlichen Grundsätzen üben, „so sammeln sie sich einen guten Schatz für die kommenden Tage.“

Wenn eine solche Ader ächten Christenthums die ganze Masse eines menschlichen Lebens durchströmt, da giebt sie allen seinen Handlungen einen neuen Werth, allen seinen Ansichten eine neue Färbung. Sie verwandelt Sparsamkeit und Vorsicht in christliche Tugenden, und jede Gabe, die auf dem Altar des Erbarmens dargebracht wird, empfängt eine wahrhafte Weihe, denn sie ist das Opfer des Gehorsams und der Preis der Selbstverläugnung und Entsagung. Die Frömmigkeit ist jenes Feuer vom Himmel, das allein das Opfer anzünden kann, welches durch die Vermittelung und Fürbitte unseres großen Hohenpriesters, „als ein süßer Geruch zu Gott aufsteigen wird“.

Andererseits, wenn irgend eine Handlung der Mildthätigkeit nur gleichsam als eine Art Abkommen mit unserem Schöpfer verrichtet wird, entweder als ein Loskauf oder eine Buße für irgend eine unerlaubte Befriedigung, obgleich dann freylich auch in diesem Falle Gott (der die Leidenschaften der Menschen seinen guten Zwecken dienstbar macht) die Gabe für den Empfänger eben so wohlthätig

machen kann, wird doch eine solche Handlung — gewiß ist's nicht zu streng darüber geurtheilt — für den Geber, der ohne Bürgschaft sich darauf verläßt, sich nur als eine trügerische Zuflucht, als ein morscher Stab, am Tage der Rechenschaft erweisen.

IX.

Ueber die religiöse Erziehung der Jugend.*)

.... Die Religion ist die einzige Sache, in der wir, wie es scheint, das Ziel erreichen zu können meinen, ohne die entsprechenden Mittel anzuwenden; und doch würde es nicht wunderlicher seyn, wollten wir erwarten, daß unsere Kinder Künstler und Gelehrte würden, ohne Unterweisung in Künsten und Sprachen erhalten zu haben, als es ist einen Christen da hervorgehen sehen zu wollen, wo keine christliche Erziehung statt gefunden hat.

Die edelsten Gegenstände können keine Freude gewähren, wenn im Gemüth keine Empfänglichkeit vorhanden ist sie zu genießen. Es muß eine Beziehung, eine Wahlverwandtschaft statt finden zwischen dem Gemüthe und dem Gegenstande, um die Fähigkeit des Genusses hervorzurufen. Dem Mathematiker gewährt die Demonstration Vergnügen; dem Philosophen das Studium der Natur; dem

*) Ebendaselbst — aus dem dritten Kapitel.

Lüstling die Befriedigung seiner Begierden; dem Dichter die Freuden der Einbildungskraft. Diesen Gegenständen jagt ein Jeder von ihnen nach, als Vergnügungen, die dem Theile der Natur angemessen sind, welchen er bey sich ausgebildet und genährt hat — von andern aber wird er keine klare Anschauung haben, und noch weniger einen Begriff, wie man an ihnen Freude haben, ihnen seine Mühe widmen möge. ....

.... Sollen wir denn erwarten, daß, wenn die Menschen nur durch Fleiß und Anstrengung zu Gelehrten, zu Künstlern werden können, sie so aus dem Stegereife zu Christen werden sollen? Sollen wir uns wundern, daß die nicht die Pflichten und Gebräuche der Religion beobachten werden, die in Unbekanntschaft mit ihnen auferzogen sind? ....

Man wird uns hoffentlich nicht bestreiten, daß in keinem früheren Jahrhunderte die Leidenschaften der hochgebornen Jugend so früh alles Zügels und aller Einschränkung ledig geworden sind. Niemals noch ist das väterliche Ansehen so verächtlich behandelt, oder jede Art von Unterordnung höhnischer untertreten worden. Nie haben in einem früheren Jahrhunderte die einfachen, natürlichen jugendlichen Freuden so frühzeitig alle Gewalt über das Gemüth verloren; niemals ward das große Geheimniß des Glücks und der Tugend, das Ge-

heimniß, leicht und wohlfeil froh zu seyn, so wenig verstanden. .... Allein diese einfachen Genüsse können dem nur schaal erscheinen, dessen Leidenschaften vorzeitig durch aufregende Vergnügungen geweckt sind, oder dessen Geschmack durch niedrige und leichtfertige bereits verderbt ward: denn es ist von größerer Wichtigkeit, als manche Wohlmeinende denken mögen, auch den Geschmack lauter zu erhalten und das Urtheil gesund. Ein verderbter Verstand hängt gar genau zusammen mit gesunkener Sittlichkeit.

Da Erholungen irgend einer Art jedem Alter nothwendig sind (ich rede hier in Beziehung auf die bloß menschlichen Ergötzungen) warum sollte es nicht ein Gegenstand frühzeitiger Sorgsamkeit seyn, einen angemessenen Theil davon jenen zukünftigen Lebenszeiten aufzusparen, die deren am meisten bedürfen werden? Warum sollte nicht zu diesem Behufe eine Reihenfolge planmäßiger Beschränkungen angenommen werden, die Eltern gegen ihre Kinder, Lehrer gegen ihre Zöglinge, und im Verlaufe des Lebens, Jeder sich selbst auferlegen müßten? ....

Allein der größte, ja die Wurzel aller Mängel der Erziehung ist wohl, daß man die kennzeichnenden Grundsätze des Christenthums nicht früh, nicht stark genug in die jugendlichen Gemüther senkt. Daß die Religion, wenn sie überhaupt noch gelehr-

wird, nur zufällig als eine Sache von untergeordnetem Werthe gelehrt wird, nicht als das leitende Prinzip aller menschlichen That, die große belebende Springfeder des ganzen Verhaltens des Menschen. Würden die erhabenen einflußreichen Grundsätze des Christenthums sorgfältig und frühzeitig in die Seele geflößt, da würden jene Abweichungen von der Tugend, zu welchen Versuchungen und Leidenschaft späterhin so oft verlocken, wenn auch nicht ganz vermieden, das Herz aber doch von ihnen wieder zurückgelenkt werden können. Wo aber dieser Grund in die Seele gelegt ist, da wird auch die falsche Sophisterey abgewiesen werden, die noch verderblicher wirkt, indem sie der frechen Leidenschaft ein schönes Mäntelchen umzuwerfen weiß.

Die durch die Gluth der Leidenschaft hervorgerufenen Verirrungen mögen wesentlich verbessert werden, wo aber eine systematische Gottlosigkeit einmal Wurzel fassen konnte, da wird die Zeit sie nur bevestigen —; keine Abnahme der Kraft, kein Dahinsterben des verderbten Gelüstes vermag die Gewalt eines verderblichen Grundsatzes zu schwächen. Wer wissentlich eine böse That begeht, verläßt gewißlich den Pfad der Sicherheit; allein der, welcher einen falschen Grundsatz annimmt wirft sich nicht allein in Feindesland: er verbrennt auch die Schiffe, er bricht die Brücke nieder —

er schneidet sich selbst jede Hoffnung des Rückzugs ab, durch die er sein Vaterland wieder zu gewinnen hoffen dürfte.

XII.

Religion muß frühe eingeflößt werden, um dem Alter zu gute zu kommen.

.... Doch welcher Ursache ist jene Gottlosigkeit des Alters zuzuschreiben, welche das jetzige Geschlecht von den früheren unterscheidet? Entsteht sie nicht vornämlich aus der Vernachlässigung frühzeitiger religiöser Belehrung, welche seit so vielen Jahren Boden unter uns gewonnen hat? ... Damals hatten Eltern noch nicht jene Maxime neuester Verfeinerung sich angeeignet, daß religiöse Belehrung verschoben werden müsse, bis der Verstand reif sey selbst zu wählen und sich zu entscheiden — d. h. mit anderen Worten bis er so sehr von anderen Dingen in Anspruch genommen sey, bis weder Raum noch Geschmack für die christlichen Glaubenslehren, oder die Vorschriften christlichen Gehorsams vorhanden. ... Schon in den Gesetzen unserer Natur finden wir eine weise Vorsorge getroffen, um die endliche Wirksamkeit früher religiöser Belehrung zu fördern. Wenn dem Greise auch keine Empfänglichkeit mehr geblieben ist für seine gewohnten Genüsse — wie trachtet er die Leere auszufüllen? Kehren seine

Gedanken nicht zurück zu den Jahren der Kindheit, und lebt er nicht noch einmal, in der Phantasie mindestens, alle jene Auftritte wieder durch, die ihm in dieser Ferne fast noch lieblicher erscheinen, als er sie im Augenblicke des wirklichen Genusses empfunden hatte? Angeekelt von allem was ihn jetzt umgiebt, enttäuscht von jenen Bestrebungen, denen er einst in der Fülle der Hoffnung sich hingegeben hatte — denen er aber jetzt fühlt vergebens seine Ruhe, vielleicht die Unbeflecktheit seines Gewissens geopfert zu haben — findet er ein sinnendes Vergnügen darin, die Zeit vor sich vorüberziehen zu lassen, da sein Gemüth noch heiter und unschuldsvoll war; und selbst die Sorgen und Bekümmernisse jener Tage erscheinen ihm jetzt anziehender als alles, was er noch an Vergnügen zu schmecken hoffen darf. Was ist also wohl natürlicher, ja gewisser, als daß, wenn damals seinem Gemüthe die Grundsätze der Religion eingeflößt und die Gefühle der Andacht in diesem empfänglichsten Lebensalter geweckt worden, jetzt mit den anderen gleichzeitigen Eindrücken sie erwachen und sich unter einem neuen Gesichtspunkte darbieten werden, um so anziehender, weil, während alle anderen jugendlichen Beschäftigungen nur in der Erinnerung auferstehen, diese ein neues frisches Leben gewinnen und selbst in vollkommenerem Maaße genossen werden können als damals. So müssen denn selbst die Mängel des Gedächtnisses, welche

ein hohes Alter herbeyführt, in diesem Falle weit eher förderlich als hinderlich seyn. Fast immer, während spätere Zeiten nur unvollkommen erinnert werden, mitunter fast erloschen scheinen, treten die Erinnerungen der Kindheit und Jugend im hellsten Glanze, scharf und genau in ihren Umrissen hervor. Und, ward das Gedächtniß früh mit den Kernsprüchen der heiligen Schrift genährt, da haften sie, da treten sie kräftig, tröstend, erquickend hervor in den Tagen, die uns nicht gefallen, ja in der Stunde des Todes, wenn kein anderer Trost mehr das Ohr erreichen kann!

XIII.

Man lehre die Jugend Entsagung und Selbstverläugnung.

Vielleicht stehen wir in keiner Beziehung weiter hinter den gebildeteren Nationen des Alterthums zurück, als in dem Theile der Erziehung, der die Erhaltung der Reinheit des Gemüths und die Zucht des Herzens angeht.

Das große Geheimniß religiöser Erziehung, welches in unserer Zeit aus dem Gebrauche gekommen zu seyn scheint, besteht darin, die jungen Leute zu einer beständigen inneren Zucht, einer frühen Zügelung der Affekten zu gewöhnen, und zu einer fortwährenden Selbstbeschränkung in Be-

ziehung auf jene leicht zur Herrschaft gelangenden Neigungen, welche eine natürliche Tendenz haben, das menschliche Herz zu unterjochen.

Ohne diese Gewöhnung an sittliche Schranken, welche eins der Grundgesetze christlicher Tugend ist, mag der Mensch aus natürlicher Gemüthsbeschaffenheit wohl Gutes thun, nie aber wird er stets gut seyn. Ohne die kräftige Handhabung dieses zügelnden Prinzips reichen die besten Anlagen und die liebenswürdigsten Eigenschaften nicht aus, um einen tugendhaften Karakter zu begründen. Denn die besten Anlagen des Gemüths werden nur zu leicht durch das Zusammenwirken von Leidenschaft und Versuchung in dem Herzen besiegt, das nicht an diese heilsame Zucht ist gewöhnt worden; und die liebenswürdigsten Eigenschaften werden den Besitzer nur um so leichter verrathen, wenn das Herz nicht durch wiederholte kleinere Handlungen und lange geübte Gewöhnungen des Widerstandes gestählt worden.

In diesem, wie in einigen anderen Fällen, haben wir vor dem vorzüglicheren Werthe heidnischer Veranstaltungen zu erröthen. Wurden die Jünglinge Roms gelehrt, sich stets wie in der ehrfurchtgebietenden Gegenwart Cato's zu denken, um sie zeitig an die Unterdrückung niederer Gesinnungen zu gewöhnen und sie zu edlen und großherzigen zu begeistern? — und sollten nicht

die christlichen Jünglinge gemahnt werden, daß hier ein Größerer zugegen, denn Cato? Sollten sie nicht zu der Gewohnheit gebildet werden, stets unter dem bleibenden Eindrucke zu handeln, daß Der, dem wir eines Tages Rechenschaft abzulegen haben, für Absichten sowohl als für Worte und Werke, Zeuge sey dieser wie jener? daß Er nicht allein „ihre Wege kenne, sondern auch ihre Gedanken verstehe von ferne"?

Wurden die Jünger eines heidnischen Weltweisen (Pythagoras) gelehrt, daß, um ihren Gehorsam gegen irgend eine Vorschrift zu erwirken, sie mochte ihnen nun gefallen oder nicht, es einzig und allein des Ansehens seines Namens bedürfe? waren die einfachen Worte: „der Meister hat's gesagt" — hinreichend, allen Streit zu enden und jedem Widerstreben ein Ziel zu setzen? Und sollen die Schüler eines göttlicheren Lehrers, die ein Gesetzbuch haben von Gott selbst geschrieben, sich genügen lassen an einer niederen Regel, oder sich beruhigen bey einer geringeren Autorität? Und kann irgend ein menschlichen Rücksichtnahmen entnommener Beweisgrund kräftiger und nachhaltiger auf ein abhängiges Wesen wirken als jene einfache und doch so große Versicherung und Bestätigung, welche so manche Vorschriften unseres Glaubens einleitet oder auch begleitet: „Denn der Herr hat's gesagt."

Wenig in der That ist erreicht, wenn, bey Einflößung der ersten Grundlagen, wir nur die kahle Zustimmung des Verstandes, das Daseyn eines höchsten Wesens anerkennend, gewonnen haben — wenn nicht das Herz und seine Zuneigung Hand in Hand gehen mit der Ueberzeugung, daß diese höchste Macht auf's innigste mit uns verbunden ist. Ein fühlendes Gemüth wird nur wenig gerührt werden von dem kalten Begriffe eines „geometrischen Gottes" — wie der treffliche Pascal es nennt —, der die Theile der Materie gegeneinander abwägt und die Elemente ordnet. Solch ein Gemüth wird wenig oder gar nicht bewegt werden, wenn man es seinen Schöpfer nicht unter der anziehenden und herzgewinnenden Gestalt kennen lehrt, welche das Buch der geoffenbarten Religion von Ihm zeigt. Daß „Gott ist", wird ihm weit mehr ein schreckender als ein tröstender Gedanke seyn, bis er von dem folgenden Satze überzeugt worden, daß „Er denen, die Ihn mit Fleiß suchen, ein Vergelter ist." Ja, wenn die natürliche Religion die schauererregende Eigenschaft Gottes, daß „Gott gerecht ist", wirklich erkennt und anerkennt, so kann sie nur den Schrecken eines zarten Gewissens mehren, bis es aus der Quelle aller Wahrheit belehrt wird, daß „Er den gerecht macht, der an Jesus glaubt."

Doch wenn die großen und feyerlichen Gewährleistungen unserer Religion nicht tief in's Herz

geprägt sind, wohin sollen wir uns wenden, um irgend einen eben so wirksamen Zaum zu finden für die glühende Leidenschaftlichkelt des jugendlichen Geistes? Denn, mögen die Bestandtheile in der Mischung eines menschlichen Wesens noch so glücklich abgewogen, möge die natürliche Gemüthsart noch so liebenswürdig seyn, dennoch, wenn ein Mensch aufhört sich als ein verantwortliches Geschöpf zu betrachten, welcher Beweggrund wird ihm dann noch bleiben, einer starken Versuchung zu einem gegenwärtigen Glücke zu widerstehen, wenn er nicht die Furcht hegt, dadurch eines höheren, zukünftigen verlustig zu gehen?

XIV.

Religiöse Erziehung macht nicht ungeschickt zu einem Geschäftsleben, noch ist sie ein Hinderniß feinerer Weltbildung — verträgt sich mit Witz, Wissenschaft und wahrer Fröhlichkeit.

Es möchte vielleicht eingewendet werden, daß eine so tief eingepflanzte religiöse Gesinnung dem allgemeinen Zwecke der Erziehung widerstreite, welche Männer für das Geschäftsleben, und nicht Einsiedler und Asceten bilden wolle?

Es ist indeß so wenig Wahrheit in diesem scheinbaren Einwurfe, daß ich vielmehr vest überzeugt bin, daß, wenn religiöse Grundsätze nur

den Herzen tiefer eingeprägt würden, selbst die Dinge dieser Welt sich gut dabey stehen würden. Denn wo sollen wir alle jene Eigenschaften suchen, welche den wackern Geschäftsmann ausmachen? Pünktlichkeit, Fleiß, Ausdauer; Aufmerksamkeit, jedes Ding zu rechter Zeit zu thun (die große Angel, auf der das Geschäftsleben sich bewegt) — wo anders, als bey dem Manne von Grundsätzen. Gewissenhafte Zeiteintheilung, Treue im Worthalten, die es nie wagt weder zu trügen, noch die Erwartung zu täuschen — diese bilden das Grundwesen eines thätigen und nützlichen Karakters — und wo sollen wir diese am natürlichsten suchen? Wer wird so wenig „träge seyn im Wirken“ als der „brünstig ist im Geiste“? Und wird derjenige nicht auch am regelrechtesten gegen Menschen sich verhalten, der am fleißigsten ist „Gott zu dienen“?

Der zweyte Einwand, daß die Herrschaft religiöser Gesinnung, wenn sie auch zum Geschäftsmanne nicht untüchtig mache, doch mit der feineren Weltbildung unverträglich sey, wird sich eben so unhaltbar erweisen. Denn, wo alle andern wirklichen Vorzüge, Geistesgaben, Erziehung und Umgebung gleich sind, da leidet es keinen Zweifel, daß im Punkte der wahren Höflichkeit ein ächter Christ die Welt mit ihren eigenen Waffen schlagen wird, würde auch diese Welt selbst zum Richteramt berufen.

Freylich müssen wir gestehen, daß bey dem jetzigen verderbten Zustande der Dinge es kaum irgend eine menschliche Erfindung giebt, für die wir dankbarer zu seyn hätten, als die höfliche Sitte — da sie als ein wohlthätiger Schirm so viel Häßliches unseren Blicken verhüllt — wo die ächte Tugend fehlt, da ist die feine Sitte ein allerliebstes Surrogat — aber auch nur ein Surrogat! Denn wo die Grundsätze des Christenthums in ihrer ganzen Fülle und Reinheit im Leben wirkten, da würden sie mehr wahre Höflichkeit erzeugen als alle Maximen menschlicher Eitelkeit, oder weltlicher Schicklichkeit zusammen genommen. .... Wenn „weinen mit den Trauernden", „sich freuen mit den Fröhlichen", „von Anderen höher halten als sich selbst", „sich gern unten an setzen", „nicht unser eigenes Beste suchen" u. s. w., wenn dies liebenswürdige, gewinnende, wahrhaft höfliche Erweisungen in unserem Benehmen sind — dann ist wahrlich St. Paulus ein feiner gebildeter Mann — er hat mehr von einem „Gentleman" als der: Höfling des Castiglione, oder selbst Lord Chesterfields Briefe ihn dazu bilden können. ....

Unter den vielen Vorurtheilen, welche junge und weltlichgesinnte Menschen gegen das Christenthum hegen, ist ferner das: es sey der abgesagte Feind des Witzes und des Genies. Allein mit Wahrheit sagt einer seiner witzigsten Vorkämpfer,

daß „Frömmigkeit niemand befiehlt ein Tropf zu seyn“. Und man wird nach genauer Untersuchung nicht abläugnen können, daß, wenn die Irreligiosität auch fähige Verfechter gefunden habe, die fähigsten doch auf der anderen Seite standen. Auch wird man in keinem Gebiete der Wissenschaft oder der Literatur einen Kämpen des Unglaubens aufweisen können, dem nicht auf Seiten des Christenthums ein größerer Name entgegenzustellen wäre — wir führen hier die Philosophen als Beyspiel an.

Er, der dem Reiche der Natur die schärfste Forschung gewidmet hat, wie sie kaum je einem andern sterblichen Auge verliehen ward, hatte sich tief versenkt in das Buch göttlicher Weisheit — wir brauchen wohl kaum Isaak Newton zu nennen. Und der begabteste Schriftsteller über das intellektuelle Wesen des Menschen — Locke — hat eine der beweisreichsten Abhandlungen: „über die Vernunftmäßigkeit des Christenthums“ hinterlassen. ...

Pascal hat bewiesen, daß eben so viel Logik als Beredsamkeit in der Vertheidigung der Offenbarung gezeigt werden möge als im Angreifen derselben. Sein mathematischer Geist ließ sich nicht leicht mit anderen Beweisen zufrieden stellen als die einer Demonstration so nahe kamen, wie es die Natnr des Gegenstandes nur erlauben mochte. Erasmus hat in seinen Schriften über die Un-

wissenheit der Mönche und in seine Provinzialbriefe über den Trug der Jesuiten, die ein völliges Freyseyn von aller Frömmeley beurkunden, zugleich so viel schneidenden Witz und ein so gesundes Urtheil niedergelegt, als kaum in der ganzen Masse neuester Philosophie aufzufinden seyn möchte.

Einer der nie versagenden Kunstgriffe, durch die man unerfahrene Gemüther auf die Seite des Unglaubens hinüber zu locken sucht, ist der populäre Anstrich von Unbefangenheit, Gutmüthigkeit und Duldsamkeit, welchen er anzunehmen weiß. Während die aufrichtige Frömmigkeit oft eines mürrischen Wesens und zu großer Strenge beschuldigt wird, weil sie die Lehren, auf welche ihre ewige Hoffnung begründet ist, nicht ohne tiefe Herzensbewegung verhöhnt sehen kann, erlangen Gleichgültigkeit und Unglauben leichten Kaufes ein Lob, da sie weder Schmerz empfinden noch Unwillen bezeigen, wenn sie die, Schauer der Ehrfurcht weckenden Wahrheiten lächerlich gemacht und die heiligsten Verpflichtungen für nichts geachtet hören. Da sind sich aber die Bedingungen nicht gleich. Der Ungläubige mag leicht gutmüthig erscheinen, eben seiner Leichtfertigkeit wegen; allein der Christ vermag nicht über die Dinge Scherz zu treiben, welche seine ewige Seligkeit angehen. Die Spötter, welche die Jugend reden, die Bücher, die sie angezogen hört, belasten erst das Christenthum fälschlich mit ihren eigenen

irrigen, thörichten Meinungen, und stellen es dann eben so ungerecht als ein Ungeheuer dar, das sie freylich erst selbst geschaffen haben.... Andererseits nehmen sie das Wohlwollen als die ihnen ausschließlich zukommende Haupttugend in Anspruch und beschuldigen einer frömmelnden Grausamkeit, einer geistigen Engherzigkeit diejenigen, welche auf die Gefahren der Zügellosigkeit und auf die Schrecken des zukünftigen Gerichts warnend hindeuten. Und dieses zärtliche Wohlwollen, mit all' seinem gefühligen Erbarmen, fürchtet und schämt sich nicht, der frommen Demuth den Trost einer gegenwärtigen Hoffnung entreißen zu wollen, und die selige Aussicht auf ein Leben des Friedens und der Freude ohn' Ende! Doch will es uns kein sehr erfolgreiches Mittel dünken, den Grundstock menschlichen Glückes zu vermehren, wenn man der Menschheit die Grundsätze raubt, deren Vernichtung der Freundschaft ihr Band, der Gesellschaft ihre Sicherheit, der Geduld ihre Triebfeder, der Sittlichkeit ihren Grund, der Unbestechlichkeit ihren Lohn, dem Kummer seinen Trost, dem Leben seinen Balsam, dem Tode die Stütze entziehen würde!

Jenes sinnlose Gewäsch französischer Philosophie, welche von reiner uneigennütziger Güte schwätzt, die nur um ihrer selbst willen handle und gleichmäßig die Strafe verachtet und den Lohn verschmäht, jene alberne Vornehmthuerey des menschlichen Hoch=

muths — offenbart eine eben so große Unkenntniß der menschlichen Natur als der christlichen Offenbarungslehre, denn es wendet sich an den Menschen als an ein Wesen, das aus lauter Geist bestände, ohne irgend eine Beymischung von Leidenschaften, und das glücklich gemacht werden könnte, ohne Hoffnung — und tugendhaft, ohne Furcht. Diese Philosophen geberden sich, als seyen sie unabhängiger denn Moses, ja uneigennütziger als Christus selbst; denn Moses hatte die zukünftige Belohnung im Auge, und Christus erlitt das Kreuz und achtete der Schande nicht um der Freude willen, die sein wartete.

Ein Geschöpf, das durch den Andrang irgend einer stürmischen Neigung fortgerissen wird, kann nicht so leicht zurückgehalten werden (wird es überall noch zurückgehalten!) durch eine kalte Betrachtung über die Schönheit der Tugend. Wenn die Scheu Gott zu beleidigen und seinen ewigen Zorn sich aufzuladen es nicht aufhält, wie sollte ein schwächerer Beweggrund es thun? Wenn wir gewahren, daß die kraftvollen Verheißungen und Drohungen, welche die heilige Schrift vorhält, nur zu oft ein unzureichender Zaum sind — so ist es thöricht, dasselbe Ziel mit schwächeren Mitteln anzustreben — es ist, als brächen wir einer Uhr das Haupttriebrad aus und erwarteten nun, sie würde jetzt richtiger gehen. Ja es wäre eben so albern, als wollte der Philosoph, der solche Lehre

verbreitet, versuchen mit seinem kleinen Finger die Last aufzuheben, welche der Kraft des mächtigen Hebels und des Krahnes Widerstand geleistet hat.

Auf stille und gemäßigte Gemüther mag in der That, in der Ruhe der Zurückgezogenheit, beym Schweigen der Leidenschaften, in der Abwesenheit von Versuchungen, die Tugend, als den Lohn in sich selbst tragend, also wirken mögen; und lieblich sind die Früchte, die sie trägt, indem sie Gesundheit, guten Namen und Vermögen bewahrt. Allein auf wie Wenige wird dieser Grundsatz sich wirksam erweisen, und wie oft wird seine Wirksamkeit auch bey diesen unterbrochen werden! Und wenn die Tugend um ihrer selbst willen auch hie und da ein Herz gewinnen sollte, welches fast von selbst durch Naturanlage zum Guten gebildet scheint, doch vermag kein Beweggrund zu allen Zeiten, auch diese zurückzuhalten (besonders unterm Andrange der Versuchung) als der einfache Ausspruch: „Für alles dieses wird dich Gott zur Rechenschaft fordern."

Die Schönheit unserer Religion besteht gerade darin, daß sie nicht einigen seltenen auserwählten Geistern ausschließlich dargeboten; daß sie kein Gegenstand der Spekulation, oder eine Uebung des Geistesvermögens ist, sondern vielmehr eine Regel für's Leben, die sich jedem Stande, jeder Fähigkeit und Gemüthsart anpassend erweiset. Die Herrlichkeit

der christlichen Religion ist eben das zu seyn, was nicht zu seyn der Ruhm der alten heidnischen Philosophie gewesen ist, die Religion des Volks — und das was ihren karakteristischen Werth ausmacht, ist eben ihre Angemessenheit für das Wesen, den Zustand und die Bedürfnisse des ganzen menschlichen Geschlechts.

.... Um uns kurz zu fassen, wer aufmerkt was sein eigenes Herz bedarf und den angemessenen Beystand, den das Evangelium ihm dabey leistet, wird finden, daß dies zwey Größen sind, die einander vollkommen decken — ein innerer Beweisgrund, stärker vielleicht als irgend ein anderer, für die Wahrheit der Offenbarung.

Dies ist die Religion, welche den unbefangenen Herzen der Jugend nahe gebracht werden sollte, um sie zu erwärmen, und durch welche ihr noch biegsames Gemüth sollte geleitet werden. Sie wird alsdann „ein Licht auf ihrem Wege seyn", stärker, stetiger, heller als der schwache und ungewisse Irrlichtschimmer einer kalten und trostlosen Philosophie.

XV.

Die stillen unscheinbaren Tugenden des Christen werden von der Welt gering geachtet.*)

.... In ethischen sowohl als politischen Abhandlungen ist es oft hervorgehoben worden,

*) Aus dem vierten Kapitel ebendaselbst.

daß das Gute nicht thun schon ein großes Uebel sey; doch hat man vielleicht nicht ein eben so großes Gewicht darauf gelegt, daß nichts Böses thun auch schon ein großes Gut sey. Diese Art von Güte fällt nicht glänzend genug in die Augen, um der Gegenstand der Bewunderung des großen Haufens zu seyn; doch wird vielleicht der Werth dieser Enthaltung vom Laster desto besser von den Christen gewürdigt, gerade weil ihr der Schimmer und die Hülfe einer mehr aufregend wirkenden thätigen Ausübung abgeht.

Doch wenn die Grundsätze des Christenthums in nicht gar großer Achtung stehen, so genießen die sie begleitenden Eigenschaften, die christlichen Tugenden, eines noch weit geringeren Ansehens. Bedenken wir jedoch, daß jene verborgenen Gewohnheiten der Selbstbeherrschung, diese innerlichen und nicht sich aufdringenden Tugenden, welche kein Erstaunen hervorrufen, keinen Wetteifer entzünden, kein Lob erzwingen, zugleich die schwierigsten und erhabensten sind — und, wenn das Christenthum wahr ist, auch einst von Dem am huldreichsten werden anerkannt werden, der Zeuge des geheimen Kampfes, wie des stillen Sieges gewesen. Während die glänzenden Thaten, welcher Zeuge die Welt und deren Lohn unsterblicher Ruhm war, dem, der sie verrichtet, vielleicht weniger kosteten, als einem gewissenhaften Christen

die Unterwerfung einer unordentlichen Begierde gekostet hat — eine Eroberung, von welcher die Welt nimmer etwas erfahren wird, und, erführe sie's, wahrscheinlich sie verachten würde. Ein Christenleben besteht aus zwey, wie es scheint, gleich schwierigen Dingen — das Annehmen guter Gewöhnungen, das Abthun schlimmer. Keiner tritt den Lauf an auf der Bahn der Gottseligkeit mit einem Fond natürlicher angeborner Unschuld, oder gänzlichem Freyseyn von Sünde — ein solcher Zustand ist nirgend vorhanden im Menschenleben. Das natürliche Herz ist nicht, wie man wohl oft fälschlich wähnt, ein unbeschriebenes Blatt, auf das der heilige Geist nur die Züge des Guten nieder zu schreiben hätte: ach, nein! viele Flecken müssen ausradirt, mancherley Unreinigkeiten müssen hinweggewischt werden, ehe eine neue Schrift darauf eingeschrieben werden mag. ....

.... Das Evangelium urtheilt nicht nach Menschenweise, denn es macht die sich (vom Bösen) enthaltenden Tugenden stets zur ersten Staffel der rechten Uebung der thätig wirkenden — und das Aufgeben des Schlechten, ist die nothwendig vorausgehende Bedingung der Ausübung des Guten. „Höret auf übel zu thun" ist die unerläßliche Vorbedingung des: „lernet Gutes zu thun". Wir müssen „thörichte Gedanken hassen", ehe wir „Gottes Gesetz lieben" können. Wir müssen „Bosheit und Heucheley ab-

legen" um fähig zu werden „den guten Samen des Wortes aufzunehmen". „Ein von den todten Werken reines Gewissen haben"; „uns der fleischlichen Lüste enthalten"; „die Gedanken in den Gehorsam Christi bringen" — dies sind Thaten, oder vielmehr Unterlassungen von Thaten, welche, obwohl nicht der Meißel des Bildners, noch die Beredsamkeit des Geschichtschreibers oder der Lobgesang des Dichters ihnen Unsterblichkeit sichern wird, dennoch „im beständigen Gedächtniß bleiben werden", wenn die Werke des Bildhauers, des Geschichtforschers, des Dichters längst vergessen sind.

XVI.

Das Evangelium ist ein Strom, den der Elephant nicht durchwaten kann, in dem aber die Maus dennoch nicht ertrinkt.*)

.... Es ist eine der werthvollsten Seiten des Evangeliums von Christo, daß, obwohl es in seinem Zusammenhange ein vollkommenes und geschlossenes System ist; obwohl es einen großartigen Plan offenbart, von dem vollständige Reihen von Beweisgründen, und zusammenhängende Gedankenfolgen in reicher Fülle ausgehen, — doch dasselbe, erbarmungsvoll zu der Menge sich herablassend, welche es vorzugsweise berücksichtigt und

*) Aus dem vierten Kapitel.

welche unfähig gewesen wäre, eine lange Kette von Folgerungen zu verstehen, oder weit ausgesponnene Schlüsse zu fassen, — es für diese Menge die wichtigsten Glaubenswahrheiten und die wesentlichsten Lehren der Tugend in einzelne Sinnsprüche zusammenfaßte, in kurze Sätze zerlegte, die, scheinbar von einander unabhängig, doch ein vollendetes Ganze bilden. Aus diesen wichtigen Grundzügen ist die ganze Reihe menschlicher Tugenden entwickelt und mehr als ein werthvolles Compendium der Ethik gebildet werden.

Wird es der Bewunderung werth erachtet, daß aus so wenigen Buchstaben des A B C's, so wenigen Zahlzeichen der Rechenkunst, aus den wenigen Tonzeichen der Musik, so endlose Verbindungen in diesen verschiedenen Künsten hervorgehen; wie viel schöner und lohnender müßte es seyn, den ganzen Kreis der Sittenlehre sich zum Bewußtseyn zu bringen, der also aus diesen wenigen Grundelementen und Grundlinien der evangelischen Wahrheit hervorgegangen ist. Was wollen alle Beweisgründe Seneca's gegen die Todesfurcht doch verschlagen? haben sie wohl je einen seiner Leser beym Herannahen des Todes nur halb so wirksam mit ihm ausgesöhnt, als dies bey dem demuthsvollen Gläubigen geschieht durch die einfache Gewißheit: „Ich weiß daß mein Erlöser lebt.“

Während der Philosoph unserer Tage die Grenzen der menschlichen Erkenntniß erweitert, indem er es unternimmt zu beweisen, daß die Materie ewig sey; oder die Masse menschlicher Glückseligkeit dadurch zu vermehren meint, daß er das Erlöschen des Geistes zu demonstriren strebt — wird es einem ungelehrten Manne nicht schaden zu glauben: „daß Himmel und Erde vergehen, aber daß Gottes Wort bestehen wird." Während jener Erste die fruchtbare Untersuchung anstellt, weshalb die Gottheit die Welt so spät erschaffen, ja, warum sie überall erschaffen ward, wird es dem Letzten keinen Schaden bringen zu glauben, daß „im Anfange Gott die Welt erschaffen hat", und daß „er sie richten wird in Gerechtigkeit."

Während der wissenschaftlich Gebildete mit Nutzen das Buch der Natur, der Geschichte und der Völkerkunde erforscht, möge er sich freuen, daß sein ungelehrter Mitbruder die einfache Ueberzeugung hegt: „daß die Liebe des Gesetzes Erfüllung sey", und „daß die Liebe dem Nächsten nichts Böses thut". Er selbst aber sey gewiß, daß, wenn ihm auch alle Briefe des Tullius (Cicero) so geläufig sind, daß er sie auswendig weiß, er keine innigere und wirksamere Gesinnung sich zu eigen gemacht haben könne, als dem geringsten Christen die Weisung giebt: „Einer trage des Andern Last." Indeß der Witzling das Glaubensbekenntniß kritisch beleuchtet,

wird er nicht der verlierende Theil dadurch seyn, daß er seine Untergebenen ermuntert, die Gebote zu halten, da solche einfache Vorschriften als die eben angezogenen eine richtigere und praktischere Lebensregel enthalten, als irgend eine die aus allen den Pergamentrollen heidnischer Philosophie mag zusammengelesen werden, so ausgezeichnet manche davon durch die Weisheit und Reinheit ihrer Lehren auch seyn mögen. Denn, wiewohl sie reich sind an Stellen ächter Erhabenheit und Gesinnungen von großer sittlicher Schöne, muß doch das Ganze des Ergebnisses mangelhaft und die Folgerungen natürlich einander widersprechend seyn. Dies war nicht die Schuld des Verfassers, sondern des Systems selbst. Der Gesichtssinn war scharf — allein das Licht, bey dem er sah, trüb. Der durchdringendste, weisheitsvollste Scharfsinn vermochte, im Zwielichte natürlicher Religion, geistliche Dinge nicht in der Bestimmtheit zu unterscheiden, in der sie jetzt, im hellen Glanze des Lichts, welches vom Evangelium ausstrahlt, auch von dem einfachsten Christen erschauet werden.

Und wenn es wahr ist, daß, was die Grundsätze verderbt, auch den Geist verdunkele, so lieset gewiß ein ungebildeter ernster Christ seine Bibel mit größerer Geistesklarheit, mit einer innerlichen Erläuterung, welche keinem Zweifler oder bloßen Weltlinge zu Gute kommen. Denn Jener ist nicht

zuvor gegen die Sache eingenommen, die er ergründen möchte. Er wird nicht oft durch seine Leidenschaften, noch seltener durch sein Interesse in Versuchung kommen, seiner bessern Ueberzeugung zu widerstreben. Während „das Geheimniß des Herrn (augenscheinlich) bey denen ist, die Ihn fürchten" — ist die Vernunft derer, die Ihn nicht fürchten, im allgemeinen schon im voraus eingenommen, indem sie durch irgend ein Band von der Welt, ihren Leidenschaften, oder ihrem Stolze zurückgehalten wird, noch ehe sie in die Untersuchung eingeht. . . . .

Anlage E.

Wir können es uns nicht versagen, folgendes, auf Hanna More's letztes Werk: Der Geist des Gebets bezügliche Schreiben mitzutheilen.]

Auszug aus dem Schreiben des Geistlichen Herrn Stephens an Hanna More.

Ich habe eben das letzte Kapitel Ihres Buches über das Gebet vollendet und werde es noch heute einem jungen Landmädchen vorlesen, mit dem es an einer zehrenden Krankheit zu Ende geht — ein liebes frommes Kind — dem aber wohl noch ein harter Kampf bevorsteht. .... Dies Kapitel wird um so ergreifender wirken, da auch Sie nicht auf Rosen lagen, als es niedergeschrieben wurde, und der Inhalt also aus der inneren Erfahrung geht. ....

Empfangen Sie meinen aufrichtigen Glückwunsch, gnädige Frau, wegen dieses Werkes, das Ihren schätzbaren Arbeiten die würdige Krone aufsetzt. Unter allen praktischen Gegenständen ist das Gebet der vorzüglichste. Ich möchte fast lieber Gebet ohne Glauben und Liebe haben, als Liebe und Glauben (wenn sie ohne dasselbe seyn könnten?) ohne Gebet, denn ohne dieses könnten sie eingebüßt werden, aber wo das Gebet ist, da werden sie sich bald einfinden. Wenigstens bin ich gewiß, daß der Mensch der im Gebete beharrt, nicht lange im Zweifel über die wichtigsten religiösen Grundwahrheiten bleiben wird. Er wird durch das nachdrückliche und eindringliche Zeugniß seiner eigenen Erfahrung inne werden, daß wahr und wahrhaftig ein Gott ist, der die Welt regiert — sie auf's allergenaueste durch eine eben so besondere Vorsehung regiert, wie die besonderen, wenn auch geringfügigen Umstände seiner vernünftigen Geschöpfe es heischen. Daß Er ihr Flehen hört und erhört, daß er das Gute belohnt und das Böse bestraft in all' ihrem Thun, und daß er besonders die Reinigung und Veredlung ihrer sittlichen Natur bezwecke, wenn auch zu Zeiten auf Wegen und durch Mittel, die einen zukünftigen ausgleichenden Zustand durchaus nothwendig zur Rechtfertigung seiner Gerechtigkeit, Huld und Güte erscheinen lassen, d. h. jener

Eigenschaften, welche Gebet und Erfahrung uns als die seinigen haben erkennen lehren.

Doch hiemit ist die Wirkung nicht zu Ende. Unter den verschiedenen Beweisen, daß das Christenthum von Gott sey, kenne ich keinen stärkeren, wenn ich nach der Kraft, die er über mein eigenes Gemüth übt, urtheilen darf, als die wunderbare Uebereinstimmung des Evangeliums mit alle dem, was Gebet und Erfahrung uns von den Wegen Gottes mit den Menschen lehren. Christus lehrte uns diese wunderbaren Wahrheiten, welche Gebet und Erfahrung bestätigen. Er lehrte uns überdies, was sie nicht lehren können, doch was bewunderungswürdig übereinstimmt mit all den Entdeckungen die sie machen, und die Schwierigkeiten löset, von welchen jene Entdeckungen sonst umgeben bleiben würden. Er war es also, der uns dieses Fernrohr gab, um noch ungeschauete Wahrheiten zu entdecken. Er war unser Galilei wie unser Newton in himmlischen Dingen; denn er hat uns beten gelehrt — und es giebt keine Pflicht, die er, durch Lehre und Beyspiel, sorgfältiger eingeschärft hätte.

Ich habe zuweilen folgende Beweisführung ungläubigen Philosophen entgegengehalten, welche eine besondere Vorsehung bezweifeln oder gar abläugnen. „Ihr glaubt an das Vorhandenseyn der

jüngst entdeckten Planeten und andere Thatsachen der Sternkunde, welche ihr selbst nie beobachtet habt, und würdet es für eine thörichte Zweifelsucht halten, wenn irgend jemand sie noch in Frage stellte. Warum? weil Alle, die sich der dazu geeigneten Ferngläser bedient und die geeigneten Beobachtungen sorgfältig angestellt haben, dieselbe Wahrheit einstimmig bestätigen. Nun werdet Ihr aber keinen Menschen finden, der länger in der Gewohnheit stillen Gebets im Kämmerlein verharret ist, der Euch nicht sagen wird, daß ihm viele und entscheidende Beweise geworden sind, entscheidend durch ihre Zahl und ihr Zusammentreffen, daß seine Gebete gehört wurden, und thatsächlich beantwortet in den verschiedenen Umständen seines Lebens — und wenn auch nicht immer in der Art, wie er es gewünscht habe, doch häufig und auf auffallende Weise, selbst in dieser Art! Und fast immer, wenn er mit Ernst gebetet habe, in solcher Art, daß er früher oder später erkennen mußte, so sey es für sein zeitliches und ewiges Wohl am besten gewesen. Wie weit auseinandergehend auch in anderen Punkten die Ansichten frommer Menschen seyn mögen, darin kommen sie alle überein, und viele haben es ausdrücklich gestanden, daß die Dinge im Laufe des Tages nie einen erwünschten Gang nahmen, wenn sie beym Morgengebete zerstreut,

kalt oder lau gewesen.*) Bey allen diesen Zeugen vorauszusetzen, daß dies der Traumwahn ihres Aberglaubens sey, wäre kaum unvernünftiger als die Voraussetzung, daß alle Beobachter der Pallas, Ceres und Vesta durch Meteore getäuscht worden, oder mangelhafter Fernröhre sich bedient haben. Daß der Mehrzahl der Menschen kein solcher überführender Erweis geworden, da diese nie in der Gewohnheit des Gebets gewesen, wäre ein eben so müssiger Einwand, als der, daß die eben erwähnten Planeten nicht von denen geschaut worden, die nie in der gehörigen Richtung und mit der Hülfe eines guten Fernrohrs nach ihnen ausgeblickt haben. Euer Zweifel ist deshalb in dem einen Falle eben so unphilosophisch, wie in dem andern. Ihr schenktet Herschel Glauben, da er die staunenerregendsten Entdeckungen verkündete, als er Euch sagte: „Schauet hin — und Ihr werdet sehen.“ Allein Christo versagt ihr denselben, wenn Er Euch eine Vorsehung enthüllt, ohne die kein Sperling vom Dache fällt und Der, wenn Er

*) Ein frommer Bischof der griechischen Kirche in Aleppo, der von dem Missionar Stephan Schultz befragt wurde: weshalb er in der Morgenpredigt stecken geblieben, da er doch am Nachmittage so voll Salbung gepredigt? — antwortete demüthig in kindlicher Einfalt: „Ich hatte nicht gebetet!“

Bayerische Staatsbibliothek München

Euch eine so glaubwürdige Wahrheit lehrt, als die, daß Gott die Welt regiert, die er geschaffen hat, zu Euch spricht: „Bittet, so werdet Ihr nehmen; suchet, so werdet Ihr finden; klopfet an, so wird Euch aufgethan.“*)

*) Vergleiche: Claudius Gespräch mit seinem Vetter in der Schneiderstunde — über die Schwärmerey — (Claudius Werke, A. Ausgabe Bd. 5, S. 197 ff.)

Druckerei des Rauhen Hauses.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

More, Hanna

Hanna More, auch ein Schriftstellerleben Dargestellt nach Roberts und anderen Quellen von der Verfasserin des 'Leben und Denkwürdigkeiten der Frau Elisabeth Fry.' Mit einem Anhange, enthaltend Auszüge aus Hanna More' s Schriften

Hamburg 1849

Biogr. 809 ld
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10065269-8